

Jüdisches Leben in der
Weimarer Republik
Jews in the Weimar Republic

Herausgegeben von
WOLFGANG BENZ,
ARNOLD PAUCKER und
PETER PULZER

*Schriftenreihe
wissenschaftlicher Abhandlungen
des Leo Baeck Instituts*

57

Mohr Siebeck

Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen
des Leo Baeck Instituts

57



Jüdisches Leben in der Weimarer Republik

Jews in the Weimar Republic

herausgegeben von

Wolfgang Benz, Arnold Paucker
und Peter Pulzer

Mohr Siebeck

Dieses Open Access eBook wird durch eine Förderung des Leo Baeck Institute London und des Bundesministeriums des Innern und für Heimat ermöglicht.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Jüdisches Leben in der Weimarer Republik = Jews in the Weimar Republik

/ hrsg. von Wolfgang Benz ... – Tübingen : Mohr Siebeck, 1998

(Schriftenreihe wissenschaftliche Abhandlungen des Leo-Baeck-Instituts ; 57)

ISBN 3-16-146873-2

eISBN 978-3-16-163586-1 unveränderte eBook-Ausgabe 2024

© 1998 Leo Baeck Institute, London / J.C.B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen.

Dieses Werk ist seit 04/2024 lizenziert unter der Lizenz ‚Creative Commons Namensnennung – Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International‘ (CC BY-SA 4.0). Eine vollständige Version des Lizenztextes findet sich unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Das Buch wurde gesetzt aus der Bembo und gedruckt von Gulde-Druck in Tübingen auf alterungsbeständigem Werkdruckpapier der Papierfabrik Weissenstein in Pforzheim. Den Einband besorgte die Großbuchbinderei Heinr. Koch in Tübingen.

ISSN 0459-097-X

Inhalt/Contents

WOLFGANG BENZ	
Einleitung	1
 I. Juden in der Politik / Jews in Politics 	
MARTIN LIEPACH	
Zwischen Abwehrkampf und Wählermobilisierung. Juden und die Landtagswahl in Baden 1929	9
LUDGER HEID	
„Er ist ein Rätsel geblieben“. Oskar Cohn – Politiker, Parlamentarier, Poale-Zionist	25
WERNER T. ANGRESS	
Bernhard Weiß – A Jewish Public Servant in the Last Years of the Weimar Republic	49
KEITH ULRICH	
Industriefinanzierung in Deutschland. Die Bedeutung jüdischer Privatbankhäuser in der Weimarer Republik	65
 II. Juden in der Gesellschaft / Jews in Society 	
KLAUS FISCHER	
Jüdische Wissenschaftler in Weimar: Marginalität, Identität und Innovation	89
JACOB BORUT	
„Bin Ich doch ein Israelit, ehre Ich auch den Bischof mit“ – Village and Small-Town Jews within the Social Spheres in Western German Communities during the Weimar Republic	117
CLAUDIA PRESTEL	
The „New Jewish Woman“ in Weimar Germany	135

III. Antisemitismus und Gruppenbeziehungen / Antisemitism and Group Relations

ANTHONY KAUDERS	
Legally Citizens: Jewish Exclusion from the Weimar Polity	159
WERNER BERGMANN/JULIANE WETZEL	
„Der Miterlebende weiß nichts“. Alltagsantisemitismus als zeitgenössische Erfahrung und spätere Erinnerung (1919–1933)	173
TILL VAN RAHDEN	
Mingling, Marrying and Distancing: Jewish Integration in Wilhelminian Breslau and its Erosion in Early Weimar Germany	197

IV. Das Geistesleben / The Life of the Mind

PAUL MENDES-FLOHR	
The <i>Kriegserlebnis</i> and Jewish Consciousness	225
MARION NEISS	
Jiddische Zeitungen und Zeitschriften im Berlin der Weimarer Republik .	239
SILVIA CRESTI	
Aporien der jüdischen Identität. Literatur und Judentum in der Zeitschrift <i>Der Jude</i> von Martin Buber	253

V. Conclusion

PETER PULZER	
Between Hope and Fear: Jews and the Weimar Republic	271
Personenregister/Index of Names	281
Mitarbeiterverzeichnis/List of Contributors	287

WOLFGANG BENZ

Einleitung

„Das Zeitalter der Emanzipation ist beendet. Unsere seelische Sicherheit ist geborsten. Sie hatte uns vielleicht stumpf gemacht, allzu selbstbewußt und satt. Zwar – an judenfeindlichen Anfechtungen fehlte es eigentlich nie, aber wir ließen sie kaum je in uns hineindringen. Wir sahen die Geschichtsentwicklung zu einseitig, als daß wir an wirkliche Erschütterungen geglaubt hätten. Es ist schwer vorstellbar, denkt man etwa weiter, daß die Gleichberechtigung der deutschen Juden noch jemals wiederkommen könnte, wie sie früher bestand. Wenn sie aber nicht wiederkehrt, bleiben wir für immer ausgeschlossen von dem Volk, das wir mit unsagbarer Hingebung als unser eigenes empfunden haben und unter Schmerzen auch heute empfinden. In dieser inneren Entwurzelung, zu der die wirtschaftliche Existenznot noch einen schweren äußeren Kampf hinzufügt, bleibt uns ein innerer Halt: unser Judentum.“¹

Eva Reichmann schrieb diese Sätze 1934 in der *C. V. Zeitung*. Unter dem Titel ‚Deutsche Judenheit‘ war der Aufsatz Bilanz und Rechtfertigung, in dem sie die Idee der Assimilation, verkörpert im „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ gegen die zionistische Alternative verteidigt.

Mitte der 20er Jahre hatte der „Centralverein“, den religiöse Juden wegen seiner religionspolitischen Neutralität als eine „Art Ersatzjudentum“, als indifferente Interessenorganisation rügten, 60000 Einzelmitglieder und darüber hinaus korporative Mitgliedschaften. Er war damit die größte jüdische Vereinigung in Deutschland. Die innere Geschichte des 1893 gegründeten Vereins spiegelt – wie Eva Reichmann schreibt – die Entwicklung des deutschen Judentums: „Der Central-Verein besteht über 40 Jahre. Er ist ein Produkt der Emanzipation und ihrer Fehlschläge. Seine Gründung erfolgte zu dem Zwecke, von der juristischen Gleichberechtigung der deutschen Juden zu einer wirklichen Gleichberechtigung fortzuschreiten. Auf diesem Wege hat er mannigfache Schicksale erfahren. Erfolge und Rückschläge, Anerkennung und Verfremdung, Lobpreisung und Verdächtigung. Er hat darüber hinaus ein inneres Schicksal erfahren, das ihn zu einer geschichtlichen Tat werden ließ: nachdem er ursprünglich seine Aktivität ganz *der Umwelt zugewandt hatte, indem er ‚unbeirrt deutsche Gesinnung‘* verlangte und pflegte, deutsche Rechte durchzusetzen sich bemühte, wurde er allmählich zu einem Bollwerk gegen den Abfall vom Judentum. Mehr: er wurde zu einer Pflegestätte jüdischen Selbstbewußtseins auf

¹ Eva G. Reichmann, *Größe und Verhängnis deutsch-jüdischer Existenz*, Heidelberg 1974, S. 50.

deutsch-vaterländischer Grundlage und damit zu einer Einmaligkeit innerhalb des emanzipierten Westjudentums. Während in anderen westjüdischen Gemeinschaften eine zahlenmäßig mehr oder minder kleine zionistische Gruppe unmittelbar an die in langsamem oder schnellem Abfall begriffene Mehrheit grenzt, ist es die historische Bedeutung des Central-Vereins, das nichtzionistische deutsche Judentum deutsch und jüdisch erhalten zu haben. Erst wenn ein längerer zeitlicher Abstand wieder ermöglichen wird, der soeben beschlossenen Epoche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wird dieses Verdienst des Central-Vereins für alle sichtbar werden.“²

Für das Scheitern der jüdischen Emanzipation am deutschen Antisemitismus steht als Person und symbolische Figur Bernhard Weiß, der von März 1927 bis Juli 1932 stellvertretender Polizeipräsident in Berlin war, als Prototyp des exponierten Beamten jüdischer Herkunft, der zur Zielscheibe antiemanzipatorischer Demagogie wurde, dem die Loyalität zu Staat und Kultur abgesprochen wurde und dessen Bekenntnis zu Verfassung und Rechtsstaatlichkeit nur Hohn, Haß und Verachtung seiner nationalsozialistischen Feinde hervorrief. Er ist, wie Werner T. Angress schreibt, in Berlin vergessen, und keine Tafel erinnert an irgendeiner Polizeiwache an den mutigen preußischen Juden, der mit wenig Unterstützung die Republik gegen ihre Feinde zu verteidigen suchte.

Eine andere jüdische politische Biographie, die des Parlamentariers Oskar Cohn, der vor dem Ersten Weltkrieg Stadtverordneter in Berlin und 1918 für die USPD Unterstaatssekretär im Reichsjustizamt war, der im Reichstag und im preußischen Landtag saß, zeigt ähnliche Probleme, darunter auch die Schwierigkeiten, die ein jüdischer Sozialdemokrat nicht nur mit politischen Gegnern, sondern auch in der eigenen Partei haben konnte. Cohn war, wie in der biographischen Studie von Ludger Heid demonstriert, ein Sonderfall als Politiker, und nicht zuletzt deshalb, weil er sich zur *Poale Zion* bekannte.

Gegenüber dem assimilierten Judentum bildeten im jüdischen Deutschland der Weimarer Republik die Zionisten nur eine kleine Minderheit. In den jiddischen Periodica, die vor 1933 in Deutschland erschienen sind – einem von der Forschung bislang noch nicht beachteten Feld – haben sich vor allem Zionisten artikuliert. Ihr Publikum bildeten in erster Linie diejenigen Juden, die in der Bevölkerungsstatistik des Deutschen Reiches als „nicht im Besitz der deutschen Staatsangehörigkeit“ ausgewiesen waren. Ostjuden also, Zuwanderer aus Galizien und anderen osteuropäischen Gegenden, wie sie in den 20er Jahren im heute zunehmend verklärten Berliner Scheunenviertel lebten. Sie machten bis zu 20% der in Deutschland lebenden Juden aus. Über erste Ergebnisse der Presseforschung zu jiddischen Periodica die in der Weimarer Republik erschienen sind, berichtet Marion Neiss.

Nach der Volkszählung vom 16. Juni 1933 lebten in Deutschland 499682 Juden. Über die Zahl der Menschen jüdischer Herkunft, die sich nicht oder nicht mehr zur jüdischen Religion bekannten und über die Zahl der sogenannten Mischlinge – ein Terminus, der 1935 existentielle Bedeutung erhielt – über diese Personengrup-

² *Ibid.*, S. 48.

pe, die in die nationalsozialistische Verfolgung einbezogen war, ob sich die ihr Zugehörigen als Juden fühlten oder nicht spielte ja keine Rolle für die Verfolger, darüber gibt es keine statistischen Angaben.

Die Volkszählung von 1925 hatte 564379 Einwohner jüdischen Glaubens im Deutschen Reich ergeben. Das waren noch deutlich mehr als 1933. Der Verlust in der zweiten Hälfte der Weimarer Republik betrug 11,5%. Ein Teil dieses Bevölkerungsverlustes war durch die Fluchtwelle im ersten Halbjahr 1933 verursacht.

Aber es gab auch einen längerfristigen demographischen Trend, der innerhalb der Judenheit diskutiert und beklagt worden ist. So lesen wir in der *Zeitschrift für Jüdische Wohlfahrtspflege und Sozialpolitik* im Mai 1931: „Die Entwicklung der jüdischen Bevölkerung Deutschlands muß nachdenklich stimmen. Ein erheblicher, seit Jahren kontinuierlich zunehmender Sterbeüberschuß als Folge andauernden Geburtenrückgangs, ständige Vermehrung der Spätkinder, allmähliches Aussterben kleiner und mittlerer jüdischer Gemeinden infolge der Abwanderung der jungen Generation in die großen Städte: das sind Erscheinungen, welche schließlich den Bestand der deutschen Judenheit gefährden müssen.“³

Die Bevölkerungsstatistik zeigte auch eine Konzentrationsbewegung der Juden von Süden nach Norden, die Zunahme der jüdischen Bevölkerung in Preußen und in den großen Städten Berlin, Frankfurt am Main und Breslau hatten in dieser Reihenfolge den höchsten jüdischen Bevölkerungsanteil (Breslau ist Gegenstand der Fallstudie von Till van Rahden zur jüdischen Integration in den Anfangsjahren der Weimarer Republik). Berlin zählte 1925 172700 jüdische Einwohner (das war gegenüber 1910 eine Steigerung von fast 20%), in Frankfurt lebten 1925 29385 Juden gegenüber 26228 im Jahre 1910, und in Breslau betrug die Zahl im Jahre 1925 23240; 1910 waren es 20210 gewesen⁴.

Diese und einige weitere Daten sollen den äußeren Rahmen jüdischer Existenz in Deutschland zur Zeit der Weimarer Republik andeuten. Dazu gehört die Tatsache, daß die jüdische Bevölkerung Mitte der 20er Jahre um 5,5% oder fast 30000 Menschen größer war als vor dem Ersten Weltkrieg. Das kann man als Zeichen dafür deuten, welche Hoffnungen Juden auf Deutschland gesetzt hatten. Wenn die Jahre der Weimarer Republik als kulturelle Blütezeit des Judentums bezeichnet werden, so gab es innerhalb der deutschen Judenheit freilich auch skeptische Stimmen, die die 1933 angesichts äußerer Bedrohung erhobene Forderung nach Selbstvergewisserung, nach geistiger, religiöser, kultureller Erneuerung des Judentums vorwegnahmen.

Gershom Scholem ist eine der bedeutendsten Persönlichkeiten, die frühzeitig die Erneuerung propagierten. Er entschied sich für die zionistische Konsequenz. In seinen Erinnerungen *Von Berlin nach Jerusalem* berichtet Scholem von einem Mann, der nicht nur die bizarre Gestalt eines jüdischen Privatgelehrten verkörpert, sondern auch als Metapher für einen Bereich der jüdischen Gesellschaft zwischen Assi-

³ *Jüdische Wohlfahrtspflege und Sozialpolitik*, 2. Jg., Mai 1931, S. 183.

⁴ Vgl. Heinrich Silbergleit, *Die Bevölkerungs- und Berufsverhältnisse der Juden im Deutschen Reich*, Bd. 1, Berlin 1930.

milationszwang und geistiger Selbstbehauptung verstanden werden muß. Es handelt sich um Robert Eisler, der zweimal an der gleichen Fakultät der Wiener Universität promoviert hatte, zuerst in Nationalökonomie und später in Kunstgeschichte, und keinem war es eingefallen, daß es sich dabei um die gleiche Person handeln könnte. Als Autor fiel er durch unglaubliche Belesenheit, durch entsprechenden Zitate-reichtum, durch kühne Hypothesen und durch „Verweise auf die unvorstellbarsten und entlegensten Quellen“ auf. „Aber kein Verleger, der ein Buch von ihm gedruckt hatte, wollte je wieder etwas mit ihm zu tun haben. Er schrieb nämlich während der Korrekturen jedes Buch auf den mindestens doppelten Umfang um, und jede Publikation endete mit einem Krach.“⁵

Dieser Mann hatte, wovon Scholem als Student anlässlich eines Besuches bei Martin Buber im Jahre 1920 in Heppenheim erfuhr, 1918 eine „Johann-Albert-Widmann-Stelter-Gesellschaft zur Erforschung der Kabbala e.V.“ gegründet. Zehn Gelehrte firmierten als Vorstand, während die Gesellschaft selbst nur aus ihrem Schriftführer, eben jenem Dr. Eisler, dem damals in den Dreißigern stehenden agilen Gelehrten, bestand. Joseph Walk führt ihn in seinen *Kurzbiographien*⁶ nicht auf. Als jüdische Existenz der Wissenschaft und als gesellschaftliches Phänomen ist er in unserem Zusammenhang jedoch von Interesse, quasi als Momentaufnahme der komplizierten deutsch-jüdischen Beziehung.

Martin Buber, Religionsphilosoph, Kulturzionist und bis zur Emigration 1938 nach Palästina die Zentralfigur des deutsch-jüdischen Dialogs in der Zeit der Weimarer Republik, schilderte dem jungen Scholem folgenden Sachverhalt: Eisler „habe sich aus Liebe zur Tochter eines bekannten österreichischen Malers taufen lassen, sei aber trotzdem bei seinen verschiedenen Habilitationsversuchen am Mißtrauen der Fakultät gescheitert. Den Christen sei er seiner prononciert jüdischen Erscheinung halber nicht ganz geheuer, den Juden als Täufling ebenso. Er sei es, der auf die Idee der Gesellschaft zur Kabbala-Forschung verfallen sei, habe durch Korrespondenz und persönliche Besuche zehn damals bekannte Gelehrte, darunter auch ihn selbst gewonnen, ihre Namen als Ausschußmitglieder für die ja durchaus einleuchtende Zielsetzung der Gesellschaft herzugeben. Eisler sei Anfang 1918, nicht lange nachdem ich ihn damals besucht hatte, bei ihm gewesen und habe ihm die brieflichen Zustimmungserklärungen der genannten Professoren ... gezeigt und einen Aufsatz für den *Juden* vorgelegt, in dem die Wichtigkeit dieser Forschungsaufgabe für die Religionsgeschichte und Erkenntnis des Judentums im besonderen dargelegt wurde. Buber produzierte mir die Fahnenkorrektur dieses Aufsatzes, die ich noch besitze. Er habe Eisler darauf hingewiesen, daß er in einer *Monatsschrift für lebendiges Judentum* wohl Aufsätze von Juden und Nichtjuden drucke, aber nicht gut Beiträge von abgefallenen Juden aufnehmen könne, was immer deren Motive zur Taufe gewesen sein mögen. Eisler habe erwidert, er habe sich schon lange entschlossen, zum Judentum zurückzukehren und stehe gerade im Begriff,

⁵ Gershom Scholem, *Von Berlin nach Jerusalem*, Frankfurt a. Main 1977, S. 166.

⁶ Joseph Walk, *Kurzbiographien zur Geschichte der Juden 1918–1945*, München-New York-London-Paris 1988.

diesen Schritt in München bei der jüdischen Gemeinde zu vollziehen. ‚Ich [Buber] sagte ihm: Herr Doktor, ich lasse Ihren Aufsatz setzen, kann ihn aber im *Juden* erst publizieren, wenn Sie mich von dem vollzogenen Schritt unterrichten.‘ Seitdem habe er nichts mehr von Eisler gehört ... Da nun anderthalb Jahre verstrichen seien, nehme er an, Eisler sei in seinem gegenwärtigen Zustand geblieben, und er schenke mir daher den nicht erscheinenden Aufsatz, der mich interessieren könne. Jedenfalls solle ich doch den Dr. Eisler, der in Feldafing am Starnberger See wohne, einmal in Augenschein nehmen.“⁷

So gründlich die für ihre introvertierte Gelehrsamkeit ebenso wie für die Fähigkeiten deutsch-jüdischer Existenz symbolische Existenz Dr. Eislers vergessen ist, so ist Martin Bubers Zeitschrift auf der Grenzlinie von Judaismus und Literatur Gegenstand neuen Interesses und entsprechender Aufmerksamkeit. Die Tribüne innerjüdischer Auseinandersetzung erschien acht Jahre lang, von 1916 bis 1924 regelmäßig und existierte noch weitere vier Jahre in gelegentlichen Sonderheften und war wohl das wichtigste Forum des Dialogs zwischen Nationaljudentum und Assimilation. Dort erschien Franz Kafkas beziehungsreicher „Bericht für eine Akademie“ erstmals. Das Fazit von Silvia Crestis Untersuchung über die Aporien der jüdischen Identität am Beispiel der Zeitschrift *Der Jude* lautet, daß Akkulturation den einzigen Weg aus dem Ghetto bildete, „da die Freiheit nicht zu wählen war“.

Ein unerschöpfliches Thema bleibt, das zeigt ein Blick in die jüdische Erinnerungsliteratur, das Erlebnis des Ersten Weltkriegs als Element jüdischer und zugleich deutsch-patriotischer Selbstvergewisserung, wie es mit ganz pragmatischer Zielsetzung der „Reichsbund jüdischer Frontsoldaten“ über das Ende der Weimarer Republik hinaus propagierte⁸. Die Interdependenz von Kriegserlebnis und jüdischem Bewußtsein (die für die deutschen Juden im NS-Staat als traumatische Erfahrung kulminierte) steht im Mittelpunkt des Beitrags von Paul Mendes-Flohr.

Das Spektrum jüdischer Existenz reichte vom ländlichen Judentum (über dessen politische Orientierungen Martin Liepach berichtet) bis zu den Privatbankiers, die in der Industriefinanzierung eine beachtliche Rolle spielten, wie Keith Ulrich zeigt. Trotz des Verdrängungswettbewerbs durch die Aktienbanken, der lange vor dem Ersten Weltkrieg begonnen hatte, behaupteten private jüdische Bankinstitute ihren Platz bis zur „Arisierung“. Beiträge zur Soziologie des deutschen Judentums leisten auch die Fallstudien von Jacob Borut über Dorf- und Kleinstadtjuden in Westdeutschland und von Claudia Prestel, die Facetten weiblichen Selbstverständnisses im Bild der „Neuen Jüdischen Frau“ als einer Verbindung von Emanzipation und Tradition herausarbeitet. Einer anderen soziologischen Gruppe, jüdischen Wissenschaftlern, exemplifiziert am Fach Physik angesichts der disziplinären Herausforderungen der 20er Jahre durch die Quantentheorie, ist die Studie Klaus Fischers gewidmet, die Antworten sucht auf die Frage nach der Wechselwirkung von marginalem Status und Innovationsbereitschaft.

⁷ *Ibid.*, S. 126–164.

⁸ Vgl. Ulrich Dunker, *Der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten 1919–1938. Geschichte eines jüdischen Abwehrvereins*, Düsseldorf 1977.

Alltags- und sozialgeschichtliche Fragestellungen, die lange im Schatten blieben, sind in einigen Beiträgen thematisiert. Die politische Einstellung von Landjuden und ihr gesellschaftliches Selbstverständnis sind ebenso spannende und notwendige Themen wie der alltägliche Antisemitismus, der sich zuerst als Ausgrenzung aus Politik und Gesellschaft manifestierte. Anthony Kauders beschreibt in diesem Zusammenhang die Mechanismen der Verweigerung durch die Mehrheitsgesellschaft; Werner Bergmann und Juliane Wetzel arbeiten anhand biographischer Quellen zum Alltagsantisemitismus die Diskrepanz zwischen zeitgenössischer Erfahrung und später Erinnerung der Betroffenen heraus, eine Diskrepanz, die freilich an der Konstatierung des Sachverhalts der stufenweisen Rücknahme der Emanzipation und der Verweigerung der Integration schon in der Weimarer Republik nichts änderte.

Hatte sich die Erforschung der Weimarer Republik von allem Anfang an aus begreiflichen Gründen ihrem Gegenstand vom Ende her genähert und stand lange Zeit *der Untergang* des ersten demokratischen Experiments in Deutschland im Mittelpunkt der Betrachtung, so galt das noch mehr für die Geschichte jüdischen Lebens in Deutschland in dieser kurzen Epoche. Der Blick auf das „Entscheidungsjahr 1932“⁹ dominierte angesichts der Verfolgungs- und Untergangsgeschichte der deutschen und der europäischen Judenheit. Die Forschungslücken dauern bis zum heutigen Tag. Einige hoffen wir mit diesem aus einer gemeinsamen Tagung des Londoner Leo Baeck Instituts und des Berliner Zentrums für Antisemitismusforschung hervorgegangenen Sammelband zu schließen. Die Tagung fand im September 1995 im Lincoln College in Oxford statt. Der herzliche Dank der Veranstalter gebührt neben den Referenten und Diskussionsteilnehmern den Organisatoren der Konferenz; und allen denen, die sich um die Drucklegung dieses Bandes verdient gemacht haben, vor allem Janet Langmaid für die Bearbeitung der englischen Aufsätze und die Anfertigung des Registers. Maren Krüger hat die Drucklegung der deutschsprachigen Manuskripte mit gewohnter Umsicht und Sorgfalt betreut und die Fahnen korrigiert. Ein besonderer Dank der Herausgeber gilt der Fritz Thyssen Stiftung, die auch diesen Band der Schriftenreihe durch ihre Unterstützung der Oxforder Konferenz gefördert hat.

Berlin, Mai 1997

⁹ *Entscheidungsjahr 1932. Zur Judenfrage in der Endphase der Weimarer Republik*. Ein Sammelband herausgegeben von Werner E. Mosse unter Mitwirkung von Arnold Paucker, Tübingen 1966² (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 13).

Juden in der Politik
Jews in Politics

MARTIN LIEPACH

Zwischen Abwehrkampf und Wählermobilisierung

Juden und die Landtagswahl in Baden 1929

Nach dem Ausgang der badischen Landtagswahlen im Oktober 1929 äußerte sich die *C.V.-Zeitung* besorgt zur politischen Entwicklung. Dabei hatten sich die Mehrheitsverhältnisse keineswegs zuungunsten der staatstragenden Parteien der Weimarer Koalition verschoben. Das Zentrum hatte seine Mandatszahl von 29 auf 34 Abgeordnete vermehrt, die Sozialdemokratie von 16 auf 18, und die Demokraten schickten wie bisher sechs Vertreter in den badischen Landtag. Die Deutschnationalen hatten dagegen zwei Drittel ihrer Abgeordnetensitze eingebüßt und verfügten nur noch über drei Mandate. Das eigentlich Alarmierende sah das Blatt in dem enormen Wachstum der Anzahl nationalsozialistischer Stimmen¹.

In dieser Wahl errang die NSDAP sieben Prozent der gültigen Stimmen, die ihr sechs Sitze im Landtag einbrachten. Das Unheil ahnend, hatte die *C.V.-Zeitung* bereits im Vorfeld der Wahlen gewarnt: „Die allgemeine Lage ist ihnen (den Nationalsozialisten, Anm. d. Verf.) in jeder Weise günstig: der schwere Wirtschaftskampf, in Baden verschärft durch seine Grenzlage und den starken Anteil kleinbäurischer Bevölkerung; die exponierte Stellung der badischen republikanischen Parteien als langjährige Regierungsparteien, die überdies augenblicklich den Koalitionsburgfrieden gebrochen haben. Verschiedene leicht demagogisch ausschaltbare Skandale im Reich und nicht zuletzt die Hilfsdienste, die Deutschnationale und Stahlhelmer den Nationalsozialisten mit Rücksicht auf das Volksbegehren direkt und indirekt leisten müssen und hier in Baden augenscheinlich besonders gerne leisten, dies alles treibt der nationalsozialistischen Agitation Wasser auf die Mühle.“²

Die Anti-Young-Plan-Kampagne unter Führung Hugenbergs bot Hitler im Herbst 1929 die Möglichkeit, sich politisch zu profilieren. Der unter Einschluß der NSDAP gebildete „Reichsausschuß für das deutsche Volksbegehren“ machte, so der C.V.-Redakteur Alfred Hirschberg, die Nationalsozialisten „salonfähig“³. Überregionale Bekanntheit erlangte der Berliner Sklarek-Skandal. Die Brüder Max, Leo und Willy Sklarek waren am 29. September 1929 verhaftet worden und wurden wegen Betrugerei und Urkundenfälschung angeklagt. Bei Geschäften mit der Berliner Verwaltung sollen die Kleiderfabrikanten und Großhändler Rechnun-

¹ ‚Der neue badische Landtag‘, *C.V.-Zeitung*, 1. November 1929, 8. Jg., Nr. 44, S. 588.

² ‚Auf zur badischen Landtagswahl‘, *C.V.-Zeitung*, 18. Oktober 1929, 8. Jg., Nr. 42, S. 565.

³ ‚Der Staat wehrt sich‘, *C.V.-Zeitung*, 18. Oktober 1929, 8. Jg., Nr. 42, S. 561.

gen im großen Stil doppelt oder gefälscht mit der Berliner Stadtbank abgerechnet haben. Die jüdische Herkunft sowie Parteimitgliedschaft der Sklarek-Brüder in der Deutschen Demokratischen Partei bzw. der Sozialdemokratischen Partei machten den Vorgang zu einem geeigneten Propaganda-Fall für die antisemitische Rechte. Aber auch die kommunistische Seite nahm die Gelegenheit wahr, die SPD als „Sklarek-Partei“ zu denunzieren und darauf zu verweisen, daß die SPD keine Arbeiterpartei sei. Just vor den badischen Landtagswahlen wurde im preußischen Landtag ein parlamentarischer Untersuchungsausschuß zur Prüfung der Affäre eingesetzt⁴. Angesichts der geschilderten politischen Vorzeichen hatte die *C. V.-Zeitung* vor der Wahl die Parole „jede jüdische Stimme gegen die Nationalsozialisten“ ausgegeben, um ihre Wähler an die Urnen zu bringen⁵. Damit hatte das Blatt viel frühzeitiger auf die sich anbahnenden politischen Verwerfungen in der Parteienlandschaft reagiert als große Teile der Öffentlichkeit, die erst, als die Nationalsozialisten mit 107 Abgeordneten im September 1930 in den Reichstag einzogen, erstaunt oder entsetzt die Umwälzungen zur Kenntnis nahmen. Ernst Feder, innenpolitischer Redakteur des *Berliner Tageblatts* und selbst Mitglied der Demokraten in Berlin-Mitte, notierte am 14. September 1930 in seinem Tagebuch: „Rüber zur Redaktion, wo Katastrophenstimmung herrscht.“⁶

Spätestens seit Mitte des Jahres 1929 sah die *C. V.-Zeitung* nicht mehr die antisemitisch eingestellten Deutschnationalen, sondern die radikaleren Nationalsozialisten als den Hauptgegner. Als im Sommer 1929 in der Kommunalwahl in der fränkischen Stadt Coburg die Nationalsozialisten 13 der 25 Sitze errangen, notierte das Blatt: „Das Koburger Ergebnis dürfte auch den kritischsten Beurteilern der nationalsozialistischen Fortschritte gegenüber Beweis sein, daß die Entwicklung der Partei in Sachsen nur einen kleinen Vorgeschmack auf den noch zu erwartenden Aufstieg gibt.“⁷

Spätere, in der Literatur vorgenommene Bewertungen bestätigen die ungemein wache Einschätzung der *C. V.-Zeitung* zum Ausgang der badischen Landtagswahl. Ellsworth Farris bezeichnet den Erfolg der Nationalsozialisten in der badischen Landtagswahl als „takeoff point“. Diese Charakterisierung beschreibt eher die überregionale Bedeutung und den Stellenwert für den wahlpolitischen Aufstieg der nationalsozialistischen Bewegung, denn in Baden selbst kam die NSDAP erst 1933 an die Macht⁸.

⁴ Ausführlich zum Sklarek-Skandal: Donna Harsch, ‚Der Sklarek-Skandal 1929 und die sozialdemokratische Reaktion‘, in: *Juden und die deutsche Arbeiterbewegung bis 1933. Soziale Utopien und religiös-kulturelle Traditionen*. Herausgegeben von Ludger Heid und Arnold Paucker, Tübingen 1992 (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Beack Instituts 49), S. 194–213.

⁵ ‚Auf zur badischen Landtagswahl‘, *C. V.-Zeitung*, 18. Oktober 1929, 8. Jg., Nr. 42, S. 565.

⁶ Ernst Feder. *Heute sprach ich mit ... Tagebücher eines Berliner Publizisten 1926–1932*. Herausgegeben von Cécile Lowenthal Hensel und Arnold Paucker, Stuttgart 1971, S. 267. Feder hatte für die NSDAP 40 bis 45 Sitze prognostiziert. *Ibid.*, S. 262.

⁷ ‚Kommunalwahlen in Koburg‘, *C. V.-Zeitung*, 28. Juni 1929, 8. Jg., Nr. 26, S. 342. In der Landtagswahl in Sachsen am 12. Mai 1929 hatte die NSDAP 5,0 Prozent der gültigen Stimmen und damit zugleich 5 Abgeordnetensitze erhalten.

⁸ Ellsworth Farris, ‚Takeoff Point for the National Socialist Party: The Landtag Election in Ba-

Nach dem Ausgang der Wahlen äußerte die *C. V.-Zeitung* deutliche Worte über die Einsatzbereitschaft der badischen Juden: „Die Frage, ob das badische Judentum in diesem Wahlkampf seine Schuldigkeit getan hat, kann nur sehr bedingt bejaht werden. Weite Kreise der Judenheit sind zu opferwilliger Gegenwehr nicht zu bewegen, weil sie sich persönlich der Heftigkeit des Kampfes entrückt fühlen.“⁹ Ebenso erging der Vorwurf an die demokratischen Parteien, den Kampf gegen die Nationalsozialisten bisher viel zu leicht genommen zu haben: „Lange Zeit hat man sich mit der Politik des friedlichen Totschweigens begnügt. Vielleicht hat man da und dort den als Ablenkung empfundenen Kampf gegen die Juden nicht einmal so ungern gesehen. Hätten unsere großen Parteien vor der Wahlzeit in der Bekämpfung der Nationalsozialisten nur einen Teil dessen geleistet, was sie in der Wahlzeit leisteten, so wäre es zu diesem beschämenden Ergebnis nicht gekommen.“¹⁰ Bereits vor den Wahlen hatte das Blatt moniert, daß von seiten der republikanischen Parteien im Kampf gegen den Antisemitismus soviel wie gar nichts geschehe. Aber auch unter den jüdischen Bürgern gebe es eine „Vogel-Strauß-Politik“. Viele Juden würden das Problem mit einem Achselzucken und dem Hinweis übergehen, daß es von den großen Parteien abhängt, wie der Nationalsozialismus sich entwickle¹¹.

Ähnlich äußerte sich das *Israelitische Familienblatt* zu dem bis dahin unterlassenen Kampf gegen die Nationalsozialisten. All die Abwehr komme etwas reichlich spät, weil man jahrelang den „Hitlergruppen“ keine allzu große Bedeutung zugemessen habe. Anders als die *C. V.-Zeitung* sah man aber die badischen Juden „auf dem Posten“. Überall fänden Abwehrveranstaltungen statt, und in eigens publizierten Zeitungsartikeln und Flugblättern versuche man, die größten Verleumdungen und Beleidigungen zu widerlegen¹².

den, 1929“, in: *Central European History* 8 (1975). Über den Erfolg der NSDAP in Baden vgl. Ernst Otto Bräunche, ‚Die NSDAP in Baden 1928–1933. Der Weg zur Macht‘, in: Thomas Schnabel (Hrsg.), *Die Machtergreifung in Südwestdeutschland. Das Ende der Weimarer Republik in Baden und Württemberg 1928–1933*, Stuttgart 1982, S. 15–48. Zum Aufstieg der Nationalsozialisten in den katholischen Gegenden Badens siehe Oded Heilbronner, ‚The Failure that Succeeded: Nazi Party Activity in a Catholic Region in Germany, 1929–32‘, in: *Journal of Contemporary History* (1992), S. 531–549.

⁹ ‚Der neue badische Landtag‘, *C. V.-Zeitung*, 1. November 1929, 8. Jg., Nr. 44, S. 588. Zu weiteren Klagen des C. V. im Jahre 1929, daß viele jüdische Glaubensgenossen nicht geneigt seien, angemessene Opfer für die jüdische Abwehrarbeit zu bringen, vgl. auch Arnold Paucker, ‚Der jüdische Abwehrkampf‘, in: *Entscheidungsjahr 1932. Zur Judenfrage in der Endphase der Weimarer Republik*. Ein Sammelband herausgegeben von Werner E. Mosse und Arnold Paucker, Tübingen 1965, (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 13), S. 406; Arnold Paucker, *Der jüdische Abwehrkampf gegen Antisemitismus und Nationalsozialismus in den letzten Jahren der Weimarer Republik*, 2. Aufl., Hamburg 1969 (Hamburger Beiträge zur Zeitgeschichte Band IV), S. 16–17.

¹⁰ ‚Der neue badische Landtag‘, *C. V.-Zeitung*, 1. November 1929, 8. Jg., Nr. 44, S. 588.

¹¹ ‚Auf zur Landtagswahl‘, *C. V.-Zeitung*, 18. Oktober 1929, 8. Jg., Nr. 42, S. 565.

¹² ‚Die badischen Landtagswahlen im Zeichen der Judenhetze‘, *Israelitisches Familienblatt*, 24. Oktober 1929, 31. Jg., Nr. 43, S. 1.

Zwei Wochen nach den ersten Kommentaren zum Ausgang der badischen Landtagswahl veröffentlichte die *C. V.-Zeitung* eine „Judenstatistik“. Aus der folgenden Aufstellung konnten die Leser die Erfolge der NSDAP im Amtsbezirk Lahr-Ettenheim entnehmen¹³:

Orte mit jüdischer Bevölkerung		Orte ohne jüdische Bevölkerung	
Altdorf	etwa 0,5 v.H. (6,1)	Allmansweiler	etwa 14 v.H.
Ettenheim	etwa 1,5 v.H. (1,4)	Dundenheim	etwa 25 v.H.
Friesenheim	etwa 2,5 v.H. (1,7)	Meissenheim	etwa 20 v.H.
Kippenheim	etwa 1,0 v.H. (8,4)	Schutterzell	etwa 30 v.H.
Rust	etwa 1,0 v.H. (2,1)	Ottenheim	etwa 15 v.H.
Schmieheim	etwa 0,5 v.H. (17,8)		

Die eingeklammerten Zahlen bezeichnen den Anteil der jüdischen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung nach den Ergebnissen der Volkszählung im Jahr 1925.

Getreu dem eigens formulierten Grundsatz, daß keine Aufklärung durch Schrift und Bild so wirksam sei wie die menschliche Beziehung, das nachbarliche Miteinanderleben zwischen Juden und Nichtjuden, folgerte die *C. V.-Zeitung*: „Lernt Juden und Judentum kennen. Nur wer Juden nicht kennt, glaubt alle schlechten Gerüchte über sie.“¹⁴ Durch die Kraft der Argumente hoffte man, die Auswüchse des Antisemitismus rational bekämpfen zu können.

Das Selbstverständnis des Centralvereins in der Frage der Abwehrarbeit wurzelte im liberalen Gedankengut des 19. Jahrhunderts. Auch in der Weimarer Republik stellte die Verteidigung der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung der Juden in Form von Aufklärungsliteratur einen Kernpunkt verbandlicher Aktivitäten dar. Mitte der Zwanziger Jahre belief sich die Zahl der vom Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens im Philo-Verlag herausgegebenen Schriften auf 185 verschiedene Broschüren¹⁵.

Besonderen Einsatz sah der Centralverein vor Wahlen geboten, so auch anlässlich der badischen Landtagswahlen: „... für Wahlzeiten, für die Zeiten der antisemitischen Massenlügen und Lügenmassen genügt nicht die Abwehrarbeit normaler Zeiten.“¹⁶ Das grundlegende Dilemma bestand darin, daß die doch vergleichsweise herausragenden Anstrengungen jüdischer Seite der Unterstützung der gesellschaftlich relevanten Gruppen bedurften. Doch in diesem Punkt konnte der Verein zur Abwehr des Antisemitismus bereits ein Jahr zuvor den entscheidenden politischen Kräften kein gutes Zeugnis ausstellen. Im Oktober 1928 beklagte er sich, daß die Eliten vieler politischer, kultureller und sozialer Bewegungen sich nicht der Tatsa-

¹³ „Auch eine „Judenstatistik“, *C. V.-Zeitung*, 15. November 1929, 8. Jg., Nr. 46, S. 612.

¹⁴ *Ibid.*

¹⁵ „Zwei Jahre Arbeit im Centralverein“, *C. V.-Zeitung*, 5. März 1926, 5. Jg., Nr. 10, S. 115.

¹⁶ „Auf zur Landtagswahl“, *C. V.-Zeitung*, 18. Oktober 1929, 8. Jg., Nr. 42, S. 565.

che stellen würden, daß der Antisemitismus in ihren eigenen Reihen verbreitet sei, entsprechend würden sie nicht auf den Abwehrkampf eingehen¹⁷.

Die „Judenfrage“ war für die demokratischen Parteien eben ein recht nebensächliches Problem, mit dem man sich höchst ungern beschäftigte. Aus der Sicht des Centralvereins stellten antisemitische Motive implizit ein abstimmungsrelevantes Kriterium dar, sonst wäre die Intensivierung des jüdischen Abwehrkampfes vor Wahlen im Grunde genommen belanglos gewesen. Wenn in Wahlkampfzeiten der Centralverein Parolen wie beispielsweise „Keine Stimme den Antisemiten“ formulierte, zielten diese im Grunde weniger auf die eigenen Vereinsmitglieder, da sich die Einhaltung dieser Forderung selbstredend ergab, sondern bildeten viel eher einen Appell an die nichtjüdische Bevölkerung. Angesichts der postulierten Bedeutung der Abwehrarbeit gerade in Wahlkampfzeiten überrascht die ex post vorgenommene Einschätzung der Soziologin und C.V.-Mitarbeiterin Eva G. Reichmann, wonach der Antisemitismus nicht den Ausgangspunkt für die politischen Entscheidungen der Wähler gebildet habe:

„Die antisemitische Propaganda wurde wohl hingenommen, aber der Antisemitismus bildete nicht den Ausgangspunkt für die politischen Entscheidungen der Wähler. ... es waren je nach Gruppensituation Kapitalismus oder Marxismus, Republik, Korruption oder irgendwelche radikalen Auswüchse, in denen man die Erreger des gesellschaftlichen Unbehagens zu sehen glaubte. Da jeweils auch Juden an diesen Erscheinungen beteiligt waren, teilweise sogar in exponierten Funktionen, schien eine allgemeine Gleichsetzung mit dem ‚Judentum‘ gerade so viel Wahrscheinlichkeit zu besitzen, daß Menschen unter den von uns geschilderten Einflüssen der Verlockung einer solchen ‚Erklärung erliegen konnten‘.“¹⁸

Auch Golo Mann hält die Bedeutung des Antisemitismus für den Aufstieg des Nationalsozialismus für gering: „Als Partei sind die Nazis im Grunde nicht weiter gekommen, so lange der Antisemitismus im Mittelpunkt ihrer Propaganda stand. Die Nazis haben, wie Sie wissen, ihre entscheidenden Siege während der Wirtschaftskrise und dank ihrer errungen. Und gerade in den zwei bis drei Jahren vor Hitlers Machtergreifung hat in ihrer Propaganda der Judenhaß eine ganz geringe Rolle gespielt.“¹⁹

Den Positionen Reichmanns und Manns steht die Behauptung George L. Moses gegenüber. Demnach sei es Hitlers Stärke gewesen, erkannt zu haben, daß die Masse der Deutschen überaus empfänglich für völkisch-antisemitisches Ideengut gewesen wäre: „Was die Partei geeint hatte, leistete ähnliche Dienste auf der nationalen Ebene. Die rege geistige Tätigkeit und die fanatische Hingabe, die die nationalsozialistische Führung dem Antisemitismus entgegenbrachte, wirkte auf die

¹⁷ ‚Kennen lernen! Zur Bekämpfung antisemitischer Ressentiments‘, *Abwehr-Blätter. Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus*, 1. Oktober 1928, Nr. 17/18, 38. Jg., S. 127.

¹⁸ Eva G. Reichmann, *Flucht in den Hass. Die Ursachen der deutschen Judenkatastrophe*, Frankfurt a. Main 1956, S. 277.

¹⁹ Golo Mann, *Der Antisemitismus. Wurzeln, Wirkung und Überwindung*, München-Frankfurt 1961, S. 33.

Mehrzahl der deutschen Wähler, von den Arbeitslosen bis zu den Industriellen und Bankiers.“²⁰

Die Frage, ob der Antisemitismus ein bewußtes Kriterium für die Wahlentscheidung zugunsten der Nationalsozialisten darstellte oder eher, so die Charakterisierung Friedrich Franz von Unruhs 1931 in der *Frankfurter Zeitung*, den „gefühlsmäßigen Unterbau der Bewegung“²¹ bildete und somit ein notwendiges, aber keineswegs hinreichendes wahlmobilisierendes Element war, kann nur spekulativ beantwortet werden. Für eine befriedigende Antwort müßte man die Gründe kennen, warum Wähler für die Nationalsozialisten votierten. Doch bereits die Ermittlung des sozialen Profils und der parteipolitischen Herkunft der nationalsozialistischen Wählerschaft bedurfte ausgefeilter Methoden in der Historischen Wahlforschung, wobei hier die Grenzen der Aussagekraft nicht verschwiegen werden sollen²². Kann man noch annähernd die Zusammensetzung der Wählerschaft der NSDAP bestimmen, so ergibt sich für die Motive des Abstimmungsverhaltens ein ganzes Bündel möglicher Gründe, die individuell unterschiedlich waren. Das grundlegende Problem besteht darin, daß Individualbefragungen der Wähler über deren Motive für ihr Abstimmungsverhalten, wie sie in der Modernen Wahlforschung praktiziert werden, für die Zeit der Weimarer Republik nicht vorliegen.

Trotz dieser Einschränkungen werfen die angeführten Zitate aus der *C.V.-Zeitung* zwei grundsätzliche Fragen auf: Stimmt zum einen die Schlußfolgerung des Artikels, daß Orte, in denen Juden wohnten, sich wirklich als NSDAP-resistenter erwiesen? Gab es bezüglich der NSDAP vielleicht einen wahlerfolgshemmenden Faktor „Anteil an jüdischen Bewohnern“? Und ließe sich dies daraus erklären, daß in den kleineren Orten mit jüdischen Bewohnern die etwaige Neigung, für die Nationalsozialisten zu stimmen, geringer gewesen wäre, weil dort aufgrund noch vorhandener Kommunikationsmuster die persönliche Begegnung oder zumindest die Kenntnisse der nichtjüdischen Bevölkerung über die im Ort ansässigen Juden dem Antisemitismus der NSDAP entgegenwirkten?

Zum zweiten wäre dem Vorwurf nachzugehen, ob das badische Judentum tatsächlich nur bedingt seine Schuldigkeit im Wahlkampf getan habe. Dies soll hier nicht für die Aktivitäten im Vorfeld der Wahl geklärt werden, sondern für den Fall der Wahlmobilisierung. Ein Fernbleiben jüdischer Wähler von der Wahlurne würde unter diese Anschuldigung fallen und gewichtiger erscheinen, da jedem jüdischen Wähler mit dem Stimmschein die Möglichkeit gegeben wurde, den antisemitischen Parteien eine Absage zu erteilen und die staatstragenden Parteien zu unterstützen²³.

²⁰ George L. Mosse, *Ein Volk, ein Reich, ein Führer. Die völkischen Ursprünge des Nationalsozialismus*, Königstein 1979, S. 315.

²¹ Friedrich Franz von Unruh, ‚Nationalsozialismus‘, *Frankfurter Zeitung*, 22. Februar 1931, Nr. 141.

²² Zur Wählerschaft der NSDAP und den Methoden der Historischen Wahlforschung ausführlich Jürgen W. Falter, *Hitlers Wähler*, München 1991.

²³ Die Frage nach der Wählermobilisierung für die Parteien der Weimarer Koalition ist nicht erst nach dem Untergang der Republik formuliert worden. Nach der Landtagswahl in Preußen im

Warum die *C.V.-Zeitung* unter den 40 badischen Amtsbezirken ausgerechnet Lahr-Ettenheim für ihre Aufstellung ausgesucht hatte, wird wohl ein Geheimnis bleiben. Möglicherweise erachtete das Blatt den Amtsbezirk als repräsentativ für das Land Baden, eine Einschätzung, die zumindest für die Konfessionsverteilung stimmt. Im Amtsbezirk Lahr-Ettenheim waren 37,9 Prozent der Bevölkerung Protestanten, 60,6 Prozent Katholiken und 1,1 Prozent Juden, im Land Baden betrug der Anteil der Protestanten 38,7 Prozent, der der Katholiken 58,4 Prozent und der jüdische Bevölkerungsanteil ein Prozent²⁴.

Lahr-Ettenheim umfaßte 43 Gemeinden und war durchweg ländlich geprägt. Lediglich Lahr mit 14075 Einwohnern trug städtische Züge. Der zweitgrößte Ort im Amtsbezirk war Ettenheim mit knapp 3000 Einwohnern. Die kleinstädtische bis dörfliche Struktur dürfte die sozialen Beziehungen der Einwohner untereinander geprägt haben. Nicht großstädtische Anonymität, sondern persönliche Kontakte dürften das Kommunikationsmuster bestimmt haben. Die von der *C.V.-Zeitung* formulierte Prämisse des „nachbarlichen Miteinanderlebens“ im Sinne, daß in den Orten bekannt war, wer Jude war, somit die nichtjüdische Bevölkerung persönlich Juden kannte, scheint auf den ausgewählten Amtsbezirk in der Tat zuzutreffen.

Da die *C.V.-Zeitung* lediglich einige Orte aus dem Amtsbezirk für ihre Aufstellung auswählte, wollen wir uns zur Überprüfung der vom Blatt geäußerten Vermutung zunächst einen Überblick über den gesamten Amtsbezirk verschaffen. Wir unterteilen, analog zum Vorgehen der *C.V.-Zeitung*, die Orte in zwei Gruppen, nämlich in Orte mit jüdischer Bevölkerung und in Orte ohne jüdische Bevölkerung. In neun Orten des Amtsbezirks Ettenheim-Lahr wohnten Juden, 34 Orte hatten keine jüdischen Bewohner. Betrachten wir die Erfolge der NSDAP in den beiden Gruppen, so erhalten wir folgendes Bild:

Orte ohne jüd. Bev.	% NSDAP 1929	Orte mit jüd. Bev.	% NSDAP 1929
Dundenheim	17,5	Lahr	5,4
Ichenheim	15,0	Dinglingen	3,4
Schutterzell	14,5	Nonnenweier	2,5
Meissenheim	11,2	Friesenheim	1,4
Kappel a. Rhein	6,6	Ettenheim	0,9
Allmannsweier	5,4	Rust	0,7

April 1932 beklagte das *Berliner Tageblatt*: „Im übrigen muss man konstatieren, dass nicht wenige Bürger, die ihre republikanische Staatsgesinnung zu betonen pflegen, leider gerade vor einem entscheidenden Wahltag dringend ihre Frühlingsreise antreten müssen, da es ja ‚auch ohne uns gehen wird‘.“ *Berliner Tageblatt*, 26. April 1932, Nr. 196, S. 1f.

²⁴ Der in der Aufstellung aufgeführte Ort Schmieheim war nach Gailingen im Amtsbezirk Konstanz der Ort in Baden, der den zweithöchsten jüdischen Bevölkerungsanteil aufwies. Zwischen 1850 und 1875 war fast die Hälfte der Einwohner Juden. 1825 zählte das Dorf 325 (36,4 Prozent), 1875 486 (45,2 Prozent), 1900 258 (29,3 Prozent) und 1925 134 (17,8 Prozent) Juden. Franz Hundsnurscher/Gerhard Taddey, *Die jüdischen Gemeinden in Baden. Denkmale, Geschichte, Schicksale*. Hrsg. von der Archivdirektion Stuttgart, Stuttgart 1968, S. 253f.

Ottenheim	5,3	Kippenheim	0,6
Kürzell	4,9	Altdorf	0,3
Langenwinkel	4,8	Schmiehheim	0,2
Mietersheim	4,3		
Hugsweier	3,8		
Ettenheimmünster	3,4		
Wittenweier	3,3		
Seelbach	2,3		
Oberschopfheim	1,7		
Reichenbach	1,5		
Kippenheimweiler	1,1		
Orschweier	1,0		
Ringsheim	0,7		
Schuttern	0,7		
Sulz	0,6		
Malberg	0,5		
Prinzbach	0,5		
Grafenhausen	0,3		
Oberweier	0,3		
Dörleinbach	0,3		
Kuhbach	0,2		
Münchweier	0,2		
Heiligenzell	0,0		
Schönberg	0,0		
Schuttertal	0,0		
Schweighausen	0,0		
Wallburg	0,0		
Wittelbach	0,0		
<hr/>		<hr/>	
Prozentualer Durchschnitt	3,8%	Prozentualer Durchschnitt	3,3%

Im Gegensatz zur Aufstellung in der *C.V.-Zeitung* fällt die Abweichung der durchschnittlichen Ergebnisse beider Gruppen keineswegs so deutlich aus. Die Resultate für die NSDAP weichen in der Tabelle von den auf Seite 10 präsentierten Werten ab, da nunmehr die Anzahl der Stimmberechtigten als Basis bei der Berechnung der Prozentwerte gewählt wurde. Diese Vorgehensweise besitzt den Vorteil, daß man die schwankende Wahlbeteiligung kontrolliert und den jeweiligen Anteil an Nichtwählern berücksichtigt.

Die Verfasser des *C.V.-*Artikels gingen bei der Auswahl der Orte ohne jüdische Bevölkerung, die sie den Lesern präsentierten, sehr selektiv vor: In den Dörfern Heiligenzell, Schönberg, Schuttertal, Schweighausen, Wallburg und Wittelbach bekam die NSDAP keine einzige Stimme, zugleich wohnten dort aber keine Juden. Da dies jedoch nicht zu der Botschaft paßte, die man den Lesern vermitteln wollte, wurden diese in der tabellarischen Auflistung des Artikels beiseite gelassen. Bei den genannten Orten handelt es sich durchweg um katholisch dominierte Gemeinden. Der Katholikenanteil betrug jeweils zwischen 93 und 100 Prozent. Die im katholi-

schen Lager zu findende positive Wahlnorm zugunsten des Zentrums führte ex negativo zu wenigen, oder wie in diesen Fällen, zu keinen Stimmen für die Nationalsozialisten.

Die obige Tabelle deutet bereits an, daß die Erklärung des Erfolgs der NSDAP schwieriger ist, als es die Analyse in der *C. V.-Zeitung* suggeriert. In der Historischen Wahlforschung hat man mittlerweile ein ganzes Bündel von Faktoren ausgemacht, die sich fördernd oder hemmend auf die Wahlerfolge der NSDAP auswirkten. Als die wohl aussagekräftigste Variable gilt die Konfessionszugehörigkeit. Hitler war vor allem in evangelischen Gebieten erfolgreich. Die Stimmabgabe zugunsten der NSDAP war bei den Protestanten im Schnitt doppelt so häufig wie bei den Katholiken. Auch im Zusammenspiel mit anderen Einflußfaktoren behält die Konfession ihre Bedeutung, und der Katholizismus erweist sich als Resistenzfaktor. Daneben spielen aber auch die Sozialstruktur (Arbeiter-, Angestellten-, Selbständigenanteil usw.) oder die Urbanisierung eine Rolle, um nur einige Faktoren zu nennen.

Damit ist aber die Schlußfolgerung der *C. V.-Zeitung* noch nicht vom Tisch, das Zusammenleben von Juden und Nichtjuden in kleineren Ortschaften sei ein Erklärungsmoment, unter vielen, für das schlechte Abschneiden der Nationalsozialisten. In der Konsequenz bedeutet dies für die weiteren Überlegungen, daß man möglichst viele Faktoren, die einen eventuellen Einfluß auf den Wahlerfolg der NSDAP haben könnten, kontrollieren muß, um die Hypothese der *C. V.-Zeitung* überprüfen zu können.

Zum Test der Hypothese beschränken wir die Untersuchung nicht nur auf den Amtsbezirk Lahr-Ettenheim, sondern dehnen sie auf das Land Baden aus. Aus einer Aufstellung der Wahlergebnisse wurden zunächst die ländlichen badischen Gemeinden betrachtet, die einen jüdischen Bevölkerungsanteil von über 3,5 Prozent hatten. Diese Gruppe umfaßt 38 Orte. Sie besitzt eine bestimmte Einwohner-, Konfessions- und Wirtschaftsstruktur. Nach den Ergebnissen der Berufs- und Volkszählung 1925 hatten sie im Schnitt 1291 Einwohner. Davon waren 57,8 Prozent Protestanten, 34,7 Prozent Katholiken und 6,7 Prozent Juden. 1,8 Prozent der Bevölkerung waren 1925 selbständige Kaufleute, 1,4 Prozent selbständige Handwerksmeister und sieben Prozent Industriearbeiter. Von allen landwirtschaftlichen Betrieben besaßen fast 62 Prozent weniger als zwei Hektar Nutzfläche.

Entsprechend den strukturellen Vorgaben der ersten Gruppe wurde ein zweites Sample gebildet. Gruppe 2, bestehend aus 201 Gemeinden, besitzt eine ganz ähnliche Einwohner-, Konfessions- und Wirtschaftsstruktur, jedoch ohne jüdische Bewohner. Dabei gelang es, den Katholikenanteil konstant zu halten. Dies ist, wie bereits ausgeführt, von Bedeutung, da die Konfession ein ausschlaggebender Faktor für den Erfolg der NSDAP war. Der Wert des Protestantenanteils erhöht sich in der zweiten Gruppe um ungefähr den des jüdischen Bevölkerungsanteils der ersten Gruppe. Für die Charakterisierung der Wirtschafts- und Berufsstruktur der Gemeinden wurden sämtliche zur Verfügung stehenden, aussagekräftigen sozialstrukturellen Angaben, die die amtlichen Statistiken liefern, berücksichtigt²⁵.

²⁵ Anders als aufgrund der konfessionellen Struktur Badens vielleicht vermutet, dominiert in

**Einwohner-, Konfessions- und Wirtschaftsstruktur der Vergleichsgruppen
in Baden im Vergleich**

	Zahl der Einwoh- ner im Schnitt	% Pro- test.	% Kath.	% Juden	% selbst. Kauf- leute	% selbst. Hand- werks- mei- ster	% Indu- striear- beiter	% landw. Betriebe unter 2 ha
Gruppe 1	1291	57,8	34,7	6,7	1,8	1,4	7,0	61,8
Gruppe 2	1286	64,0	34,7	0,0	0,6	1,1	7,5	64,1

Gruppe 1: N = 38; Gruppe 2: N = 201

Betrachten wir nun die Ergebnisse der NSDAP in der Landtagswahl 1929 in den beiden Gruppen im Durchschnitt, so erhalten wir folgendes Bild. Die Nationalsozialisten erreichten in

Orten mit jüdischer Bevölkerung	4,9%
Orten ohne jüdische Bevölkerung	5,6%

der Wahlberechtigten. Damit war zwar die NSDAP in den Gegenden ohne jüdische Einwohnerschaft erfolgreicher als in den Ortschaften, in denen Juden wohnten, aber die Differenz fällt gering aus. Aufgrund dieses Ergebnisses sollte man eher geneigt sein, die Hypothese zurückzuweisen, daß die Ansässigkeit jüdischer Bewohner einen genuinen einflußhemmenden Faktor für das Abschneiden der NSDAP bilde.

Weiterhin muß man bedenken, daß der potentielle Wählerkreis der Nationalsozialisten in den jüdischen Gemeinden kleiner war. Geht man von der plausiblen Überlegung aus, kein jüdischer Wähler habe für die NSDAP gestimmt, so verringert sich das Wählerpotential gerade um den Anteil der jüdischen Wahlberechtigten. Da wir jedoch die Anzahl der jüdischen Wahlberechtigten nicht exakt kennen, können wir diese nicht von der Anzahl der Gesamtwahlberechtigten abziehen. Dies läßt sich aber kontrollieren, wenn wir als Basis für die Berechnung der Prozentwerte nicht die Zahl der Stimmberechtigten, sondern die aller Einwohner wählen. In der Volkszählung 1925 wurde die Bevölkerung nach Konfessionszugehörigkeit

den Gruppen nicht der Katholikenanteil. Zwar bildeten die Katholiken in Baden die absolute Mehrheit. Fast dreiviertel aller ländlichen Gemeinden ohne Juden hatten einen Katholikenanteil von über 66 Prozent. Doch die Verteilung der jüdischen Bevölkerung ist keineswegs synchron zu der allgemeinen konfessionellen Verteilung der ländlichen Bevölkerung. Absolut betrachtet, wohnten unter allen Juden auf dem Land die meisten in protestantisch dominierten Gemeinden. Den durchschnittlich höchsten jüdischen Bevölkerungsanteil findet man in konfessionell gemischten Gemeinden.

aufgeschlüsselt. Es ist daher möglich, in den Orten mit jüdischen Bewohnern, deren Zahl aus der Gesamteinwohnerzahl herauszurechnen.

	NSDAP-Stimmen abs. 1929	Anzahl nichtjüdi- scher Einwohner 1925	Prozent
Orte ohne jüdische Bevölkerung	9302	258471	3,6
Orte mit jüdischer Bevölkerung	1543	45767	3,4

Die bereits zuvor ermittelte geringe Differenz zwischen beiden Gruppen fällt in unserem neuen Modell nochmals kleiner aus. Somit ist auch unter diesen Rahmenbedingungen die Behauptung der *C. V.-Zeitung* abzulehnen. Auch für die folgenden Reichstagswahlen 1930 und 1932 ergeben sich ebenfalls lediglich kleinere, scheinbar zufallsbedingte Abweichungen. Wiederum gilt es, für die folgende Tabelle zu bedenken, daß die Anzahl der Wahlberechtigten, also unter Einschluß der jüdischen Wähler, die Prozentuierungsbasis bildete.

Prozentualer Anteil der NSDAP an den Wahlberechtigten in Baden zwischen 1928 und 1932 in ländlichen Orten mit und ohne jüdische Bevölkerung

	RT 1928	LT 1929	RT 1930	RT 1932 I	RT 1932 II
mit jüd. Bev.	3,7	4,9	17,2	35,5	30,9
ohne jüd. Bev.	3,2	5,6	18,7	36,5	32,9
Differenz	0,5	-0,7	-1,5	-1,0	-2,0

Orte mit jüdischer Bevölkerung: N = 38; Orte ohne jüdische Bevölkerung: N = 201

Analoge Berechnungen für Hessen, gemeint ist damit der Volksstaat Hessen-Darmstadt, sowie die Anwendung komplexerer Auswertungsverfahren führen jeweils zum gleichen Ergebnis: der jüdische Bevölkerungsanteil weist keinen signifikanten Einfluß auf das Abschneiden der NSDAP auf.

Einige zeitgenössische Beobachtungen fügen sich mit der empirischen Analyse zusammen. So berichtete die *C. V.-Zeitung* vor den Landtagswahlen in Hessen im November 1931: „In der Tat sind Mitteilungen nicht selten gewesen, daß gewisse entlegene kleine Ortschaften geschlossen nationalsozialistisch zu wählen ankündigten, den wenigen jüdischen Dorfbewohnern jedoch gleichzeitig erklärt wurde, daß an den persönlichen und geschäftlichen Beziehungen zu ihnen sich nichts ändern würde.“²⁶

²⁶ ‚Vor den Wahlen in Hessen‘, *C. V.-Zeitung*, 6. November 1931, 10. Jg., Nr. 45, S. 519.

In der Tat lassen sich in Hessen etliche kleinere Ortschaften finden, in denen die Nationalsozialisten 1931 besonders erfolgreich waren, obwohl dort Juden ansässig waren. Der prozentuale Anteil der NSDAP an den Gesamtwahlberechtigten in der Landtagswahl 1931 betrug 30,2 Prozent. Die folgende Aufstellung listet einige Orte auf, in denen der Durchschnitt deutlich höher lag:

Name	Kreis	Juden abs.	Gesamt- einwoh- nerzahl	% Juden	% NSDAP
Stadecken	Mainz	11	1059	1,0	79,8
Allendorf-Land	Gießen	52	1239	4,2	60,3
Ober-Gleen	Alsfeld	31	646	4,8	60,2
Kestrich	Alsfeld	27	275	9,8	60,1
Alt-Wiedermus	Büdingen	17	322	5,3	69,0
Grebenhain	Lauterbach	16	653	2,5	58,5

Auch in Gailingen, der Ortschaft mit dem höchsten jüdischen Bevölkerungsanteil in Baden, war die NSDAP nicht erfolglos. Die 375 jüdischen Einwohner Gailingens, Amtsbezirk Konstanz, stellten im Jahr 1925 fast ein Viertel der Einwohnerschaft (1524). In der Landtagswahl 1929 erhielten die Nationalsozialisten 77 Stimmen. Dies entspricht einem prozentualen Anteil an den Gesamtwahlberechtigten von 7,1; landesweit kam die NSDAP hingegen nur auf einen Durchschnitt von 4,2 Prozent.

Bereits ab Mitte der Zwanziger Jahre versuchten die Nationalsozialisten, die nichtjüdische Bevölkerung mittels antisemitischer Propaganda zu erreichen. Wiederholt kam es zu tätlichen Auseinandersetzungen. Im Mai 1928 fand in Gailingen eine Veranstaltung der NSDAP-Ortsgruppe Konstanz statt. Aus dem Dorf kamen ca. 25 Teilnehmer. Die Versammlung wurde von politischen Gegnern Hitlers, darunter Juden aus dem Dorf, gesprengt. Zwei Jahre später verfügte das Innenministerium ein Verbot aller unter freiem Himmel stattfindenden Versammlungen der NSDAP in Gailingen. Die Veranstaltungen der kleinen, aber sehr aktiven Ortsgruppe der NSDAP fanden forthin in einem Stammlokal unter Polizeischutz statt²⁷.

Zur Beantwortung der Frage nach der Wahlmobilisierung der jüdischen Wählerschaft können wir auf die zuvor gebildeten Gruppen zurückgreifen. In der Aussageebene beschränken wir uns auf die ländliche Judenheit²⁸. Betrachten wir die Ergebnisse der Landtagswahl 1929 für die jeweiligen Parteien und den Nichtwäh-

²⁷ *Die Gailinger Juden. Materialien zur Geschichte der jüdischen Gemeinde Gailingen aus ihrer Blütezeit und den Jahren der gewaltsamen Auflösung.* Hrsg. von Eckhardt Friedrich und Dagmar Schmie-der-Friedrich, Konstanz 1981, S. 55ff.

²⁸ Für die Analyse der städtischen Judenheit ist die präsentierte Gegenüberstellung zweier Gruppen nicht möglich. Städte, in denen keine Juden wohnten, existierten nicht. Für die weitere Analyse wären komplexere Methoden zu wählen, die hier nicht weiter erörtert werden können.

leranteil in beiden Gruppen und bilden die Differenz, so erhalten wir folgende Aufstellung:

Ergebnisse der Badischen Landtagswahl in Vergleichsgruppen

	Ergebnis LT 1929 Gruppe 1 in %	Ergebnis LT 1929 Gruppe 2 in %	Differenz Gruppe 1 – Gruppe 2
NSDAP	4,9	5,6	-0,7
DNVP	3,2	3,0	0,2
DVP	4,7	3,8	0,9
Zentrum	14,6	15,0	-0,4
DDP	8,4	3,5	4,9
SPD	11,2	10,0	1,2
KPD	0,9	2,8	-1,9
Sonstige	9,5	9,3	0,2
Nichtwähler	42,6	47,2	-4,6

Gruppe 1: N = 38; Gruppe 2: N = 201

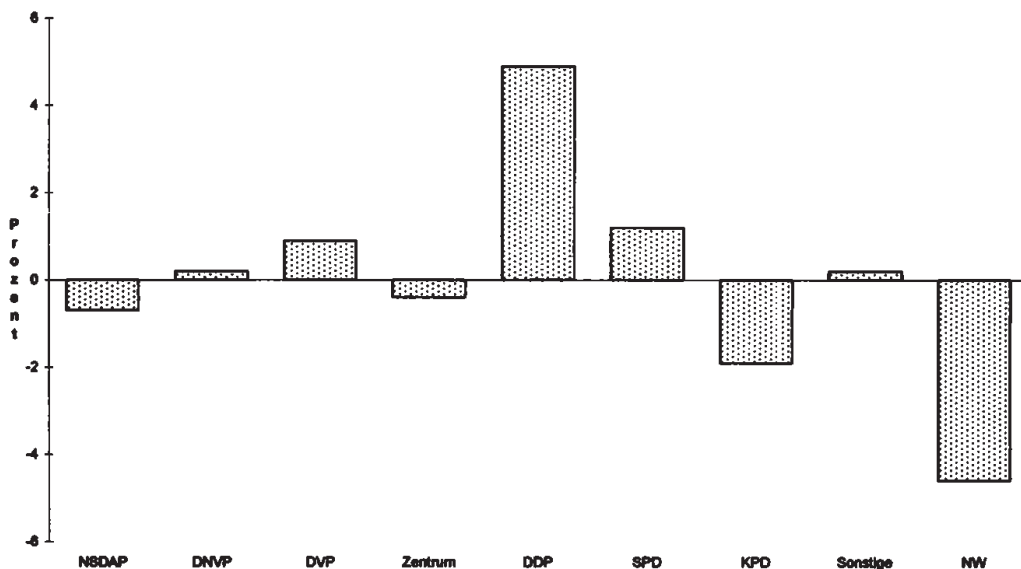
Auffallend sind zwei Abweichungen. Die Deutsche Demokratische Partei erzielte in der Gruppe 2 ohne jüdische Bevölkerung 3,5 Prozent im Durchschnitt. In der Vergleichsgruppe mit jüdischer Bevölkerung kam sie auf mehr als das Doppelte, nämlich 8,4 Prozentpunkte. Unter allen Parteien weist die DDP mit Abstand den gravierendsten Unterschied auf. Dies ist bemerkenswert, da sich beide Gruppen kaum sozialstrukturell unterscheiden. Der einzige fundamentale Unterschied besteht darin, daß Gruppe 1 einen jüdischen Bevölkerungsanteil von 6,7 Prozent aufweist.

Die zweite signifikante Abweichung ist zwischen den beiden Gruppen des Nichtwählerlagers feststellbar. Während der Nichtwähleranteil in Orten mit jüdischer Bevölkerung 42,6 Prozent ausmachte, belief er sich in den Dörfern ohne jüdische Bewohner immerhin auf 47,2 Prozent. Die deutliche Differenz veranschaulicht auch die nächste Graphik (S. 20).

Während die meisten Schwankungen zufallsbedingt erscheinen, legen die vergleichsweise starken Abweichungen für die Deutsche Demokratische Partei und den Nichtwähleranteil eine Systematik nahe. Unter weitgehender Kontrolle von Ortsgröße sowie Konfessions- und Sozialstruktur hat der jüdische Bevölkerungsanteil einen positiven Einfluß auf das Abschneiden der Demokraten. Der negative Effekt auf den Nichtwähleranteil in der Landtagswahl von 1929 deutet auf eine höhere Wahlmobilisierung in den jüdischen Gegenden hin. Die DDP konnte von dieser stärkeren Mobilisierung primär profitieren.

Der positive Zusammenhang zwischen dem Abschneiden der Deutschen Demokratischen Partei und dem jüdischen Bevölkerungsanteil ist keineswegs überr-

Differenz Badische Landtagswahl 1929 Gruppe 1 – Gruppe 2



Gruppe 1: mit jüdischer Bevölkerung

Gruppe 2: ohne jüdische Bevölkerung

schend. Die in der Literatur vielfach geäußerten Vermutungen über die Bindungen zwischen dem Linksliberalismus und den jüdischen Wählern bestätigen sich empirisch. Die liberale Ideenwelt hatte tiefe Wurzeln im Judentum geschlagen und zu einer entscheidenden Reform der religiösen Praxis geführt. Das „liberale Judentum“, als religiös-progressives Element, konnte innerhalb der Gemeinden den Großteil der Juden für sich gewinnen. Auf religiös-organisatorischer Ebene saßen in den Gemeindevertretungen Fraktionen, die sich namentlich als „Liberale“ bezeichneten. Personell und strukturell hatten sich im Judentum Formen entwickelt, die weit über den politischen Bereich hinaus das soziale, kulturelle und religiöse Leben der jüdischen Bevölkerung mit liberalen Elementen durchdrungen hatten. Es ist naheliegend, daß unter diesen Rahmenbedingungen die Linksliberalen von jüdischer Seite favorisiert wurden. Die eigentliche Belastungsprobe stand den jüdischen Wählern noch bevor. Der schwindende Einfluß der liberalen Parteien am Ende der Weimarer Republik, der Zusammenschluß der DDP mit dem Jungdeutschen Orden und der Volksnationalen Vereinigung zur Deutschen Staatspartei im Jahr 1930 stellte die Frage nach der politischen Orientierung unter neue Vorzeichen²⁹.

Die anlässlich des Ausgangs der badischen Landtagswahl 1929 aufgeworfenen Behauptungen der *C. V.-Zeitung* halten einer Überprüfung nicht stand. Die Hypo-

²⁹ Zur politischen Orientierung der jüdischen Wähler am Ende der Weimarer Republik vgl. Martin Liepach, *Das Wahlverhalten der jüdischen Bevölkerung. Zur politischen Orientierung der Juden in der Weimarer Republik*, Tübingen 1996 (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Beack Instituts 53).

these, die Nationalsozialisten hätten in den Dörfern, in denen Juden wohnten, vergleichsweise schlechter abgeschnitten, weil dort eine Aufklärung „vor Ort“ stattgefunden hätte, bestätigt sich nicht. Auch der Vorwurf eines mangelhaften Einsatzes des badischen Judentums in dieser Wahl ist, zumindest im Falle der Wahlbeteiligung der ländlichen jüdischen Bevölkerung, unzutreffend. Wahlteilnahme sollte man dabei als Indikator für den Willen an einer weitgehend sozialen Teilhabe am dörflichen und kleinstädtischen Leben der jüdischen Bürger interpretieren³⁰.

³⁰ Zu den sozialen Beziehungen jüdischer Bürger in Kleinstädten siehe auch den Beitrag von Jacob Borut.

LUDGER HEID

„Er ist ein Rätsel geblieben“

Oskar Cohn – Politiker, Parlamentarier, Poale-Zionist

Oskar Cohn wurde am 15. Oktober 1869 im schlesischen Guttentag, Kreis Lublinitz, geboren. Die Volksschule und das Gymnasium besuchte er in Brieg (Bezirk Breslau), die Universität seit 1887 in Berlin, Greifswald, München und wieder Berlin, die ersten beiden Semester als Student der Medizin. Seit 1891 durchlief er eine Ausbildung bei Gerichten, daneben beschäftigte er sich mit den Studien für seine Dissertation, die er 1892 abschloß. 1892/93 diente Cohn im „Kaiser-Franz-Garde-Grenadier-Regiment Nummer 2“, sechs „Semester“, weil er nicht genug Geld hatte, „um den feinen Einjährigen zu spielen“, wie er sich einmal rückblickend äußerte¹. Vor seiner Niederlassung als Rechtsanwalt in Berlin im Jahre 1897 war er sechs Jahre Referendar am Berliner Kammergericht.

Ein biographisch-statistisches Handbuch sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter notiert folgende weitere Daten Cohns: Sohn eines Kaufmanns; jüd.; 1875–1878 Bürgerschule und 1878–1887 Gymnasium in Brieg; verh.; 1909–[1922] Stadtverordneter in Berlin²; 1915–1917 Kriegsteilnehmer; 1916 SAG [Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft], 1917 USPD, 1922 erneut SPD; Nov.–Dez. 1918 Unterstaatssekretär im Reichsjustizamt; seit 1922 Leiter des Deutsch-Russischen Handelsbüros in Berlin; seit Mitte der 1920er Jahre umfangreiche Aktivitäten für verschiedene jüdische Einrichtungen und Organisationen; 1933 Emigration in die Schweiz. *MdR*: Jan. 1912–Nov. 1918 Erfurt 1 [Nordhausen]; Jan. 1919–Juni 1920 WK 36 (Thüringen). *MdL*: 1919–1924 Preußen. [...] *Parteitage*: 1911–1913, (1916); 1917, 1919 (USPD).“³

¹ Johannes Fischart, ‚Politiker und Publizisten. Oscar Cohn‘, in: *Die Weltbühne* Nr. 24 (1919), S. 644.

² Tatsächlich gehörte Oskar Cohn der Berliner Stadtverordnetenversammlung für den Stadtbezirk Tiergarten von 1910–1921 (Ablauf der Wahlperiode) an, wo er in den Ausschüssen für Rechnungssachen (1910–1913), Petitionen (1914–1919) und zur Vorprüfung der Gültigkeit der Stadtverordnetenwahlen (1914–1919) saß. Die Sessionsprotokolle verzeichnen, daß er sich überwiegend zu sozialpolitischen Themen zu Wort meldete. Seit 1919 erscheint er nicht mehr in den Unterlagen der Stadtverordnetenversammlung, vgl. Sessionsprotokolle der Stadtverordnetenversammlung 1910–1919, Rep 00 02/1, Landesarchiv Berlin, Außenstelle Breite Str. (Stadtarchiv). – Als im September 1917 eine selbständige USPD-Fraktion (20 Mitglieder) gegründet wurde, war Cohn unter ihnen.

³ Wilhelm Schröder (Bearb.), *Sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete und Reichstagskandidaten 1898–1918. Biographisch-statistisches Handbuch*, Düsseldorf 1986, S. 92f.

Es war die persönliche Erfahrung mit dem Antisemitismus, die Oskar Cohn zum Jurastudium motivierte. Seine Studienzeit in Greifswald und München und seine lange Referendariatszeit am Berliner Kammergericht, meinte er einmal, hätten seine Abwehrkräfte und die dadurch bedingte „Charakterrüstung“ nur noch gehärtet. Als Rechtsanwalt in Berlin seien Proletarier seine Klienten geworden. Ein Deklassierter bei anderen Deklassierten, folgert Cohn, das sei der Kitt, der zusammenhält. In „wirbelndem Wechsel“ habe er alle möglichen Zivil- und Strafprozesse geführt, sozietär unterstützt von prominenten politischen Gesinnungsgenossen: „Sozialistische Kollegen fand ich, Liebknecht⁴, Heine⁵ [...]; wie ich auch schon als Student der Freien Wissenschaftlichen Vereinigung⁶ zusammen mit Landsberg⁷ angehört habe.“⁸

⁴ Die Gebrüder (Karl und Theodor) Liebknecht mit ihrem Sozios Oskar Cohn führten in Berlin eine (1899 gegründete) Anwaltspraxis, die dank der politischen Tätigkeit der prominenten Anwälte bis zum Ersten Weltkrieg zu einer der größten Sozietäten in der Hauptstadt ausgebaut werden konnte. Doch der Krieg und die Antikriegspolitik Karl Liebknechts und die durch die illegale politische Arbeit notwendig gewordenen Kosten führten zum wirtschaftlichen Rückgang des Anwaltsbüros. Dabei war Karl Liebknecht längst mehr Last als Hilfe für die Kanzlei gewesen. Vgl. dazu: Helmut Trotnow, *Karl Liebknecht. Eine politische Biographie*, München 1980, S. 24, 28, 56–72. – Theodor Liebknecht (1870–1948) war Mitglied der USPD und seit 1921 des Preußischen Landtags. Als Gegner der Wiedervereinigung mit der SPD war er bis 1931 Führer und Mitglied des Parteivorstandes der Rest-USPD mit radikal klassenkämpferischem Programm. Nach erfolgter Fusion der USPD mit der SAPD im November 1931, gehörte Liebknecht zum rechten Flügel, der sich gegen eine Disziplinierung nach kommunistischen Prinzipien wandte. 1936 Emigration in die Niederlande.

⁵ Wolfgang Heine (1861–1944) war seit den 1890er Jahren niedergelassener Anwalt in Berlin und Strafverteidiger in zahlreichen politischen Prozessen. Seit 1898 sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter, dem rechten Parteiflügel zugehörig, wurde Heine im November 1918 Vorsitzender des Staatsrates von Anhalt, Justizminister in der preußischen Revolutionsregierung. 1919–1920 war er preußischer Innenminister und trat nach dem Kapp-Putsch zurück; 1923–1925 Mitglied des Staatsgerichtshofes zum Schutze der Republik; 1933 Emigration in die Schweiz, wo er in Ascona starb.

⁶ Der Bund Freier Wissenschaftlicher Vereinigungen (1908 aus der Freien Wissenschaftlichen Vereinigung hervorgegangen) war eine Studentenverbindung, die in Reaktion auf die christlich-antisemitischen und nationalen Vereine Deutscher Studenten seit 1882 entstanden war. Der Bund verfolgte die Prinzipien politischer Freiheit und wissenschaftlicher Tendenz, war liberal und paritätisch, d. h. er nahm gleichermaßen Juden auf. Die Freien Wissenschaftlichen Vereinigungen besaßen eigene Waffen und gaben unbedingte Satisfaktion. Sie trugen die Bundesfarben blau-rot-silber nur in Bierzipfeln. Seit 1920 war die Genugtuung freigestellt. Wahlspruch war: „Einigkeit, Recht, Freiheit.“ Seine politische Bedeutung verminderte sich in dem Maße wie der Antisemitismus bei den Vereinen Deutscher Studenten schwand. Im Sommersemester 1933 wurde der aus neuen Vereinen bestehende Verband aufgelöst.

⁷ Otto Landsberg (1869–1957) war seit 1890, auch er stets zum rechten Flügel zählend, Mitglied der SPD, wie Cohn von 1912 bis 1918 Mitglied des Reichstags und Rechtsexperte für Fraktion und Parteivorstand in Berlin. Am Ende des Weltkriegs gehörte Landsberg dem Rat der Volksbeauftragten (1918/19) an, wo er, zuständig für Justiz und Finanzen, zu den stärksten Stützen Eberts im Kampf gegen eine Radikalisierung der Revolution wurde und sich deswegen bei der extremen Linken verhaßt machte. Er war es, der wegen der Weihnachtsunruhen im Dezember 1918 und des Spartakusaufstandes im Januar 1919 darauf drängte, die Reichsregierung und die

Sein Biograph Emil Unger bestätigt, daß Oskar Cohn in seiner „ausgedehnte[n] Praxis“ im Bedarfsfall besonders von Arbeitern konsultiert und als Verteidiger beansprucht wurde, da sie sich bei ihm „nicht schlecht aufgehoben“ fühlten. Diese wußten, daß Cohn sich Geltung zu verschaffen und die wirksamsten Punkte herauszugreifen verstünde, um in einem Prozeß eine für seine Klienten günstige Wendung zu geben.⁹ Arnold Zweig urteilt über den Rechtsanwalt und Menschen Cohn folgendermaßen: „Aber unermüdlich blieb er dennoch als Anwalt, hilfsbereit für jeden Unschuldigen, der in die Schlingen der Justiz geraten war. Seine hagerre Gestalt, der große Kopf, die schweren Lippen und klaren Augen beherrschten den Gerichtssaal, wie die Beratungszimmer, und noch heute spricht man Menschen, denen er einmal zu helfen vermochte und die gern etwas täten, um sich ihm dankbar zu erweisen übers Grab hinaus.“¹⁰ Als Zweig diese herzlichen Worte schrieb, war Cohn bereits vier Jahre tot, gestorben auf dem Weg nach Palästina, wo Zweig seit fünf Jahren ein Exil gefunden hatte.

Es ist bemerkenswert, daß so unterschiedliche (partei-)politische und ideologische Haltungen zwischen den Sozietären untereinander einer beruflich(-politischen) Zusammenarbeit offensichtlich keinen Abbruch taten: Heines studentische Mitgliedschaft in einer konservativ-antisemitischen Vereinigung und gelegentliche antisemitische Auslassungen gegen jüdische Parteigenossen aus Osteuropa – wie z. B. Rosa Luxemburg und Alexander Parvus-Helphand (bei projüdischer Ostjudenpolitik als preußischer Innenminister) – waren in sozialdemokratischen Kreisen allgemein bekannt und auch öffentlich gebrandmarkt worden. Die ideologische Orientierung innerhalb der Sozialismus-Skala konnte zwischen Heine und Landsberg auf dem rechten und Cohn sowie Theodor (und für eine gewisse Zeitspanne Karl) Liebknecht auf dem linken Spektrum gar nicht extremer sein.

Als neugewählter Parlamentarier bei den Wahlen im Jahre 1912 beteiligte Cohn sich an einer Rundfrage der *Allgemeinen Zeitung des Judentums*, die die jüdischen Reichstagsabgeordneten der deutsch-jüdischen Öffentlichkeit vorstellte. In diesem Zeugnis, das zu seinen wenigen Selbstaussagen gehört, gab Cohn einiges von seiner Herkunft preis, von den jüdischen Familientraditionen, in deren Nachfolge stehend er sich bekannte. Über seine Eltern führte er folgendes aus: „Ich war ihr elftes Kind, und da sie selbst zu den ältesten Kindern ihrer Eltern gehörten, übrigens auch den größten Teil ihres Lebens in dem oberschlesischen Städtchen verbrachten, wo ich geboren bin, so war ihr Leben und meine Jugend von Gefühlswerten und Tradi-

Nationalversammlung in das ruhigere und symbolträchtige Weimar zu verlegen. Als SPD-Mitglied der Nationalversammlung (1919/20) wurde er Reichsjustizminister im Kabinett Scheidemann (Febr.–Juni 1919) und gehörte zur deutschen Friedensdelegation in Versailles. Von 1924–1933 war er wiederum Mitglied des Reichstags. Obwohl dem religiösen Judentum distanziert gegenüberstehend, engagierte sich Landsberg als Gründungsmitglied des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus (1890) im Kampf gegen die wachsende antisemitische Agitation.

⁸ Fischart, *Politiker und Publizisten*, S. 644.

⁹ Emil Unger, *Politische Köpfe des sozialistischen Deutschlands*, Leipzig o.J. [1920], S. 109f.

¹⁰ Arnold Zweig, *In Memoriam Oskar Cohn*, Haifa, 10. Februar 1938, Stiftung Archiv der Akademie der Künste, Berlin, NL Arnold Zweig Nr. 1321.

tionen beherrscht, die für den überwiegenden Teil der Judenschaft heutiger Zeit, und nicht nur der großstädtisch gewordenen, nicht mehr die Kraft geblieben sein dürften.“ Aus den Häusern ihrer Eltern hatten sein Vater und seine Mutter neben einer starken religiösen Überzeugung ein tiefes Streben nach Bildung und ein „opferwilliges Bedürfnis zu gemeinnütziger Betätigung“ mitgebracht. Äußerer Besitz, der nicht durch „Bildung und Feingefühl geadelt“ war, charakterisierte er seine Eltern, galt ihnen als Unsegen, da so der Mensch der Sklave seines Geldes sei, nicht sein Herr. Seinem Vater sei es zwar sittlich geboten und politisch notwendig erschienen, daß die Juden als Gesamtheit gegen die Verletzungen der gesetzlich gewährleisteten Gleichberechtigung kämpften: aber daneben hatten und betätigten seine Eltern auch die „tiefgewurzelte Überzeugung“, daß jeder einzelne Jude für sich selbst die Abneigung des deutschen „Wirtvolkes“ gegen die jüdischen Mitbürger bekämpfen und möglichst überwinden müsse, nämlich durch ein „gesittetes Familienleben“, durch besondere Leistungen des Geistes und des Gemeinsinns und nicht zuletzt durch eine bescheidene Lebensführung.

Die Eltern führten ein religiöses Familienleben: „[...] und wenn mein Vater am Sederabend von Jahwe sang, der Israel aus dem ‚Hause der Sklaverei‘ geführt hatte, so dachten wir Kinder wohl des Großvaters, von dem die Rede ging in der Familie, daß er am Anfang des 19. Jahrhunderts, zur Warnung vor gefährlicher Berührung mit den Juden, noch den gelben Fleck an seinen Kleidern nach Vorschrift tragen mußte, und den später Magistrat und Stadtverordnete zum Ehrenbürger seiner Vaterstadt erwählten, weil er Jahrzehnte hindurch in der vordersten Reihe gestanden hatte, wo es das Wohl der Stadt galt.“ Ihm seien indes die „Passahlieder“ längst verklungen. Nicht ohne Bewegung und ehrlichen Kampfe hätte er sich von den Glaubenssätzen des Judentums gelöst und sich das Weltgebäude aus anderen Bausteinen errichtet. Er wolle erklärtermaßen Mitglied der Jüdischen Gemeinde bleiben, solange die Gemeinschaft der Juden nicht nur eine religiöse, sondern auch eine politische Gemeinschaft sei, – „ach, leider nicht ist, wohl aber sein sollte!“, wie er hinzufügte – die gegen gewalttätige und heuchlerische Unterdrückung und Zurücksetzung der jüdischen Gesamtheit und ihrer einzelnen Glieder im Kampfe stehen müsse. Freilich müsse die Kampfgemeinschaft der Juden mehr und mehr auch wieder eine „sittliche Gemeinbürgerschaft“ werden. Dies scheine ihm für die Entwicklung des Judentums, „auch nach der religiösen Seite hin“, nötiger zu sein als manch „moderner“ Anspruch des einzelnen¹¹.

„Was Oskar Cohn betrifft, so ist er mir – und nicht mir allein – ein [...] Rätsel geblieben.“ So bemüht sich der Stenograph der Repräsentantensitzungen der Jüdischen Gemeinde Berlins in den Weimarer Jahren, Alexander Szanto, um eine Charakterisierung Oskar Cohns, um folgende Begründung für seine Ratlosigkeit nachzuliefern:

¹¹ ‚Die jüdischen Reichstagsabgeordneten (Dr. Oskar Cohn)‘, in: *Allgemeine Zeitung des Judentums* (1912), S. 353f.

„Ein Mann mit einer ruhmreichen Vergangenheit in der deutschen Arbeiterbewegung, [...] tapferer Wortführer der pazifistischen U[nabhängigen] S[ozialdemokratischen] P[artei] während des Ersten Weltkrieges, hatte er sich im Laufe der zwanziger Jahre aus dem politischen Leben Deutschlands zurückgezogen und tauchte jetzt hier auf einem Nebengleise, in einer konfessionellen Körperschaft auf. Die wenigen Reden, die er dort hielt, befaßten sich durchweg mit Bagatell-Angelegenheiten. Es war – um ein banales aber treffendes Beispiel aus dem bürgerlichen Leben heranzuziehen – als ob der Direktor eines großen Industriekonzerns plötzlich als Lohnbuchhalter bei einer kleinen Provinzfirma auftauchen würde.“¹²

In der Tat ist es für den recherchierenden Historiker schwer, von der politischen Person, vom sozialistischen Zionisten Oskar Cohn scharf umrissene biographische Konturen zu zeichnen. Und es ist nicht weiter verwunderlich, daß sich in den wenigen einschlägigen biographischen Lexika, die Cohn überhaupt anführen, ebenso kurze wie falsche Angaben über ihn finden¹³.

¹² Alexander Szanto, *Im Dienste der Gemeinde 1923–1945*, Masch.-Schrift, [Manchester 1968, 241S.] LBI, New York, ME 638, S. 90f. – Szanto geb. 1899 Budapest – gest. 1972 Manchester. Das Manuskript seiner Autobiographie befindet sich im Leo Baeck Institute, New York und ist auszugsweise veröffentlicht, in: *Jüdisches Leben in Deutschland. Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1918–1945*, hrsg. u. eingel. v. Monika Richarz, Stuttgart 1982, S. 217–227. (Für den Hinweis auf Alexander Szanto sei Dr. Hermann Simon, Berlin, herzlich gedankt.)

¹³ Als Beispiele dafür seien u. a. genannt: Im Lowenthalschen biographischen Verzeichnis ist das Todesjahr Oskar Cohns mit 1936 angegeben; eine weitere falsche Angabe bezieht sich auf die Verweildauer im Deutschen Reichstag, vgl. *Juden in Preußen. Biographisches Verzeichnis. Ein repräsentativer Querschnitt* v. Ernst G. Lowenthal, hrsg. v. Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin 1981, S. 45; so verlegt das Biographische Lexikon des Sozialismus den Geburtsort Cohns vom schlesischen Lublinitz ins polnische Lublin, bezeichnet ihn als „radikale[n] Unteroffizier“, verwechselt Reichstag mit (preußischem) Landtag und behauptet schließlich, Cohn sei „wie viele Emigranten“ seit 1933 in der Sowjetunion „verschollen“, wo man „nichts mehr von ihm gehört“ habe, vgl. Franz Osterroth, *Biographisches Lexikon des Sozialismus. Bd. I: Verstorbene Persönlichkeiten*, Hannover 1960, S. 55; im Lexikon des Judentums taucht Cohn als „Oscar“ auf und wird schließlich zehn Jahre früher – 1859 – geboren, vgl. [John F. Oppenheimer], *Lexikon des Judentums*, Gütersloh 1967, Sp.151f.; im biographischen Handbuch der deutschsprachigen Emigration wird Cohns Mitgliedschaft im Reichstag mit der im Preußischen Landtag verwechselt, ein falsches Todesdatum genannt: 2.11.1934 anstatt 31.10.1934, vgl. *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933. Bd. I: Politik, Wirtschaft, Öffentliches Leben*, München-New York-London-Paris 1980, S. 115; widersprüchlich auch Angaben in der biographischen Dokumentation über die politische Verfolgung, Emigration und Ausbürgerung der Mitglieder des Reichstags in den Weimarer und nationalsozialistischen Jahren, in der es heißt, Cohn sei „über Palästina nach Frankreich, später in die Schweiz“ emigriert. Der hier zitierte Bericht des Geheimen Staatspolizeiamts Berlin aus dem Jahre 1938 ist zumindest hinsichtlich des Cohnschen Emigrationsweges präziser. Diesem ist zu entnehmen, daß der „international bekannt[e]“ Oskar Cohn bis Ende 1933 ein Büro in der Neuen Friedrichstr. 69 unterhalten habe. Er selbst sei jedoch wenige Tage vor (tatsächlich verließ er am 28. Februar 1933 Deutschland) der Machtübernahme nach Paris emigriert. Vgl. *M.d.R. Die Reichstagsabgeordneten der Weimarer Republik in der Zeit des Nationalsozialismus. Politische Verfolgung, Emigration und Ausbürgerung 1933–1945. Eine biographische Dokumentation* hrsg. u. eingel. v. Martin Schumacher, Düsseldorf 1991, S. 196; zum Gestapa-Bericht: Bundesarchiv, Abt. Potsdam, RSHA St 3/248.

Gewiß war er zu seiner politisch aktiven Zeit eine bekannte Persönlichkeit, durch seine Friedensaktivitäten, seine Tätigkeit als Leiter des deutsch-russischen Handelsbüros und Rechtsbeistand der russischen Botschaft in Berlin besaß er auch international einen Namen. Doch in einem Gedenkartikel aus dem Jahre 1940 wurde bedauert, daß der einmal „meistbesprochene, meistgehaßte und meistgeliebte deutsche Politiker“, dessen Bild durch die Weltpresse gegangen war, bereits fünf Jahre nach seinem Tod in Deutschland nahezu völlig vergessen war¹⁴. Daran hat sich bis in die Gegenwart kaum etwas geändert, einigen Marginalien wie die von Ernest Hamburger¹⁵, Werner T. Angress¹⁶, Michael Brenner¹⁷ und zuletzt Ludger Heid¹⁸ zum Trotz. Ein wissenschaftlicher Aufsatz, geschweige denn eine Biographie stehen noch aus¹⁹.

Szantos Bemerkung scheint berechtigt – Cohn gibt Rätsel auf: Ein Mann, der mit 55 Jahren auf eine glänzende berufliche, (partei-)politische und parlamentarische Karriere zurückblicken konnte, als Unterstaatssekretär im Reichsjustizministerium in der Zeit des revolutionären Übergangs in Deutschland Ende 1918 für kurze Zeit an der politischen Macht partizipierte und von dem es heißt, daß er nach politischer Resignation Mitte der 20er Jahre seine politischen Ämter niederlegte, um sich ausschließlich jüdischer „Volkstumsarbeit“ zu widmen²⁰. Seit 1924 saß Oskar Cohn nicht mehr als Abgeordneter im Preußischen Landtag – aus dem Reichstag und aus der Berliner Stadtverordnetenversammlung war er bereits einige Jahre zuvor ausgeschieden –, sondern (ab 1926) als Vertreter der jüdisch-sozialdemokratischen *Poale Zion* in der Repräsentantenversammlung der Jüdischen Gemeinde Berlin. „Ich bin zwar geborener, aber nicht gelernter Jude“, stellte er sich 1927 den Delegierten auf der Verbandstagung des Preußischen Landesverbands Jüdischer Gemeinden vor und erklärte sich weiter: „Ich bin aus der großen Politik zur jüdi-

¹⁴ Vgl. ‚In Memoriam Oskar Cohn‘, in: *Mitteilungsblatt der Hitachduth Olej Germania we oleij austria* Nr. 1, 5. Januar 1940. – Der Artikel ist mit „A. B.“ gezeichnet. Hinter diesen Initialen verbirgt sich der Name Alfred Berger (1891–1940).

¹⁵ Ernest Hamburger, *Juden im öffentlichen Leben Deutschlands. Regierungsmitglieder, Beamte und Parlamentarier in der monarchischen Zeit 1848–1918*, Tübingen 1968 (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 19), bes. S. 502–508.

¹⁶ Werner T. Angress, ‚Juden im politischen Leben der Revolutionszeit‘, in: *Deutsches Judentum in Krieg und Revolution 1916–1923*. Ein Sammelband herausgegeben von Werner E. Mosse unter Mitwirkung von Arnold Paucker, Tübingen 1971 (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 25), S. 137–315, bes. S. 213–219.

¹⁷ Michael Brenner, ‚Zurück ins Ghetto? Jüdische Autonomievorstellungen in der Weimarer Republik‘, in: *Trumah 3. Zeitschrift der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg* (1992), S. 101–127, bes. S. 104–111; idem., ‚Bürger oder Minderheit? Vor 75 Jahren sollten in Deutschland Minoritätenrechte für Juden erstritten werden‘, in: *Allgemeine Jüdische Wochenzeitung* Nr. 49/2, 27. Januar 1994.

¹⁸ Ludger Heid, ‚Oskar Cohn – ein deutsch-jüdischer Parlamentarier zwischen Sozialismus und Zionismus‘, in: *Menora. Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte* 1995, hrsg. v. Julius H. Schoeps/Karl E. Grözinger/Ludger Heid/Gerd Mattenklott, München 1995, S. 201–232.

¹⁹ Der Verfasser dieses Aufsatzes arbeitet an einer Monographie, deren Abschluß für 1997 geplant ist.

²⁰ Vgl. *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration*, S. 115.

schen Politik gekommen, über das deutsche Judentum hinweg – im Gegensatz zu vielen [...], die vom Judentum zum Deutschtum gelangt zu sein glauben.“²¹

Cohn gehörte – wie Eduard Bernstein – dem überparteilichen deutschen Pro-Palästina-Komitee sowie dem Vorstand der Deutschen Liga für Menschenrechte an. Er war seit 1919 Präsidiumsmitglied des Berliner Arbeiterfürsorgeamtes der jüdischen Organisationen Deutschlands, in das er als „Arbeitervertreter“ gewählt worden war. Dies führte ihn 1920 in die Reihe der zionistischen Arbeiterpartei *Poale Zion*, die er auf mehreren Zionistenkongressen vertrat. Hier trat er dafür ein, daß die Jüdischen Gemeinden aus „reinen Tempelgemeinden“, die sie sein wollten, zu einem „Instrument des Aufstiegs der jüdischen Masse“ werden, um sich zu einer demokratisch weltlichen Jüdischen Volksgemeinde zu wandeln²². Der Zionistischen Vereinigung für Deutschland stand er durchaus kritisch gegenüber. Er beklagte, daß sie zuwenig zur Klärung der jüdischen Probleme beitrüge und keine konsequente Politik betreibe.

Außerhalb Deutschlands war Cohn bei der Bekämpfung von Pogromen in Osteuropa aktiv. Die 1919 in Luzern tagende Internationale Sozialistische Konferenz beschäftigte sich mit aktuellen pogromistischen Vorgängen und setzte einen fünfköpfigen Untersuchungsausschuß ein, dem Cohn als einziges jüdisches Mitglied angehörte. Dieser legte einen von Cohn mitredigierten Bericht über die Lage der Juden in Polen vor, der eine Resolution enthielt, den polnischen Juden die vollständige staatsbürgerliche Gleichstellung zuzusprechen. Gleichzeitig verlangte der Ausschuß den völkerrechtlich garantierten Schutz für die jüdische Minderheit gemäß der 1919 von der Versailler Friedenskonferenz beschlossenen und 1920 in Kraft getretenen Minderheitenschutzverträge. Der Bericht enthielt auch eine Sympathieerklärung hinsichtlich der Schaffung einer nationalen jüdischen Heimstätte in Palästina unter dem Schutz und der Aufsicht des Völkerbundes. Dabei sollten die Interessen der dort lebenden nichtjüdischen Bevölkerung, so wie es die Balfour-Deklaration zwei Jahre zuvor vorgesehen hatte, gewahrt bleiben. Schließlich verknüpften die Delegierten der Konferenz den Wunsch nach der Errichtung eines Nationalheims für die Juden mit der Hoffnung, daß dieses in einer sozialistischen Republik Gestalt annehmen würde²³.

²¹ Stenographische Berichte (zukünftig: StB) der 3. Verbandstagung des Preußischen Landesverbands Jüdischer Gemeinden (PLV), Berlin, 27.–28. März 1927, in: *Verwaltungsblatt des PLV* Nr. 5, 15. Juni 1927, S. 27.

²² Flugblatt des Wahlkomitees der jüdischen sozialdemokratischen Arbeiterorganisation „Poale-Zion“ zum Wahlauf Ruf für Oskar Cohn anlässlich der Wahlen zum Preußischen Landesverband der Jüdischen Gemeinden (1920), betitelt: „An die arbeitenden Juden Preußens!“ Zionistisches Zentral-Archiv (CZA), Jerusalem, Nachlaß (NL) Harry Epstein, A 101/13. – Bei der Wahl zur Repräsentantenversammlung der Berliner Jüdischen Gemeinde am 20. Juni 1920, die unter der Parole „Religionsgemeinde oder Volksgemeinde“ stand, eroberte Oskar Cohn lediglich den Posten eines stellvertretenden Repräsentanten.

²³ Vgl. *La situation des Juifs en Pologne. Rapport de la Commission d'Etude désignée par la Conférence Socialiste Internationale de Lucerne, Bureau Socialiste International Bruxelles* hrsg. v. Oskar Cohn/Pierre Renaudel/G.-H. Schaper/Thomas Shaw, Paris 1920 (Reprint: *Seeds of Conflict*, Series 2, in: *The Roots II*, Nendeln (Liechtenstein) 1974).

Oskar Cohn war der einzige sozialistische Zionist, der je in einem deutschen Parlament saß – ohne zionistisch organisiert zu sein (mit Ausnahme seiner Verbindung zur *Poale Zion*, die er vertrat, ohne ihr als Mitglied anzugehören). Und damit war er, wie Ernest Hamburger zutreffend notierte, die „eigenartigste Erscheinung“ unter den jüdischen Abgeordneten der Weimarer Zeit²⁴.

Es ist für die deutsch-jüdische Historiographie insofern bedeutsam, als er zu den wenigen jüdischen Sozialisten gehörte, die sich uneingeschränkt für jüdische Interessen einsetzten. Damit unterschied er sich von der Mehrzahl jener in der Arbeiterbewegung Engagierter, für die Herkunft (und Religion) unbedeutend waren. Für sie alle stellte das Judentum keine Nation, sondern lediglich eine Konfession dar. Mit Verwirklichung des Sozialismus würden ohnehin alle Glaubensbekenntnisse bedeutungslos. Sein Auftreten im Parlament bedeutet einen Markstein im Verlauf der politischen Geschichte des deutschen Judentums.

Cohn stand dem Judentum – namentlich dem Ostjudentum – mit Achtung und Verehrung gegenüber. Nichts verdeutlicht seine Haltung anschaulicher als sein Redebeitrag, mit dem er sich als gewählter Repräsentant erstmals auf dem Verbandstag des Preußischen Landesverbandes jüdischer Gemeinden im März 1927 zu Wort meldete. Er schilderte, daß er durch den Krieg auf die Probleme der Ostjuden und „überhaupt zu jüdischen Dingen“ gestoßen sei, woraus er folgerte:

„Deshalb werden Sie verstehen, daß in dem Punkte der *Gleichberechtigung der ausländischen Juden*, oder sagen wir besser, um uns nichts vorzumachen, von Ostjuden, im Leben der jüdischen Gemeinschaft für mich und meine sozialistischen Freunde eine Konzession durchaus unmöglich ist.“

Cohn distanzierte sich von der unter den deutschen Juden weitverbreiteten Auffassung vom kulturellen Unterschied zwischen West- und Ostjuden. Dabei benutzte er ein eindrucksvolles Bild, mit dem er die westjüdische Hybris entlarvte:

„Seit vielen Jahren haben die deutschen Juden keine Läuse mehr; aber es ist leider zweifelhaft, ob sie noch ihre Religion und den göttlichen Funken haben, der in so vielen Ostjuden wirkt. Die Überschätzung der äußeren Zivilisation deutscher Juden und die Unterschätzung der Werte, die die Ostjuden in geistiger Beziehung nach Deutschland und dem deutschen Judentum bringen können, ist das Betrübenende, das wir auch heute wieder an den [...] liberalen Juden erleben wie seit unvordenklichen Zeiten an ihrer Haltung gegenüber den Ostjuden.“²⁵

Es war durchaus keine Selbstverständlichkeit, sich selbstbewußt zum Judentum zu bekennen, wenn man bedenkt, daß beispielsweise außer ihm lediglich drei Abgeordnete des Preußischen Landtags zu Beginn der Weimarer Republik ihr Religionsbekenntnis mit „jüdisch“ angaben²⁶. Wie es unter Sozialisten, die erwähnte

²⁴ Ernest Hamburger, *Oskar Cohn*, (Typoskript), LBI, New York, AR 7034/Box 10/Folder 3 sowie NL Oskar Cohn, LBI, New York, AR 4213.

²⁵ Siehe Anm.21.

²⁶ Das waren: Max Lichtenstein, USPD; Arthur Kochmann und Hugo Preuß, beide DDP. Die übrigen, zahlenmäßig nicht zu ermittelnden Abgeordneten jüdischer Herkunft gaben das Religionsbekenntnis „konfessionslos“ oder „Dissident“ an oder machten keine Angaben. Vgl. *Handbuch für den Preußischen Landtag. Ausgabe für die 1. Wahlperiode (von 1921 ab)*, Berlin 1921.

Umfrage der *Allgemeinen Zeitung des Judentums* belegt es, nur wenige gab, die sich ähnliche Antworten zur Religion wie die Oskar Cohns entlocken ließen²⁷.

Im folgenden soll Oskar Cohn als Parlamentarier der Weimarer Jahre vorgestellt und gezeigt werden, wie er als Abgeordneter immer wieder mit großer Zivilcourage von den Parlamentsbühnen für humanitäre Angelegenheiten eintrat und stets für durch Diskriminierung und Verfolgung benachteiligte Juden focht²⁸. Dabei soll der nicht abschließend zu beantwortenden Frage nachgegangen werden, ob es in Deutschland möglich war, als parlamentarischer Repräsentant Zionist und Sozialist zugleich sein zu können und inwieweit ein Engagement für jüdische Belange innerhalb der Sozialdemokratie von der Partei toleriert wurde.

1920 hatte ihm seine Partei ein sicheres Mandat für den Reichstag eingeräumt. Cohn befand sich jedoch damals im Ausland und hatte seiner Frau Sophie eine Generalvollmacht ausgestellt. Diese wurde von der Wahlkommission als nicht ausreichend anerkannt. Auf einen Einzug in den Reichstag mußte er deshalb verzichten, dagegen stellte er sich erfolgreich zur Wahl in den ersten Preußische Landtag der Weimarer Republik²⁹. Oskar Cohn war der einzige Vertreter der USPD, der sowohl in die National- als auch Preußische Landesversammlung gewählt wurde. Auch in der Nationalversammlung trat Oskar Cohn nicht weniger häufig wie im Reichstag als Redner in Erscheinung. Einschließlich der persönlichen Erklärungen und Bemerkungen zur Geschäfts- und Tagesordnung verzeichnet das Sprechregister der Verfassunggebenden Deutschen Nationalversammlung zwischen 1919 und 1920 insgesamt 285 Stichworte, zu denen Cohn Stellung nahm.

In der Deutschen Nationalversammlung gehörte er dem Verfassungsausschuß an, wo er sich als hervorragender Kenner des Verfassungsrechts auch anderer Staaten einen Namen machte. Doch waren seine Vorstellungen von der zukünftigen Verfassungsform Deutschlands die eines idealistischen Außenseiters. Ihm schwebte das Modell einer direkten Demokratie, also die Selbstregierung des Volkes als politisches Ideal vor, wenngleich ihm bewußt war, daß die Strukturen dazu im deutschen Volk noch nicht verankert waren. Eine Kombination aus parlamentarischem und Rätssystem, wie Cohn vorschlug, war in der Nationalversammlung nicht durchzusetzen. Dem Zentralrat der Deutschen Sozialistischen Republik, dessen Aufgabe alle anderen Parteien mit dem Zusammentritt der Nationalversammlung

²⁷ Zu diesen zählten außerdem: Kurt Eisner, Georg Davidsohn und Emanuel Wurm.

²⁸ Zu Cohns Eintreten für ostjüdische Arbeiter während des Ersten Weltkriegs und der frühen Weimarer Jahre, siehe: Ludger Heid, „Proletarier zu sein und Jude dazu, das bedeutet unsägliches Leid...“ Sozialisten zur „Ostjudenfrage“, in: *Juden und deutsche Arbeiterbewegung bis 1933. Soziale Utopien und religiös-kulturelle Traditionen*. Herausgegeben von Ludger Heid und Arnold Paucker, Tübingen 1992 (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 49), S. 177–191, bes. S. 185f., auch: idem., *Maloche – nicht Mildtätigkeit. Ostjüdische Arbeiter in Deutschland 1914–1923*, Hildesheim 1995 (passim). – Zu Cohns Tätigkeit als Mitglied des Deutschen Reichstags 1912–1918, vgl.: Heid, *Oskar Cohn – ein deutsch-jüdischer Parlamentarier zwischen Sozialismus und Zionismus*, S. 207–213.

²⁹ Briefliche Mitteilung von Dr. Reinhold Cohn, dem Sohn von Oskar Cohn, vom Oktober 1971 an Ernest Hamburger; Hamburger, *Oskar Cohn* (wie Anm.24).

als beendet ansahen, wollte Cohn das Recht einräumen, gegen Beschlüsse der Nationalversammlung in dritter Lesung eine Volksabstimmung herbeizuführen³⁰.

Cohn wollte einen radikalen Bruch mit den nationalen Traditionen sowohl der Paulskirche wie des Bismarckreichs. Er plädierte für einen völligen Neubeginn. Die Linkssozialisten holten ihre Leitbilder nicht aus der Vergangenheit, sondern aus der Zukunft. Die parlamentarische Demokratie beurteilten sie nach den Maßstäben der Räte Demokratie und verwarfen sie. Cohns nationalpolitische Formel lautete: Die Deutsche Republik ist ein republikanischer Einheitsstaat. Die neue Verfassung sollte ein vollständig verändertes Deutschland widerspiegeln. Aus der Weimarer Verfassung sollte die Bezeichnung „Deutsches Reich“ getilgt werden, und sie sollte schließlich ein Mittel sein, die „Wiedergeburt des deutschen Volkes im Sozialismus“, durch den Sozialismus zu ermöglichen³¹.

Die „Judenfrage“ brachte Cohn in der Nationalversammlung mit einem bemerkenswerten Vorschlag zur Sprache. Die Beratung des Verfassungsartikels, der den Schutz der fremdsprachigen Minderheiten sichern sollte, nahm er zum Anlaß für einen Formulierungsvorschlag, um die Juden in die vorgesehenen Schutzbestimmungen einzubeziehen. Cohn argumentierte in dieser Frage ganz vom zionistischen Standpunkt, und er machte sich keine Illusion, daß ihm die Parlamentsmehrheit die Zustimmung versagen würde. Sein Plädoyer, in dem Artikel „Schutz der nationalen Minderheiten“ die „jüdische Nationalität“ mit zu berücksichtigen, lautete:

„Sehen Sie auf weite Kreise gerade unter dem besten jüdischen Nachwuchs, in dem der Zionismus, die nationale Auffassung des Judentums, von Tag zu Tag stärker wird! Sehen Sie auf diese Volksteile, und Sie werden allerdings in kurzer Zeit vor die Frage gestellt sein, ob nicht auch dem jüdischen Volke nationale Minderheitsrechte einzuräumen sind wie den Wenden und den Polen.“³²

Bei der Abschlußberatung in der Nationalversammlung am 15. Juli 1919 erneuerte Cohn seinen Vorschlag, die Juden als nationale Minoritätengemeinschaft in der Verfassung anzuerkennen, soweit sie für sich nationales Eigenleben beanspruchen würden. Doch er stand allein, wobei seine schärfsten Widersacher im Verfassungsausschuß ausgerechnet zwei Juden waren – Hugo Preuß (DDP) und Simon Katzenstein (MSPD). Beide Kritiker führten die gelungene Assimilation der Juden an die deutsche Sprache und Kultur als Ablehnungsgrund an.

Seine Hoffnung, daß sein Vorschlag in den Ausschlußberatungen aufgegriffen und schließlich in der Verfassung verankert würde, erfüllte sich nicht. Und damit war auch, wie er vor dem Plenum der Nationalversammlung bekannte, seine Überzeugung von einer „seelischen Erneuerung“ des deutschen Volkes in seiner Politik, in seiner Ethik, geschwunden.

³⁰ Vgl. Deutsche Nationalversammlung (NL), StB, 10. Februar 1919.

³¹ NV, StB, 28. Februar 1919.

³² *Ibid.*

Für seine Partei lehnte Cohn das Weimarer Verfassungswerk ab. Er war überzeugt, daß die stolzeste Epoche der deutschen Geschichte erst beginnen sollte, nachdem die bisherige nur auf äußere Macht gegründete Konstruktion des Deutschen Reichs endgültig widerlegt worden war. Die Entwicklung sei allerdings nur möglich durch den Sozialismus. Unter dem Bravo seiner Fraktionskollegen beendete Oskar Cohn für seine Partei die Verfassungsdebatte mit dem Bekenntnis:

„Die Abkehr vom Nationalismus, die Mahnung zum Internationalismus, die Abkehr von der Scheindemokratie und die Mahnung zur wahren Demokratie, das ist die Überzeugung, aus der heraus wir diese Verfassung ablehnen und unsere Arbeit fortsetzen müssen.“³³

In den Anfangsjahren der Weimarer Republik kam im Preußischen Landtag – vor allem in den Haushaltsdebatten – die sog. Ostjudenfrage immer wieder zur Sprache. Bei den Haushaltsberatungen im Juli 1921, Juni 1922, Oktober 1924 und vor allem in der auf eine Große Anfrage über die Einwanderung der Ostjuden nach Deutschland sich anschließenden Debatte im November 1922 war die „Ostjudenfrage“ das alles beherrschende Thema in der sich über mehrere Verhandlungstage erstreckenden parlamentarischen Auseinandersetzung. Für die USPD und seit 1922 für die Vereinigte SPD beteiligte sich Oskar Cohn ständig und aktiv an den Debatten.

Die Entgegennahme eines bedeutenden Geldbetrags zur Förderung der Revolution in Deutschland aus der Hand des in Ausweisung begriffenen sowjet-russischen Botschafters Adolf Joffe beschäftigte auch den Preußischen Landtag. Cohn hatte das Geld entgegen den prinzipiellen Beschlüssen der USPD-Führung, keine ausländischen Mittel für Parteipropaganda zu verwenden, akzeptiert. Als Revolutionär hielt er seine Handlungsweise für selbstverständlich und vor allem moralisch gerechtfertigt, wenn nicht gar für geboten. In der Preußischen Landesversammlung nannte er den Abgeordneten, der von „Joffeschen Millionen“ und vom Ankauf von Waffen gesprochen hatte, einen „elenden Verleumder“³⁴.

Allein die Parlamentarier der Linksparteien SPD/USPD und KPD brachten – bei allen argumentativen Unterschieden – einen anderen Ton in die emotional-antisemitisch geführten Parlamentsdebatten. Während der Haushaltsdebatte im Juli 1921 rückte Oskar Cohn die kurz zuvor bekannt gewordenen Barbareien in den beiden Internierungslagern Stargard und Cottbus-Sielow in den Mittelpunkt seiner Rede³⁵. Im schon damals so genannten Konzentrationslager Stargard in Pommern, in dem zahlreiche zur Abschiebung vorgesehene Ostjuden interniert waren, war im Mai 1921 eine mit 80 Mann belegte Baracke in Brand geraten. Löschmittel standen nicht zur Verfügung und die Wachmannschaften sahen tatenlos zu, wie sich das Feuer ausbreitete. Da die Baracke verschlossen war, versuchten die Eingeschlossenen, zum Fenster hinauszuspringen. Den Flammen entkommen, wurden die Geretteten vom Wachpersonal beschimpft und mit Kolbenschlägen mißhandelt. Beim

³³ NV, StB, 30. Juli 1919.

³⁴ Preußischer Landtag (PLT), StB, 24. September 1919.

³⁵ Auch im folgenden: Rede des Abgeordneten Oskar Cohn (USPD), PLT, StB, 15. Juli 1921.

Appell am folgenden Tag wurde den Internierten durch einen Feldwebel angedroht, daß sie, falls nochmals eine Baracke in Brand geraten würde, nicht mehr herauspringen dürften. Schließlich fiel der Satz: „Die Juden sollen ruhig verbrennen!“³⁶

Cohn richtete an die Parlamentskollegen die Frage nach dem „Menschenmaterial“, aus denen sich die Internierten rekrutierten, um die Antwort gleich mitzuliefern: Dies seien zum großen Teil Leute, die von den deutschen Okkupationsbehörden im Laufe des Krieges nach Deutschland „deportiert“ und gezwungen worden seien, in der „deutschen Wirtschaft den Krieg mitzuführen“. Weitere Zehntausende, denen die gleichen Behörden jedes Mittel zum Arbeiten und zum Leben in Polen genommen hätten, wären auf „sogenannten freiwilligen Kontrakt“ nach Deutschland gekommen, um nach sechs Monaten erfahren zu müssen, daß man sie betrogen hatte, weil ihnen die Rückkehr nicht mehr freistand. Nach Ablauf der Halbjahresfrist, für die sie sich „verdungen“ hatten, wurden sie auf militärische Anordnung gegen ihren Willen gezwungen, in Deutschland zu bleiben.

Den neuen Ausweisungserlaß, den der Innenminister in der Debatte erläutert hatte, nannte Cohn eine „Schaumschlägerei“, denn nicht der „große vermögliche Schieber“ sei von diesem Erlaß betroffen, sondern „gerade der Proletarier, der Arbeiter“ und kleine Händler. Die Handhabung des Ausweisungsrechts durch die Behörden sei eine „völlige Verlotterung“. Eindringlich malte er den Abgeordneten das Bild der Ausweisungspraxis:

„Die Ausgewiesenen werden aus den Arbeitsstellen herausgerissen, auf diese Weise künstlich arbeitslos gemacht, dann sind sie freilich lästig im polizeilichen Sinne, und dann sind sie der Polizei auch ausweisungsreif und werden ausgewiesen.“

Unberücksichtigt bleibe dabei allerdings die Tatsache, daß gerade die ostjüdischen Arbeiter sich in Deutschland den „allerschwersten, körperlich anstrengendsten Berufen gewidmet“ hätten. 12–15000 Ostjuden seien allein im Ruhrgebiet als Bergleute, Hütten- und Facharbeiter aller Art und ungelernte Arbeiter tätig, die nur gegen manche polizeiliche „Quälerei und Schikane“ in Arbeit gehalten werden könnten.

Cohn entlarvte die Verlogenheit und doppelte Moral der Kreise, die die Ausweisung der Ostjuden forderten: Er enthüllte, daß die Deutsche Arbeiter-Zentrale die einzige „gewerbsmäßige Arbeitsvermittlungsanstalt“ sei, die noch immer „Kopfgelder“ beziehe und sich hohe Summen von den Arbeitgebern und Arbeitern zahlen lasse. Den erstaunten Landtagsabgeordneten teilte er mit:

„Sie importieren sie jetzt noch mit Hilfe derselben deutschen Arbeiterzentrale, die schon im Kriege die Sklavenjagd auf die polnischen und ostjüdischen Arbeiter veranstaltet, sie gegen Zahlung bestimmter Kopfgelder in die Kriegswerkstätten [...] Deutschlands hineingeliefert hat.“

³⁶ U.a.: *Vorwärts*, 3. Juni 1921; *Freiheit*, 4. Juni 1921.

Geschäftsführer der Arbeiterzentrale, deutete er dezent an, sei Freiherr von dem Bussche-Kessel, der in enger Verbindung mit dem Putschisten Wolfgang Kapp gestanden habe oder sogar noch stehe.

Cohn bezifferte die Anwesenheit von ostjüdischen Arbeitern in Deutschland auf 55000. Er verwies auf die Leistungen des Jüdischen Arbeiterfürsorgeamtes (in dessen Präsidium er mitwirkte), das unabhängig von diesen Zahlen etwa 45000 „aus Deutschland hinausgeschafft“ und weiteren 30000 jüdischen Arbeitern die Ausreise aus Deutschland nach den Westländern und Übersee ermöglicht habe. Dies alles sei geschehen „ohne polizeilichen Zwang, ohne Kasernenrohheit, nicht mit einem Pfennig Staatszuschuß, aber mit Umsicht und mit Liebe zur Sache und zu den Menschen!“ Er rechnete vor und verglich: 45000 Personen, die aufgrund der Tätigkeit des Jüdischen Arbeiterfürsorgeamtes zur Weiterwanderung veranlaßt werden konnten, gegenüber der Bilanz der Internierungsbehörden, die 450 ostjüdische Arbeiter unter menschenverachtenden Methoden über die Grenze abgeschoben hätten. Die übrigen in Deutschland noch anwesenden ostjüdischen Arbeiter seien fast restlos vom Jüdischen Arbeiterfürsorgeamt mit Unterstützung der Gewerkschaften in Deutschland in Arbeit gebracht worden. Cohn resümierte:

„So sieht an Hand der Tatsache dieses Problem der Ostjuden aus, das mit einem so großen Aufwand an Lüge, Gehässigkeit und politisch schlechten Absichten immer und immer wieder in die Öffentlichkeit gezerrt wird, wodurch dann selbstverständlich alle rohen Instinkte der unteren Exekutivorgane und der gewesenen Soldaten, die in den Internierungslagern Henker- und Schergendienste tun, geweckt und gefördert werden.“

Der von Cohn miteingebrachte parlamentarische Antrag, die Internierungslager sofort aufzulösen, wurde von der bürgerlichen Mehrheit schließlich abgelehnt. Auch sein weiterer parlamentarischer Antrag bei der nächsten Haushaltsdebatte, die Lager in Stargard und Sielow/Cottbus zu schließen, wurde von der Parlamentsmehrheit abgelehnt³⁷.

Ausgangspunkt einer erneuten parlamentarischen Offensive gegen die Ostjuden war eine Große Anfrage des DNVP-Abgeordneten Wilhelm Kaehler und weiterer „Gesinnungsgenossen“ im Mai 1922. In ihr wurde das preußische Staatsministerium gefragt, wie es möglich sei, daß trotz der bestehenden Vorschriften die ostjüdische Einwanderung weiter zunehmen könne, und welche Schritte die Regierung zu tun gedenke, um die „unerwünschten Gäste“ abzuschieben. Dabei bezogen sich die Interpellanten auf eine vom Reichsinnenministerium veröffentlichte Denkschrift über die Ein- und Auswanderung. Laut dieser Denkschrift sollten sich vor dem Krieg ca. 50000 ostjüdische Arbeiter in Deutschland aufgehalten haben, zu denen während des Krieges bis zum Jahre 1920 ca. 105000 Ostjuden hinzugekom-

³⁷ Antrag Drucksache 645, PLT, StB, 25. November 1921; Ablehnung: *ibid.*, 6. Dezember 1921. – Es war dem sozialdemokratischen preußischen Innenminister Carl Severing vorbehalten, die Auflösung des von einer sozialdemokratischen Regierung eingerichteten Internierungslagers Sielow/Cottbus am 31. Dezember 1923 bekanntzugeben. Doch nicht humanitäre Überlegungen standen bei diesem Schritt Pate, es war letztlich die Finanzlage des Staates, die zu dieser Maßnahme zwang.

men, und von denen etwa 55000 bis 1922 in Deutschland verblieben sein sollen. Die Antragsteller bezweifelten die statistischen Angaben der Regierung und präsentierten eine eigene Rechnung:

„Nach sachverständiger Ansicht müssen diese Zahlen hinter der tatsächlichen Zuwanderung erheblich zurückbleiben, da in ihnen nur die Arbeiter eingerechnet sind, der größere Teil der Ostjuden aber schwerlich als Arbeiter sein Brot in Deutschland sucht.“³⁸

Aufgrund dieser Anfrage kam es am 29. November 1922 im Preußischen Landtag zu einer langen Debatte über die Einwanderung der Ostjuden nach Deutschland, bei der kein antisemitisches Vorurteil unausgesprochen blieb. In dieser Debatte war es nur Oskar Cohn – sieht man einmal von dem einem „Internationalismus“ das Wort redenden Beitrag Werner Scholems (KPD) ab, dessen Solidarität den proletarischen Klassengenossen aus dem Osten galt, die unter anderen *auch* Juden waren –, der in einer seiner „machtvollen Reden“³⁹ ohne Wenn und Aber Partei für die Ostjuden ergriff. Damals habe Deutschland nur mit Hilfe der Ostjuden so lange Krieg führen können, meinte Cohn. Als jedoch die ostjüdische Bevölkerung nicht mit gewünschtem Erfolge für die deutsche Sache im Okkupationsgebiet agitiert habe, sei sie „gequält, beraubt und, ungefähr wie Vieh“ nach Deutschland verschleppt worden⁴⁰. Auf den antisemitischen Vorwurf, bei den Ostjuden handele es sich ausschließlich um Schieber und unproduktive Trödler, die der öffentlichen Wohlfahrtspflege zur Last fielen, keineswegs jedoch um körperlich arbeitende Männer, richtete er an die deutschnationalen Abgeordneten die Frage, ob denn auch die 15000 jüdischen Kumpel und Hüttenarbeiter am Berliner „Kurfürstendamm“ gelandet seien?

Cohns Rede im Preußischen Landtag am 29. November 1922, mit der er für die gedrücktesten aller Verfolgten – die Ostjuden – eintrat, ist ein Ruhmesblatt deutscher Parlamentsgeschichte. Sie war getragen von tiefster Humanität und Toleranz, und gewiß spielten jüdische Traditionen und Empfindungen dabei eine Rolle: eine pazifistische Gesinnung, sozialistische Ideale, solidarisches Verhalten. Die Parlamentarier und das deutsche Volk ermahnte er, in dem „leidenden“ Menschen, sich selbst zu erkennen, denn nur so könne man die richtige Einstellung im Denken, im Handeln und in der Hilfsbereitschaft haben. Und seine Schlußworte enthielten tiefe prophetische Einsichten, als er sagte: „Was die Juden erleben an erzwungenen Wanderungen, an Leiden im Kriege und nach dem Krieg, es könnte einmal auch deutsches Schicksal werden [...]“. Deutschland könne auch einmal ein „Haus ohne Land“ werden:

„Dann wird ein großer Kreis deutscher Menschen das Schicksal der Juden als eigenes Schicksal empfinden und sehen, daß das deutsche Schicksal, unter anderen Bedingungen und Verhältnissen, nur die Abwandlung des jüdischen Schicksals ist.“⁴¹

³⁸ PLT, Große Anfrage Nr. 127, 24. Mai 1922, Drucksache 2932.

³⁹ Eduard Bernstein, *Die Ostjuden in Deutschland*, Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis, NL Bernstein A 79, S. 37.

⁴⁰ PLT, StB, 29. November 1922.

⁴¹ *Ibid.*

Auf die Frage, wie er in die Politik gekommen sei, antwortete Oskar Cohn einmal, der Kampf gegen den Antisemitismus, dieses fortwährende „auf-dem Qui-vive-sein“ habe seine Kraft gestählt und ihm zähe Ausdauer gegeben. Er habe dadurch Bitterkeit gegen die gefühlsrohe Gesellschaft im Herzen getragen, aber eine immer dickere Hornhaut bekommen. Nach dem Motto: Nun erst recht! hätte er sich zunächst mehr an der Peripherie als im Zentrum der Partei bewegt. „Dabei war ich sehr fleißig. Erklärte mich zu allem und jedem bereit. Hielt Vorträge, wenns gewünscht wurde und schrieb Flugblätter. 1909 saß ich endlich wenigstens als Stadtverordneter im Roten Hause Berlins.“⁴² Er selbst bezeichnete sich rückblickend als „illegitimes Kind“, das in die „Familie“ der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion „eingedrungen“ sei⁴³.

Alexander Szanto hatte rückblickend⁴⁴ über Cohn geschrieben, dieser habe sich Mitte der 20er Jahre aus der Politik *zurückgezogen*; Ernest Hamburger spricht davon, Cohn habe, enttäuscht über die deutsche Politik der Weimarer Zeit und das Verhalten großer Teile des deutschen Volkes, nicht mehr kandidiert⁴⁵; die einschlägigen biographischen Handbücher folgen dieser Feststellung. Nikolaus Osterroth, der als intimer Kenner der Lebensläufe von Sozialdemokraten die Hintergründe des Cohnschen Ausscheidens aus der Politik kennen mußte, übergeht in seiner biographischen Skizze über Cohn geflissentlich diesen Teil der politischen Biographie⁴⁶. Differenzierter urteilt Werner T. Angress, der vermutet, daß die persönliche Erfahrung des Antisemitismus Cohn veranlaßte, die Parteipolitik aufzugeben⁴⁷, und damit scheint man den wirklichen Motiven von Cohns Rückzug aus der Politik ein Stück näher zu kommen. Es war keineswegs allein die Enttäuschung über die deutsche Politik und die antisemitische Stimmung, die auf den damaligen Zeitgeist wesentlich einwirkte, es war offensichtlich Cohns Desillusion, daß selbst die Linksparteien, auch seine eigene sozialdemokratische Partei diesen Strömungen nicht nur wenig entgegengesetzte, sondern mit seiner politischen Ausschaltung einen Kotau gegenüber völkischen und antisemitischen Kräften machte.

Der Stachel saß tief: Cohn war zu einer politischen Reizfigur nicht nur der erklärten Antisemiten geworden, als bekannt wurde, daß er 1918 vom sowjetischen Botschafter in Berlin Adolf Joffe eine große Geldsumme zur Förderung der Revolution in Deutschland entgegengenommen und keinen Hehl daraus gemacht hatte, daß er das Geld zum Zwecke der „Verbreitung des Gedankens der Revolution“ gern entgegengenommen habe. In diesem Zusammenhang hatte der *Vorwärts* bedeutungsvoll die Frage aufgeworfen, ob ein Sozialdemokrat mit fremden Geldern „und mit fremdem Geist an unserem siechen Volkskörper Pferdekuren“ versuchen

⁴² Johannes Fischart, ‚Politiker und Publizisten. Oscar Cohn‘, in: *Die Weltbühne* Nr. 24 (1919), S. 644.

⁴³ ‚Ein Kampfgruß des Genossen Oskar Cohn‘, in: *Volkszeitung für Nordhausen* Nr. 225, 26. September 1931.

⁴⁴ Szanto, *Im Dienste der Gemeinde*, S. 90f.

⁴⁵ Vgl. Hamburger, *Juden im öffentlichen Leben*, S. 507.

⁴⁶ Vgl. Osterroth, *Biographisches Lexikon des Sozialismus*, S. 55.

⁴⁷ Vgl. Angress, *Juden im politischen Leben der Revolutionszeit*, S. 218f.

dürfe⁴⁸. Cohn verhandelte während des Krieges in einer Art Geheimdiplomatie mit internationalen Gesprächspartnern Friedensmöglichkeiten, wobei er betonte, als internationaler Sozialist, nicht aber als deutscher Nationalist zu handeln. Er erachtete es als die Pflicht jeder nationalen Sektion der Internationale, den Kampf für den Frieden gegen ihre Regierung zu führen. Ihm schwebte die Idee der sozialistischen Revolution in jedem europäischen Land als Abschluß des Ringens zwischen den Staaten vor. All dies tat Cohn, so das eingängige Stereotyp, als „volksfremder Vaterlandsverräter“. Unverzeihlich in den Augen der Nationalisten war jedoch seine Rolle im parlamentarischen Untersuchungsausschuß der Nationalversammlung, der sich mit den Ursachen des Zusammenbruchs und den Friedensmöglichkeiten beschäftigen sollte. Als Karl Helfferich, während des Krieges Staatssekretär im Reichsschatzamt und im Innenministerium, später Vizekanzler, sich weigerte, als Zeuge eine Frage des Ausschußmitglieds Cohn zu beantworten, wurde er zwar zu einer Ordnungsstrafe verurteilt, konnte sich aber des Beifalls breiter Bevölkerungsschichten erfreuen⁴⁹. Nichts verdeutlicht besser, wie sehr die Stimmung gegen Oskar Cohn gerichtet war.

Wie verhaßt Cohn inzwischen geworden war, kam in der antisemitischen Publizistik ungeschminkt zum Ausdruck. Der „Aufschrei der Nation“, die „Schmach“ gegen den „Weltenrichter“ Oskar Cohn liest sich so:

„Und einer derer, die mit dem Gelde ihrer östlichen Glaubensgenossen, der Joffe, Braunstein und Sobelsohn, die ‚unabhängige‘ Revolutionspartei bei uns finanziert haben, Cohn, will jetzt einen Hindenburg, einen Ludendorff richten. Tiefer konnten wir nicht sinken [...]“⁵⁰

Doch es waren beileibe nicht nur die organisierten Nationalisten und erklärten Antisemiten, die sich darüber empörten, daß sich ein Hindenburg und Ludendorff von einem „wie“ Cohn fragen lassen mußten, ob sie ihre Pflicht gegenüber dem Vaterlande getan hätten. „Man könnte die Niederlage Deutschlands im Weltkriege ertragen“, hieß es in einem Kommentar aus den Reihen der Deutschen Volkspartei, „wenn nur die Würdelosigkeit nicht wäre, die uns tiefer in den Staub beugt, als der verlorene Krieg es tun konnte“. Und ein Jahr nach der Novemberrevolution, das Spiel hieß „Dolchstoßlegende“, waren die Rollen neu verteilt: Auf der Anklagebank standen nicht die Heldengeneräle, sondern die „Brecher des deutschen Sie-

⁴⁸ ‚Eine Erklärung des Genossen Dr. Cohn‘, in: *Die Freiheit* Nr. 75, 27. Dezember 1918; vgl. auch: *Ursachen und Folgen. Vom deutschen Zusammenbruch 1918 und 1945 bis zur staatlichen Neuordnung Deutschlands in der Gegenwart. Eine Urkunden- und Dokumentensammlung zur Zeitgeschichte. 2. Bd. : Der militärische Zusammenbruch und das Ende des Kaiserreichs*, hrsg. u. bearb. v. Herbert Michaelis u. Ernst Schraepfer, Berlin o.J. [1961], S. 537f.

⁴⁹ Karl Helfferich (1872–1924), vor dem Ersten Weltkrieg nationalliberal, schwenkte zu Beginn der Weimarer Republik scharf nach rechts und schloß sich 1919 der DNVP an. Als Mitglied des Parteivorstands agitierte er unablässig gegen die „Erfüllungspolitik“ und propagierte die „Dolchstoßlegende“. Nach der Ermordung Rathenaus prägte Reichskanzler Joseph Wirth auf Helfferich deutend den vielzitierten Satz: „Der Feind steht rechts!“

⁵⁰ Rumpelstilzchen (d.i. Adolf Stein), ‚Im Untersuchungsausschuß‘ (21. Oktober und 15. November 1919), in: *Politisches, Militärisches, Weltanschauung*, Berlin 1928, S. 179.

geswillens“, die sich „vergeblich durch advokatische Kniffe“ von der Schuld reinigen konnten, das Beste zerstört zu haben, was ein Volk brauche – „den Willen zur Weltgeltung und den Willen zum Sieg“⁵¹.

Die politische Stoßrichtung der von Völkischen und Antisemiten organisierten und bis weit in „liberale“ Kreise hineinreichenden antijüdischen Kampagne, die während des Weltkrieges begann, war deutlich: In dem Maße, in dem die seit November 1918 regierende Sozialdemokratie es versäumt hatte, der Behauptung, die Juden seien Schuld an der Niederlage Deutschlands, energisch entgegenzutreten, wurde sie selbst als Nutznießer des Zusammenbruchs und Vollstrecker „jüdischer Herrschaft“ geziehen. Jude *und* Sozialist galt als Gleichsetzung für revolutionär – diese Kombination war im öffentlichen Bewußtsein eine bestimmende Komponente des komplexen Gesamtbildes, gegen das sich antisemitische Stimmungen und Kampagnen richteten. In der Hetzpropaganda des Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes las sich das so:

„Wurm, Stadthagen, Arons, Cohn,
Bernstein, Goldstein, Davidsohn,
Herzfeld, Haase, Singerleben
Und die Rosa noch daneben,
Das ist – o Himmel, steh uns bei,
Die deutsche Arbeiter-Partei!“⁵²

Es war der *Jude* Oskar Cohn, der zur Zielscheibe von Antisemiten und Antidemokraten geworden war – und von diesen gab es nicht wenige auch in demokratischen Parteien. Cohn mußte die Tatsache, daß die Sozialdemokratie dem Antisemitismus nicht entschieden genug entgegentrat, besonders schmerzlich empfinden, hatte er sich doch persönlicher antisemitischer Erfahrungen wegen bewußt dieser Partei angeschlossen. Letztlich standen die jüdischen Parteimitglieder allein im Kampf gegen die Antisemiten – die „dummen Kerls“.

Folgt man einer Einschätzung Alfred Bergers, muß angenommen werden, daß die SPD – auf antisemitische Trends achtend und auf Wählerstimmen schielend – jüdische Themen eher unterdrückte, prononciert auftretenden „jüdischen“ Kandidaten zurückhaltend bis ablehnend gegenüberstand. Und genau ein solcher Mandatsträger war Oskar Cohn – wie kein zweiter rückte er dezidiert jüdische Fragen in den Mittelpunkt seiner politischen Arbeit. Bergers Bemerkungen lassen keinen anderen Schluß zu, als daß Oskar Cohn als Folge des wachsenden Antisemitismus im Deutschland der Weimarer Jahre und aus rein taktischen Gründen aus seiner repräsentativen Position verdrängt wurde, sein Abgeordnetenmandat *unfreiwillig* abtreten mußte. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß die Partei ihn 1924 auf die Landesliste setzte. Als Kandidat auf Listenplatz 13 für den Preußischen Landtag, also an

⁵¹ ‚Der Untersuchungsausschuß‘ (19. November 1919), in: *Deutsche Stimmen* Nr. 47, 23. November 1919, S. 805.

⁵² Flugblatt des Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes, Halle, betitelt: „Männer u. Frauen des werktätigen Volkes! Genossen und Genossinnen!“, o.D. [ca. 1919], Bundesarchiv Koblenz, ZGS 1.

aussichtsloser Stelle, war die Nominierung allenfalls eine kosmetische und deswegen peinliche Geste der Parteiführung. Bergers Bemerkung, daß die (polnischen) Juden nach dem Krieg Cohns „Schicksal“ würden, war gewiß anders gemeint, erfüllte sich jedoch in parteipolitischer Hinsicht. Bergers Einschätzung ist um so glaubhafter, als ihm ein sicheres Urteil über Cohn zustand. Berger und Cohn waren über lange Jahre politische Weggefährten. Beide waren sie nicht nur USPD-Partei-gänger, beide betätigten sie sich auch aktiv, politisch auf der gleichen Seite stehend, in der jüdischen Volksarbeit, sei es innerhalb der Fraktion der *Poale Zion*, sei es in der Führung des Arbeiterfürsorgeamtes jüdischer Organisationen Deutschlands – und nach eigenem Bekunden stand Berger Cohn freundschaftlich sehr nahe. Dieses Bekenntnis aus dem Munde Bergers wiegt um so schwerer, als es zu seinen letzten öffentlichen Äußerungen gehört. Bergers Gedenkartikel zum fünften Todestag von Oskar Cohn waren gleichzeitig seine letzten Zeilen, deren Veröffentlichung er nicht mehr erlebte.

„Durch seine Teilnahme an der Untersuchung über die Leiden der polnischen Juden *verlor* er sein Reichstagsmandat. Wegen seines unermüdlichen Eintretens für die Rechte der nach Deutschland vertriebenen Ostjuden wurde er schließlich von der sozialdemokratischen Partei auch *nicht mehr* in den preußischen Landtag *gewählt*.“⁵³

Betrachtet man Cohns Ausscheiden aus der parlamentarischen Parteilarbeit aus der Perspektive der sozialdemokratischen Partei selbst, wird man sagen können, daß ihm seine aktive Rolle im politischen Leben seiner Partei und seine Bemühungen für politische Ideale nicht gedankt wurden. So gesehen war es für ihn gewiß auch ein – selbstgewählter, wenn auch desillusionierter – Rückzug aus der Partei- hin zur jüdischen Gemeindepolitik. Doch war es zugleich, wie Szantos eingangs zitierte Bemerkung glauben machen will, ein politischer Abstieg?

Die Kultusgemeinden und Gemeindeverbände waren staatlich anerkannte, quasi-parlamentarisch geführte Organisationen, in denen Richtungskämpfe der verschiedenen jüdischen Parteien, aber auch ihre Kooperationen ausgetragen wurden. Der Aufbau des jüdischen Schulwerks und sozialer Wohlfahrtsinstitutionen hatte entweder keine praktischen Resultate gezeitigt oder war nicht mehr zeitgemäß. In der Jüdischen Gemeinde waren für Cohn Aufgaben zu erfüllen, die bislang vernachlässigt worden waren. Die Liberalen und Konservativen hatten den religiösen Aspekt allzusehr in das Zentrum ihrer Gemeindepolitik gerückt und dabei sozialpolitische Fragen vernachlässigt. In der Gemeinde gab es indes mehr zu tun, als über die Erhaltung religiöser Einrichtungen zu diskutieren und zu beschließen. Die (poale-)zionistischen Gruppen traten für eine andere Gemeindepolitik ein: für eigene Sozialeinrichtungen, für Volksbildung und Ausbau des jüdischen Erziehungswesens. Die Forderung nach der Errichtung von jüdischen Schulen entsprang weniger dem Wunsche nach Separation und war auch nicht als Abwehrreaktion vor

⁵³ Berger, *In Memoriam Oskar Cohn*. – Alfred Berger starb drei Tage vor Erscheinen des Gedenkartikels am 2. Januar 1940 in Jerusalem. – Hervorhebungen L.H.

antisemitischen Angriffen zu verstehen, als vielmehr dem Bewußtsein, jüdische Bildung zu erneuern, mehr Jüdischkeit zu vermitteln.

Auch über die Gemeindeebene hinaus war es den Zionisten gelungen, Repräsentanten ganz unterschiedlicher Parteien und Organisationen für ihre Vorstellungen zu aktivieren. Seit Anfang der 20er Jahre bestand eine überparteiliche Zusammenarbeit auf den Gebieten der sozialen Arbeit, des Kultus, der Volksbildung, in philanthropischen Aktionen und sogar in der Förderung praktischer Ziele in Palästina. Im Pro-Palästina-Komitee fanden sich Politiker, Gelehrte, Intellektuelle und Künstler aller parteipolitischen Richtungen und Weltanschauungen.

Im Jahre 1926 war mit der Wahl Oskar Cohns erstmals ein sozialdemokratischer Vertreter in die Repräsentantenversammlung der Jüdischen Gemeinde zu Berlin eingezogen und zugleich die erste Bresche in die Alleinherrschaft des Bürgertums innerhalb der Gemeinde geschlagen worden. Seitdem waren die Gewichte der jüdischen Gemeindetätigkeit in Deutschland in gewissem Maße weg vom religiösen Gebiet hin zu Fragen der sozialen und wirtschaftlichen Not der arbeitenden Juden verschoben worden. Erstmals wurden in der Repräsentantenversammlung soziale Forderungen im Interesse der jüdischen Arbeiterschaft und der notleidenden Juden erhoben. Die sozialpolitischen Forderungen schlugen sich insofern nieder, als mit 3,6 Millionen Mark mehr als ein Viertel des Gemeindeetats von 12 Millionen Mark für soziale Aufgaben ausgegeben wurden. Anstelle der veralteten Armenpflege trat eine umfangreichere, besser organisierte Wohlfahrtspflege, in deren Folge neue sozialpolitische Einrichtungen wie Arbeitsnachweis und Berufsberatung errichtet wurden.

Am 30. November 1930 wurde die Berliner jüdische Gemeindeverwaltung neu gewählt. Gleichzeitig fand auch die Neuwahl des Preußischen Landesverbandes der jüdischen Gemeinden statt. Die öffentliche Aufmerksamkeit konzentrierte sich allein auf die Wahlen in Berlin, und auch der Wahlkampf wurde nur in Berlin geführt. In einer Zeit, in der Juden mehr und mehr aus ihren Wirtschaftspositionen verdrängt, im Kampf um den Arbeitsplatz boykottiert wurden und existentielle Fragen auf der Tagesordnung standen, besaßen die Wahlen eine große Bedeutung für das deutsche Judentum.

Mit einer jüdischen Bevölkerung von fast 200000 Personen lebte fast ein Drittel der deutschen Juden in Berlin. Alle Jüdinnen und Juden, deutsche Staatsbürger und Ausländer, Steuerzahler und solche, die es nicht waren, besaßen das Wahlrecht, wenn sie das 21. Lebensjahr erreicht hatten. Das bedeutete, Berlin zählte 130000 Wahlberechtigte. Das Jahresbudget der Jüdischen Gemeinde betrug 12 Millionen Reichsmark und war damit beinahe ebenso hoch wie das der Jewish Agency, der jüdischen Repräsentanz in Palästina⁵⁴.

⁵⁴ Das Jahresbudget der Jewish Agency betrug zu dieser Zeit 600000 britische Pfund – das waren laut Reichsbankbericht nach dem damaligen Wechselkurs von 20,38 RM 12228000,- Reichsmark – und entsprach in etwa dem Jahreshaushalt der Jüdischen Gemeinde Berlins. (Für die Berechnung des Umrechnungskurses dankt der Verf. Herrn Wolfgang Sprotte, BfG Duisburg.)

Jahrzehnte lang war die Jüdische Gemeinde Berlin von einer assimilatorisch-liberalen Mehrheit verwaltet worden und hatte unter dem Druck veränderter politischer Zeiten dem Drängen nach Demokratisierung des Wahlrechts nachgeben müssen. Bei der letzten Wahl im Jahre 1926 hatten die Liberalen ihre absolute Mehrheit um ein Mandat verloren, das sie bei der anstehenden Wahl zurückgewinnen wollten. In einer Zeit wachsenden Antisemitismus am Ende der Weimarer Jahre war die jüdische Öffentlichkeit darauf bedacht, ihre internen Probleme so weit wie möglich aus der öffentlichen Diskussion herauszuhalten. In allen deutschen Städten war auf einen Wahlkampf verzichtet worden, um den Judengegnern jede Angriffsfläche für antisemitische Attacken zu nehmen. In Berlin konnten sich die jüdischen Parteien nicht auf einen Verzicht verständigen. Ganz im Gegenteil, da die Liberalen ihren Stimmenrückgang von 1926 auf die geringe Wahlbeteiligung zurückführten – von 120000 Wahlberechtigten waren lediglich 50000 zur Urne gegangen, – verstärkten sie diesmal ihre Wahlagitation, um ihre indifferenten Anhänger zur liberalen Stimmabgabe zu bewegen. Trotz aller Bemühungen gelang es ihnen nicht, die Wahlschlappe von 1926 rückgängig zu machen.

Die *Poale Zion* ging mit ihrem Spitzenkandidaten Oskar Cohn in den Wahlkampf⁵⁵. Sie warb gezielt um die jüdischen Wähler, die in der allgemeinen Politik ihre Stimme der Sozialdemokratie gaben. In einer Agitationsbroschüre⁵⁶ pries sich die *Poale Zion* als die einzige Liste, die getreu dem sozialdemokratischen Programm eine Stellungnahme in religiösen Fragen ablehnte und diese der Entscheidung des einzelnen überließ. Die sozialdemokratische 5. Liste sei entschlossen, ihre ganze Energie und ihre Kraft dafür einzusetzen, daß das begonnene Werk des Umbaus der Jüdischen Gemeinde auf die Nöte und Leiden der unbemittelten und erwerbsmäßigen Mitglieder erfolgreich fortgesetzt werde. Die *Poale Zion* werde dafür eintreten, versprach man, daß das Palästina-Aufbauwerk gefördert werde. Dabei wolle man die Hilfe bei der Aufbauarbeit der sozialistischen Pioniere in Palästina nicht mit „Gala-Empfängen und Universitätslehrstühlen erschöpfen“, sondern die Gemeinde zu produktiver und konkreter Palästina-Arbeit heranziehen.

Die Wähler vor eine Entweder-Oder-Entscheidung stellend, präsentierte sich die *Poale Zion* als eine säkular-ausgerichtete, jüdisch-klassenbewußte Partei, als Sachwalterin der Interessen der Werktätigen, denen wesentlicher als Kultus und Gottesdienst für die Bindung der jüdischen Massen an die Gemeinde die Erneuerung des jüdischen Lebens, die Unterstützung der Notleidenden in ihrem schweren Wirtschaftskampf durch produktive Fürsorge und Wohlfahrtspflege war. Wer anstatt der veralteten, lediglich konfessionell geführten Schule eine im freieren Geist unterrichtende moderne jüdische Schule und Volksschule wünsche, und wer nicht wolle, daß die Ostjuden als Fremde in den jüdischen Gemeinden behandelt wer-

⁵⁵ Beide Listen wurden von Oskar Cohn angeführt. Es folgten für die Wahl der Jüdischen Gemeinde: Georg Lubinski, Samuel Lifschitz und Josef Wahl; auf der Liste für die Wahl zum Preußischen Landesverband folgten auf Cohn: S. Adler-Rudel, Josef Wahl und Georg Lubinski.

⁵⁶ Jüd.-soz.-dem. Arbeiter-Organisation Poale Zion (Hrsg.), *Sozialdemokratische Aufgaben in der jüdischen Gemeinde*, Berlin [1930], Archives and Museum of the Jewish Labour Movement (Institute for Labour Research), Tel Aviv, III-12 (43) 8.

den, der solle seine Stimme bei den Wahlen zur Jüdischen Gemeinde und zum Preußischen Landesverband der Sozialdemokratischen Liste *Poale Zion* geben.

Die Liberalen gingen mit 24 Sitzen zwar als Sieger aus den Wahlen des Jahres 1930 hervor und waren stärkste Fraktion in der Repräsentantenversammlung geblieben, doch zur absoluten Mehrheit reichte es auch diesmal nicht⁵⁷.

Den Politiker Oskar Cohn hat Ernest Hamburger treffend charakterisiert:

„Cohn war ein ernster Mann, höflich, stets gründlich, vor Gericht und als politischer Debatter gut vorbereitet, kein brillianter Redner, aber kenntnisreich, eindringlich, zuweilen etwas lehrhaft. In seinem Wirken beherrschte ihn das Gefühl der sittlichen Verpflichtung gegenüber seinen Mitmenschen, ohne Rücksicht auf die Staatsräson. Die Gerechtigkeit ging ihm über alles. Was er für wahr hielt, sagte er unumwunden heraus, ungeachtet des Unwillens, den er dadurch zuweilen hervorrief.“⁵⁸

Mit Beginn des Eintritts in das politische Leben beteiligte sich Cohn aktiv in der deutschen Arbeiterbewegung. Der Antisemitismus, dem er als Jude von Jugend an spürbar begegnet war, motivierte ihn, konsequent für eine sozialistische, radikal-demokratische Staats- und Lebensordnung zu kämpfen, für eine Gesellschaft, in der jede soziale und internationale Diskriminierung aufgehoben sein sollte. Er engagierte sich in vorderster Reihe für die Ziele des Sozialismus und für die vollständige Emanzipation der Juden, deren Schicksal er gewissermaßen mit der Verwirklichung sozialistischer Ideen verknüpfte. In ihm spiegelt sich ein Messianismus, der sich in säkularisierter Form in einem Sozialismus der Neuzeit niedergeschlagen hat. Als *ultima ratio* sollte der Staat den Juden einen verbrieften Minderheitenstatus garantieren.

Reaktionäre und nationalistische Tendenzen innerhalb des deutschen Judentums bekämpfte Cohn als Sozialdemokrat und Jude, wobei ihm die eigene Partei mitunter nur schwer folgen konnte. Als er sich auf einer Versammlung der nationaldeutschen Juden am 28. Januar 1928 in Berlin mit radikal-pazifistischen Äußerungen gegen bellizistische Meinungen verwahrte, wurden seine Bemerkungen vom *Vorwärts* als „spitzfindig“ kommentiert. In der deutschnationalen Presse waren Cohns Aussagen sinnenstehend wiedergegeben worden. Danach sollte er behauptet haben, es sei sehr zweifelhaft, welcher Volksteil eher zu sterben verdiene, die Deutschen oder die Juden, und es sei sehr fraglich, ob das deutsche Volk überhaupt wert sei, daß um seinetwillen auf dem Schlachtfeld gekämpft werde. Hätte der Genosse Cohn tatsächlich derartige „Ungereimtheiten und Geschmacklosigkeiten“ zum besten gegeben, hieß es im *Vorwärts* in einer eher wenig zurückhaltenden Stellungnahme, so würde uns nichts davon abhalten, sie als das zu bezeichnen was sie seien –

⁵⁷ Das Wahlergebnis vom 30. November 1930 im einzelnen: Liberale 24 Mandate; Volkspartei 14; Religiöse Mittelpartei 1; Poale Zion 1; Überparteiliche Gruppe 1. Die Liberalen waren mit drei Listen im Wahlkampf angetreten: die „offizielle“, die liberale „Überpartei“; die liberale Jugend und die sog. Keren-Hajessod-Zahler, die die jüdische Einwanderung nach und landwirtschaftliche Siedlungen in Palästina förderten. Vgl. Jüdische Wahlen in Berlin, in: *Der jüdische Arbeiter* Nr. 23, 6. Dezember 1930.

⁵⁸ Hamburger, *Juden im öffentlichen Leben Deutschlands*, S. 503.

eine „grobe Fälschung“ der von Cohn gemachten Ausführungen. Für das SPD-Zentralorgan sei es undenkbar, daß ein internationaler Sozialdemokrat wie Cohn derartige Unterschiede zwischen den Völkern mache und dem deutschen Volk einen Rang hinter den Juden oder anderen „Volksteilen“ und Völkern anweise.

Tatsächlich hatte Cohn die Frage aufgeworfen, ob ein Deutschland der Reaktion, das seine Jugend wieder auf dem Schlachtfeld machtpolitischer Gedanken opfere, einen zweiten Weltkrieg mit seinen grauenhaften Folgen wert sei.

Auch diese Problemstellung erschien dem *Vorwärts* zu spitzfindig, weil das Blatt einen neuen Weltkrieg in absehbarer Zeit für ausgeschlossen hielt. Der Fortschritt der Waffentechnik lasse die „seelischen Widerstände“ gegen ein erneutes Völkermorden wachsen. Dennoch könne weder der einzelne noch das Volk darauf verzichten, sich gegen Unterdrückung zur Wehr zu setzen. Nur eine gerechte Weltordnung, die jedem seine Ehre und sein Lebensrecht gewährleiste und die für jeden Streit einen zuständigen Richter wisse, so die sozialdemokratische Position, können die Kriegsgefahr wirklich beseitigen. Genau betrachtet differenzierte der *Vorwärts* nicht weniger spitzfindig, wenn er sagte, es sei „offenbar“ nicht die Meinung Cohns und „bestimmt“ nicht die Meinung der deutschen Sozialdemokratie, daß das deutsche Volk verpflichtet sei, lieber zugrunde zu gehen als sich gegen Bedrückung zur Wehr zu setzen. Die deutsche Sozialdemokratie, so ein eherner Grundsatz, sei nicht antinational, sondern international. Internationalität in dem Streben nach einer „Harmonie aller Patriotismen“ der ganzen Welt⁵⁹.

Die sozialdemokratische Partei hat sich mit der Person Oskar Cohn stets schwer getan. Mit dem Zionisten und sich für jüdische Belange einsetzenden Cohn konnte sie wenig anfangen, ja, sie stand ihm ignorant bis distanziert gegenüber. Einzelne Parteimitglieder artikulierten mitunter unterschwellig antisemitische Töne. Bei seinem Tod waren bereits Werk und Person der Gegenwart entrückt. In einem Nachruf des inzwischen in Karlsbad erscheinenden Zentralorgans *Neuer Vorwärts* waren eine Reihe (partei-)politisch-biographischer Angaben falsch, Fehler, die einem Parteiblatt nicht hätten unterlaufen dürfen und sich kaum allein durch die Bedingungen des Exils erklären lassen. Cohn sei im Jahre 1908 (und nicht 1919) in den Preußischen Landtag gewählt worden, wo er oft mit den Vertretern der „preußischen Junkerreaktion die Klinge“ gekreuzt hätte, hieß es fälschlicherweise, und dem Reichstag habe er bis zum Jahre 1928 angehört, also zehn Jahre länger als in Wirklichkeit⁶⁰.

Oskar Cohn gehörte zu den Juden, die von der Aussichtslosigkeit eines jüdischen Kampfes für die Weimarer Republik überzeugt sein mußten. Er hatte am eigenen Leibe schmerzlich erfahren müssen, daß sein Einsatz für die Demokratie, sein Kampf gegen Antisemitismus und Reaktion verunglimpft und der Staat von Weimar von seinen Gegnern als „Judenrepublik“ verhöhnt wurde. Hellsichtig hatte er erkannt, daß die Juden trotz Emanzipation und Assimilation, trotz der scheinbar demokratischen Zeitenwende nach 1918 zu ihrem Schutz eines besonderen Status

⁵⁹ *Vorwärts*, 30. Januar 1924.

⁶⁰ *Neuer Vorwärts* Nr. 75, 18. November 1934.

bedurften. Das Eintreten von Juden für bestimmte politische Ideale brachte diesen mehr Schaden als Nutzen, was schließlich dazu führte, so Robert Weltsch, daß manche Juden, die eine aktive Rolle im politischen Leben gespielt hatten, sich immer mehr zurückzogen⁶¹. Zu diesen zählte auch Oskar Cohn.

In einem „Versuch über Carl Sternheim“ aus dem Jahre 1922 rechnet Arnold Zweig neben Landauer, Mahler, Freud, Einstein, Husserl, Hermann Cohen, Buber, Liebermann, Reinhardt, Simmel, die Lasker-Schüler und die Luxemburg, Werfel und Döblin u. a. auch Oskar Cohn zu denjenigen, die für Geist und Wesen des deutschen Juden zeugten⁶². Daß Zweig auch Cohn in dieser Liste so unterschiedlicher Persönlichkeiten, die auf so verschiedenartigen Feldern tätig waren, Erwähnung finden läßt, ist alles andere als zufällig. Der Schriftsteller Arnold Zweig war stets ein aufmerksamer Beobachter politischer Strömungen und Entwicklungen und er hat sich sein Leben lang mit dem Judentum und jüdischen Fragen auseinandergesetzt. Bei Cohn war ihm gewiß der jüdische Geist und die gelebte Humanität aufgefallen, die stets in dessen aktive und praktische Politik einfließen.

In einem Gedenkartikel und Aufruf für eine Cohn-Bibliothek in Palästina kam Zweig Jahre später erneut auf Cohn zu sprechen. Von Cohn, in den letzten Jahren der Republik krank, gebeugt von dem Verfall, den er sah und nicht abwenden konnte, aus der Öffentlichkeit zurückgezogen lebend, blieb ihm, Zweig, immer der Eindruck: der Eindruck eines Mannes von „unbedingt reinem Wollem, wissendem Herzen und klarem Geist“⁶³.

Zweig erwähnte in seinem Artikel auch, daß nach Cohns Tod und Bestattung im Oktober 1934 in Deganiah im palästinensischen Neve Chaim, einer Arbeitersiedlung bei Chedera, eine „Bibliothek Oscar Cohn“ ins Leben gerufen wurde. Sie sollte vor allem Schriften zur Geschichte des Sozialismus und zur Entwicklung des Arbeiterrechts umfassen, in allen Sprachen, in denen solche Schriften zugänglich waren. Ein geistiger Mittelpunkt für alle Gruppen des *Charon*⁶⁴ sollte so entstehen. Das Bleibende des Geistes und des Buches würde sich gut vereinen mit der bleibenden Wirksamkeit des Andenkens an einen überzeugten und aufrechten Juden und Vorkämpfer des Rechts. Diese Bibliothek würde eine Brücke darstellen aus der „besiegten Gegenwart“ in eine Zukunft, in der sich „Ideale von Gesittung und

⁶¹ Robert Weltsch, ‚Entscheidungsjahr 1932‘, in: *Entscheidungsjahr 1932. Zur Judenfrage in der Endphase der Weimarer Republik*. Ein Sammelband herausgegeben von Werner E. Mosse unter Mitwirkung von Arnold Paucker, Tübingen 1965 (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 13), S. 558.

⁶² Vgl. Arnold Zweig, ‚Versuch über Sternheim‘, in: *Juden in der deutschen Literatur. Essays über zeitgenössische Schriftsteller*, hrsg. v. Gustav Krojanker, Berlin 1922, S. 316.

⁶³ Arnold Zweig, *In Memoriam Oscar Cohn*. – Der (maschinenschriftliche) Artikel ist gezeichnet und datiert mit: Arnold Zweig, Haifa, Mount Carmel, House Moses, den 10. Februar 1938, Stiftung Archiv der Akademie der Künste, NL Arnold Zweig Nr. 1321.

⁶⁴ Richtigerweise müßte es heißen: „Scharon“, d.i. die Küstenebene zwischen Tel Aviv und Chadera. Oskar Cohns Enkel, Michael Cohn, erinnert sich, daß kurz nach der Bestattung seines Großvaters, im Frühjahr 1935, seine Eltern, Tante und weitere Familienangehörige und Freunde nach Neve Chaim gefahren sind, um die Bibliothek einzuweihen. Briefliche Auskunft: Dr. Michael Cohn, Tel Aviv, 30. Januar 1996.

menschlicher Verbundenheit“ so sicher durchsetzen würden, wie sich die antike Zivilisation, Geisteswelt und Kultur trotz aller „Völkerwanderungs-Barbarei“ durchgesetzt habe, die Gesittung aller folgenden Jahrhunderte durchfärbend und bestimmend. Der geistige Mensch lebe nicht für und von heute, appellierte Zweig an seine Leser und fragte, was könnte die Verfolgten und Bedrückten besser ehren als eine Tat, dem Andenken Oscar Cohns gewidmet, des Anwalts aller Bedrückten und Verfolgten⁶⁵? Das waren schöne und große Worte eines der bedeutendsten deutschen exilierten Schriftsteller. Zweigs Zeilen belegen auch, daß Oskar Cohn in Palästina noch bekannt war, ja, man gedachte seiner. Die Bibliothek wurde zwar gegründet, doch gilt sie heute, sechzig Jahre danach, als verschollen.

Oskar Cohn war, nachdem er Deutschland auf der Flucht vor den Nationalsozialisten bereits verlassen hatte, für die jüdische Emigranten-Hilfsorganisation HICEM tätig. In Paris beteiligte er sich an den Vorbereitungen für den World Jewish Congress. Er knüpfte Kontakt zum ehemaligen Leiter der sowjetischen Handelsvertretung in Berlin und bemühte sich, diesen für seinen Plan zu interessieren, die Handelsbeziehungen zwischen der Sowjetunion und Palästina auszubauen. Cohn starb am 31. Oktober 1934 in Genf, wo er an der jüdischen Welthilfekonferenz teilgenommen hatte⁶⁶. Seiner Bestimmung gemäß wurde die Asche seines Leichnams im ältesten Kibbuz Palästinas in Deganiah am Südufer des Sees Genezareth beigesetzt⁶⁷. Der Text auf dem Grabstein lautet schlicht: „Oskar Cohn, Sohn des Bernhard Cohn. Er tat Gutes für die Menschheit!“

⁶⁵ Zweig, *In Memoriam Oscar Cohn*.

⁶⁶ Cohn hat Deutschland am Tage nach dem Reichstagsbrand am 28. Februar 1933 verlassen und zunächst eine Reise zu seinen beiden Kindern nach Palästina unternommen, begab sich darauf nach Paris, um begonnene jüdische Hilfstätigkeiten fortzusetzen.

⁶⁷ Am 15. Januar 1935 wurde die Asche Oskar Cohns in Deganiah beigesetzt. Gleichzeitig wurde ein „Oskar-Cohn-Werk“ ins Leben gerufen, das sein Andenken durch Förderung seines Werkes pflegen und lebendig halten sollte. Dieser Initiative gehörten u. a. folgende Personen an: Alfred Berger, Nachum Goldmann, Fritz Naphtali, Arthur Ruppin, Werner Senator. Vgl. ‚Dem Andenken Oskar Cohns‘, in: *Mitteilungsblatt der Hitachduth Olej Germania* (Februar [I] 1935). – Oskar Cohn hatte langjährige Kontakte zu Deganiah über den prominenten *Poale Zion*-Führer und Gründer des Kibbuz' Joseph Baracz.

WERNER T. ANGRESS

Bernhard Weiß – A Jewish Public Servant in the Closing Years of the Weimar Republic*

It is a sad fact that the Weimar Republic, especially during its closing years, was not exactly bursting with men or women willing to fight hard against the forces determined to destroy it. One notable exception was Dr. Bernhard Weiß, who from March 1927 until 20th July 1932 was Deputy Police President of Berlin.¹

Weiß was born in Berlin on 30th July 1880.² His father, Max Weiß, was a wealthy wholesale grain dealer. Both he and his wife Emma, née Strelitz – she died in 1892 when Bernhard was only 12 years old – came from traditional religious, though not Orthodox, Jewish families. Max Weiß had been president of the Fasanenstraße congregation in Berlin and was a board member of the *Hochschule für die Wissenschaft des Judentums*.

Bernhard received the education of a typical middle class Jewish boy of that time. After elementary school he was enrolled in the prestigious *Französisches Gymnasium* in Berlin, but because he was a delicate child his parents transferred him to a school in Rudolstadt, Thuringia, where he took his *Abitur* in 1900. He then returned to Berlin to study law. While at the university, he joined a progressive student fraternity, the *Freie Wissenschaftliche Vereinigung*, which accepted Jews and non-Jews on an equal basis. The fraternity permitted sabre duels, but only in response to personal insults. No longer the sickly boy of his adolescent years, Weiß is said to have fought several such duels of honour, acquitting himself well. After further studies in Munich and Freiburg he passed his *Referendar* examination in 1903, served until October 1904 as a *Referendar*, first in Luckenwalde, then in Berlin. By 1909 at the latest, he had acquired the qualifications of both *Dr. jur.* and *Dr. rer. pol.* at Würzburg University. Between September 1909 and the outbreak of the First World War he advanced from junior barrister to lower district court judge (*Amtsrichter*) – altogether a noteworthy performance.

* I wish to thank Professor Reinhard Rürup and Dr. Stefanie Schüler-Springorum for their useful help and advice, especially in regard to archival holdings.

¹ I have chosen this title rather than “Deputy Chief of Police”, following Hsi-huey Liang’s still authoritative study *The Berlin Police Force in the Weimar Republic*, Berkeley 1970, *passim*.

² Unless otherwise indicated, the following background information on Weiß’s youth, military service and early professional career is based on Dietz Bering, *Kampf um Namen. Bernhard Weiß gegen Joseph Goebbels*, Stuttgart 1991, pp. 29–92, *passim*.

His judicial career was interrupted by military service in the Royal Bavarian Army, culminating in February 1908 with his appointment as Lieutenant of the Reserve (*Reserveoffizier*). Thus, when war broke out in August 1914, Weiß entered the service as an officer of the Bavarian Army and rose within the next three years to the rank of cavalry captain. His wartime service was distinguished: he was almost continuously at the front, was rated an excellent officer for the men under his command, was wounded in April 1917, and by the time he left the army had been awarded the Iron Cross First Class as well as five other medals. For a Jew, and especially one who looked as unwarlike as Weiß, it was a truly remarkable achievement.

What of his appearance? He looked markedly “Jewish”; in fact, he looked like the prototype of a *Stürmer-Figur*, as it would have been called during the Nazi period in Julius Streicher’s infamous publication. As one historian put it in the 1960s, Weiß was “a flat-footed paltry little man with thick horn-rimmed glasses, [Adolphe] Menjou moustache, huge ears that stuck out”, and a large nose.³ But although undoubtedly aware of his looks and of the first impression that he made on strangers, Weiß managed throughout his life to ignore his external appearance and, whether in the legal field, the military or later the police, to do an outstandingly good job.⁴

It is not clear from the material at my disposal exactly how the Royal Prussian Ministry of the Interior learned of Captain Bernhard Weiß during the last year of the war; but somehow it did. In June 1918, the then Prussian Minister of the Interior, Dr. Bill Arnold Drews, approached the Bavarian War Ministry and requested that Captain Weiß be released from military duties because he was needed in the Berlin police department. It was a truly unprecedented step. At a time when only baptised Jews—the *gewasserten*, as they were termed—were appointed to the Prussian civil service, the unbaptised Weiß was released from front-line service to assume the position of Deputy Chief of Berlin’s Criminal Police. In July 1932, after he had been dismissed from his post and temporarily arrested in the wake of von Papen’s *Preussenschlag* (see below), Drews wrote him a letter saying that, when asked in 1918 whether a Jew could actually be appointed to a civil service position, he had replied that “the first Jew thus appointed will have to be the best one”. In Drews’s eyes, Weiß, then 38 years old, obviously fitted this requirement.⁵

Weiß’s career in the police department was true to form. After the Kapp Putsch in March 1920 he became Head of Section 1a of the Criminal Police, the so-called Political Police. He was chosen in part on account of his legal and military training, but also because he was known for his determination to protect the young and frail German democratic republic and, being a Jew, could be trusted not to lean toward

³ Helmut Heiber, *Joseph Goebbels*, Berlin 1962, p. 76.

⁴ For the high rating he received in the Bavarian Army during the war see Bering, *op. cit.*, pp. 39–42 and p. 410, n. 44. For his professional expertise during his subsequent service with the Berlin police force see Liang, *op. cit.*, pp. 158–59.

⁵ Hans Reichmann, ‘Der drohende Sturm’, in *In Zwei Welten. Siegfried Moses zum 75. Geburtstag*, Tel-Aviv 1962, pp. 565–566, fn.3; also Bering, *op. cit.*, p. 43.

right-wing extremism. In fact, very soon after the 1918 Revolution Weiß had joined the German Democratic Party and remained loyal to it even after it became the *Deutsche Staatspartei* which, with its change of name, also compromised many of its democratic principles and politics. In April 1925, he became Chief of Berlin's Criminal Police and in March 1927 was appointed Deputy Police President, a position he held until 20th July 1932. As Liang put it in his study of the Berlin Police during the Weimar Republic: "...Dr. Weiß proved to be not only highly competent and industrious, but also remarkably versatile." No doubt his professional performance was always of the highest, whatever post he held.⁶ But what makes Weiß's career particularly fascinating is that he was a Jew in high office at a time when anti-semitism was rampant. No wonder, then, that although his fellow Jews in Berlin generally admired him, there were also some who were distressed, particularly in the closing years of the Republic, that a member of their faith was in such an exposed public position. It is in this context that I first want to explore briefly his commitment to Jewish concerns during those years and, wherever possible, his relations with Berlin's Jewish community.

Weiß became interested and engaged in Jewish affairs even before World War I when he joined the *Verein für religiös-liberales Judentum* and served on the latter's anti-Zionist committee. About the same time he became a member of the *Verein zur Abwehr des Antisemitismus*.⁷ After the war, following the death of his father, Weiß was elected in June 1926 to succeed him on the board of the *Hochschule für die Wissenschaft des Judentums* and sat on its disciplinary committee.⁸ As already mentioned, he was not Orthodox, but he was a practising Jew along liberal lines, went to synagogue on the High Holidays and, in the words of his daughter Hilde, considered himself "a German by nationality and a Jew in religion [sic]".⁹ He was also a member of the *Central-Verein* with whose identification as "German citizens of the Jewish faith" he wholeheartedly agreed.

Given the general political situation during the last years of the Weimar Republic, being a Jew in as prominent and visible a position as that of Berlin's Deputy Police President required tact and good judgement. Weiß, apart from a few rare lapses, possessed both. As he was a good public speaker he regularly received invitations from Jewish organisations to deliver lectures, which he accepted whenever he felt it appropriate to do so. But on many occasions he declined such invitations, usually with the comment that his official position did not allow him to talk about a certain topic in public. Sometimes he simply pleaded lack of time because of other duties that took precedence.¹⁰ Occasionally, Weiß also contributed to Jewish news-

⁶ Liang, *op. cit.*, p. 159. On Weiß's professional activities see also Bering, *op. cit.*, pp. 44–60, 66–76, and *passim*.

⁷ Bering, *op. cit.*, p. 39

⁸ *Ibid.*, pp. 88–89 and 423, n. 207.

⁹ *Ibid.*, pp. 92 and 425, n. 221.

¹⁰ Brandenburgisches Landeshauptarchiv Potsdam (hereafter BLP), Pr. Br., Rep. 30, Berlin C, Tit. 240, Nr. 21339 contains requests (after 1929) from Jewish organisations for Weiß as speaker. For reasons already mentioned, he refused most of them.

papers, for instance the *C.V.-Zeitung*. Thus, on 12th April 1929, an article entitled "How Rumours about Ritual Murder Develop" on the front page of that paper, carried the byline "Deputy Police President Dr. Weiß (Berlin)".¹¹ If we read it carefully today, it becomes apparent that by telling his readers how efficient Berlin's criminal police had been in investigating such rumours, Weiß endeavoured to promote goodwill and respect for that organisation. Understandably enough, in those days he was first and foremost a policeman. Service in a prominent position in "Berlin's Finest", at first, until 1930, under the weak Karl Zörgiebel and subsequently under the far from weak Albert Grzesinski (who had been and remained his mentor), proved a tremendous challenge to Weiß. He was proud of his disciplined and well-trained force and, at latest by 1929, also acutely aware of its major task: the protection of the Weimar Republic against its enemies from the extreme Right and Left. All this was not lost on his fellow Jews in Berlin and elsewhere.

We know by now that he did command their respect, despite occasional misgivings on the part of some of those who worried – justifiably so – that because of his high visibility in a public position, coupled with his physical appearance, he inevitably invited antisemitic abuse. The great esteem in which he was generally held among Berlin's Jewish community became evident on his 50th birthday, 30th July 1930. The *C.V.-Zeitung* commented, perhaps rather too sanguinely, that the general public had, with rare unanimity, acknowledged the merits of Weiß who always and untiringly upheld public order and the dignity of the state. "We wholeheartedly congratulate Bernhard Weiß, who is as loyal to his German *Heimat* as he is to his Jewish faith."¹² A more extensive laudation appeared on 6th August 1930 in the *Jüdisch-liberale Zeitung* which printed a veritable *curriculum vitae*, full of praise for Weiß's achievements before and during the war, and now in his current position. The congratulatory article ended on a flowery note: "Bernhard Weiß is a harmonious all-rounder (*Voll-Persönlichkeit*) who...wins prizes for swimming, is an enthusiastic motorist and passionate hunter.... Still a very young man of fifty! We all wish him many more decades of happy work and blessed creative activity, both for the benefit of the general public and for his own satisfaction!"¹³ Given that this was the organ of the *Verein für religiös-liberales Judentum* of which Weiß was a member, the warm feelings emanating from this congratulatory tribute are not surprising.

Weiß, as already stated, was an anti-Zionist, and he devoted to this particular issue a good deal of time and effort. On 2nd February 1928, Dr. h.c. Wilhelm Kleemann, Director of the Dresdner Bank, who was also an active and prominent figure in the Berlin Jewish Community, invited Weiß to attend a *Bierabend* at the Jewish *Logenhaus* in Kleiststraße to discuss what Kleemann only vaguely alluded to as the "current crisis in the Jewish Community". Weiß replied on 22nd February, apologising for not answering and saying that in any case he had been unable to attend and thus, much to his regret, had missed the opportunity to participate in the dis-

¹¹ *C.V.-Zeitung*, VIII, No. 15 (12th April 1929).

¹² *Ibid.*, IX, No. 31 (1st August 1930).

¹³ *Jüdisch-liberale Zeitung*, X, No. 32, (6. August 1930).

cussion on what to him was an important issue. He added that he had repeatedly told some active members of the liberal wing of Berlin's Jewish Community that something would have to be done to put a stop to Zionist agitation and encroachments and to make sure that the authority of the non-Zionist liberal majority within the Community was restored. "I can assure you," Weiß closed, "that I shall always be at your disposal whenever you decide, sooner or later, to do something along these general lines."¹⁴

There was apparently a pause in the correspondence, for Kleemann's next letter to Weiß was dated 12th December 1928. It said that the situation in Berlin's Jewish Community was approaching a state of crisis. The ambitions of the Zionists and their followers, who were exploiting the conditions created by the last Jewish Community elections, "...force all those interested in preserving the religious, cultural and financial continuity of the largest Jewish Community, together with that of German Jewry as a whole, not merely to stand by and watch passively, but to take active measures in order to make sure that those Jewish circles which take their stance as Germans (*auf dem Boden des Deutschtum stehenden*) are not confronted in the near future with intolerable *faits accomplis*". He added that a small number of influential people were being invited to meet on 16th December in the Mosse House at 15 Leipziger Platz to discuss this crisis and expressed the hope of seeing Weiß there. Besides Kleemann, two other prominent members of the Berlin Jewish community signed the letter: Hans Lachmann-Mosse and Georg Tietz. Weiß replied on 14th December that he would dearly like to attend the meeting but was prevented from doing so because he had arranged to visit his sick wife, now convalescing in Saxony. He hoped that he would be invited to future meetings of this nature and asked Kleemann to tell Lachmann-Mosse and Tietz that "I shall be prepared at any time to support your plans to the best of my ability."¹⁵

Thus encouraged, the anti-Zionist activists in Berlin's Jewish Community continued their efforts to enlist Weiß's support. On 22nd September 1929, Director Hugo Ostberg sent out a printed notification of a confidential meeting of 75 leading Jewish personalities from the economic, cultural and scientific sectors, as well as from the liberal professions, convened at the Hotel Kaiserhof on 19th September 1929. The purpose of the meeting was to take a strong stand against the *Nationaljudentum*, whose agitation was becoming more pronounced and more dangerous every day. It had been agreed there to publish a joint resolution in leading newspapers of different political views "in order to strengthen the German Jews in their resistance against *nationaljüdische* agitation, and to convince the non-Jewish public that the majority of German Jewry continued to stand undauntedly with the German people". A copy of the resolution, which stated "We are members of the German people, not of a Jewish people", was included, and Ostberg requested that it should be signed by the recipient and returned at once. On 28th September, Weiß replied, voicing his regrets that because of duties elsewhere he had been unable to

¹⁴ BLP, Pr. Br. Rep. 30, Berlin C, Tit. 240, Nr. 21352, Bl. 1 and 2.

¹⁵ *Ibid.*, Bl. 4.

attend the meeting of the 19th. Then he continued: "You most probably know that I am an eager supporter of your efforts. For this reason I have no reservations about putting my signature under the resolution you submitted to me even though, in consideration of my official position, I ordinarily tend to be cautious in these matters."¹⁶ Ostberg took his time before he acknowledged Weiß's letter and thanked him for his signature, but on 1st November 1929 he invited Weiß to attend a further gathering: that of an Action Committee of German Jews that was to meet in the Prussian Upper Chamber on 11th November in order to protest against Zionist agitation. A list of speakers was enclosed, and Ostberg invited Weiß to speak as well. Weiß replied on 29th November that he had once again been unable to attend an important meeting – that of 11th November – to which he had been invited as a possible speaker. He had mulled the matter over, he wrote, and had postponed his decision until it was too late. "You will understand" he added, "that in consideration of my official position I must maintain a certain reserve about making public appearances on behalf of Jewish concerns. When I signed the anti-Zionist resolution I made myself vulnerable for the first time in years by [publicly] involving myself in internal Jewish controversies. To deliver a public speech, or even to preside over the anti-Zionist meeting after I had given my signature, did not seem appropriate to me. Nevertheless, I assure you that I shall continue to support the objectives of the Action Committee and that I am prepared to take part in subsequent work as far as my time and official duties will permit."¹⁷

As might have been expected, Weiß's stance on this issue eventually got him into trouble with the Zionists. On 17th December 1930, Georg Kareski, recently elected President of the Board of Representatives of the Jewish Community in Berlin and a delegate of the Zionist-dominated Jewish People's Party (*Jüdische Volkspartei*) sent a letter to Hermann Badt, *Ministerialdirektor* in the Prussian Ministry of the Interior, after having already published the contents of this letter the previous day in the *Jüdische Rundschau*. Kareski wrote to Badt – who was likewise a Jew and a Zionist – that Weiß had said at a meeting of liberal Jews in Berlin that whereas he had always leaned over backwards to treat *Ostjuden* benevolently, in particular regarding their efforts to become German citizens, he was now asking himself whether he had really done the right thing. Kareski admitted that he reported from memory, not having the relevant material in front of him, but he knew that there existed a stenographic record of Weiß's statement, which, Kareski charged, had been made in order to intimidate potential Eastern European voters inclined to vote for the Zionists in the forthcoming elections to the board of the Jewish Community. Such interference in the election process of the *Gemeinde* by a prominent public official was uncalled for, continued Kareski, and he asked Badt for advice on how to react. On 20th December, Badt reacted with a brief note to Weiß, addressing him as "Dear Colleague", in which he stated that Kareski's report – which he enclosed and wanted back – had greatly upset him: Badt pointed out that he had only recently

¹⁶ *Ibid.*, Bl. 11 and 12.

¹⁷ *Ibid.*, Bl. 13, 14 and 15.

defended Weiß at a public meeting against a charge from the floor that Weiß had made a similar statement about *Ostjuden* elsewhere; would he please be kind enough to clarify the matter? Weiß replied two days later. Kareski's reaction to the speech in question, he wrote, was nothing but an attempt to intimidate him, and he did not intend to let Kareski get away with it. He added that he steadfastly refused to make any further statements about this affair unless he were officially compelled to do so. The matter dragged on for months, during which time Weiß was confronted with allegedly incriminating material on the matter of the *Ostjuden*, material that apparently had been lifted from files in his office and then distorted. The question was finally resolved, after a fashion, when *Ministerialrat* Hans Goslar, also a Jew and a Zionist, who was running the Press Information Office in the Prussian government, arranged for a meeting on 10th June 1931. On that occasion, Weiß, accompanied by a Dr. Fleischer – presumably his lawyer – met Kareski and Goslar. The four men ultimately signed an agreement to drop the entire matter, Kareski apologised to Weiß, and that was that.¹⁸

The subjects of Zionism and *Ostjuden*, were not, of course, the only issues that engaged Weiß's time and interest as a German Jew. Another concern of his was the antisemitic rowdiness of the Nazis. On 10th May 1931, Weiß addressed a meeting of the C.V. in Breslau. The central topic was the unbridled behavior of Hitler's party on the political scene, with special emphasis on its antisemitism. Weiß, the first speaker, started with a presentation of how the Nazis had used propaganda, organisation and discipline to attract a large following. At present, the party was using unscrupulous means in its daily political struggle, and as long as this was being tolerated one should not be surprised at the consequences. But although the party's sudden growth had to be taken seriously, there was no reason for pessimism. Blind obedience and discipline of the kind demanded by the Hitler party contradicted the basic democratic features of the German people. The German people would wake up. The German Jews should not be hypersensitive but should show courage and defend themselves whenever they were attacked. Moreover, they should protect their rights through the C.V., which all Jews ought to join.¹⁹ Antisemitism, of course, did not go away, and it seems that Weiß – notwithstanding his speech to the C.V. just mentioned – was unimpressed by the way the Jews were reacting to it. On 1st January 1932, one Eugen Lederer wrote to Weiß that something would have to be done to persuade people, and especially the Jews, of the threat of antisemitism. It should be taken more seriously and be fought more effectively. Weiß replied on the 12th: "Unfortunately, it is no simple matter to arouse the groups hostile to the anti-

¹⁸ *Ibid.*, Bl. 21/22, 23, 24/25, 26, 27, 28, 29. On Hans Goslar see Trude Maurer, 'Auch ein Weg als Deutscher und Jude: Hans Goslar (1889–1945)', in Julius H. Schoeps (ed.), *Juden als Träger Bürgerlicher Kultur in Deutschland*, Stuttgart 1989, pp. 193–239. On Kareski see H. S. Levine, 'A Jewish collaborator in Nazi Germany. The strange career of Georg Kareski', in *Central European History*, VIII, No. 3 (September 1973), pp. 251–281.

¹⁹ BLP, Pr. Br. Rep. 30, Berlin C, Tit. 240, Nr. 21352, Bl. 30; *C.V.-Zeitung*, X, No. 20 (15th May 1931).

semites, especially the Jews themselves, to take action against this form of nationalism.”²⁰

During the turbulent spring of 1932, Weiß, in a rather atypical fashion, intensified his political activity, including his public appearances. On 15th April, nine days prior to the elections to the Prussian Diet, he delivered the keynote speech at an election rally of the *Deutsche Staatspartei* in Berlin. As he began to speak, a relatively large group of Nazi hecklers kept interrupting, yelling, swinging clubs and throwing stink bombs. Only after *Reichsbanner* guards who protected the rally intervened and bodily expelled the Nazis could Weiß continue. The gist of what he had to say was an appeal to keep Prussia democratic. He praised the Prussian government for creating a police force dedicated to the defence of the state and cited the ban recently imposed against the Nazi storm-troopers and the SS as an example. His speech, which was accompanied by sporadic applause, ended with an appeal: use your ballot on 24th April to make sure that Prussia will continue to remain a bulwark of the Republic. For the Deputy Police President of Berlin, this was indeed public exposure in politics with a vengeance.²¹ Two days later, on 17th April, Weiß once again appeared before a large audience, this time during a monster rally (*Großkundgebung*) of the C.V. in Berlin’s *Taentzienpalast* cinema. The rally had been promoted with the slogan “for peace on the domestic scene, for a liberal (*freiheitliches*) Prussia, for a happier Germany”. These, in the spring of 1932, were certainly appropriate though unfortunately unrealistic objectives. To a storm of applause, Weiß stepped up to the rostrum and began to speak. “We German Jews,” he said, “can state without any qualifications that we sincerely want to attain peace on the domestic scene—a true community of all Germans which in the history of Germany was never as urgently needed as today.” Whether in domestic or foreign policy, he continued, our strength has always depended on our unity. But what good is our desire for domestic peace if “it doesn’t please the evil neighbour (*wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt*)”? And who was the evil neighbour? The Radicals on the political Right and Left. After reviewing the manner by which the Berlin police had defended the Republic on numerous occasions against radical *Putschisten*, Weiß dwelt during the final part of his speech on how viciously the Nazis carried on their agitation against the Jews. Once again he closed with an appeal—this time to a strictly Jewish audience—to go to the polls on 24th April to make sure that Prussia would remain as Prussian as it had been since the 9th November 1918—a stronghold of democracy and liberty.²²

But lingering doubts about how Berlin’s Jews would vote kept troubling Weiß. On 19th April, five days before the elections, he wrote a letter to Dr. August Weber, a Reichstag delegate for the *Staatspartei*, leaseholder of an agricultural *Domäne* south of Berlin, and a Protestant. He was perturbed, Weiß wrote, that Jews told him every day that they would no longer support the *Staatspartei* in the forthcoming elections because it was a wasted vote. They would support the Catholic Centre Party in-

²⁰ (15th May 1931). BLP, Pr. Br. Rep. 30, Berlin C, Tit. 240, Nr. 21352, Bl. 43, 44, 45.

²¹ BLP, Pr. Br. Rep. 90, Berlin C, Tit. 240, Nr. 21348, Bl. 60 (clipping from the *Berliner Tageblatt* of 16th April); *Berliner Börsenzeitung*, No. 177 (16th April 1932).

²² *C.V.-Zeitung*, XI, No. 17 (22nd April 1932).

stead. Weiß wrote that he would have liked to allude to this issue during his recent speech at the C.V. rally but had had to restrain himself because the rally had been a strictly non-partisan affair. He would, however, take up the matter that evening, 19th April, when about sixty Jewish men would meet in his apartment for confidential talks. This meeting, Weiß added, was sponsored by the C.V. He then suggested to Weber that it might also be useful if, in their election speeches, speakers from the *Staatspartei* could emphasise the topic “Centre Party, Jews and *Staatspartei*”.²³ Whether this advice was heeded is doubtful; it would have probably done little good, anyway, as the outcome of the election clearly demonstrated. The *Staatspartei* got two seats, the Centre Party 67. Far ahead was the NSDAP with 167 seats.

Let me now turn to that aspect of Weiß’s career in the Berlin police force that is probably best known – his struggle against the Nazis. He had waged it with all his proverbial energy from the moment he became Deputy Police President, although he evenhandedly fought the Communists as well. But the fact that he was a Jew, especially one whose appearance fitted the image antisemites usually had of Jews, gave his vigorous action against the Nazis in Berlin a particular slant. He fought them on both an official and a personal level. Notably from 1930 on, after the NSDAP had become a mass party, his police were frequently engaged in veritable battles with the storm-troopers in the streets of the capital. On the personal level, Weiß fought his arch-enemy Dr. Paul Joseph Goebbels in the courts of law. In 1926, Goebbels had become Nazi *Gauleiter* of Berlin and a year later also publisher of *Der Angriff*, a rabble-rousing political sheet that inevitably aimed its journalistic blows below the belt. Not very long after Hitler had sent Goebbels to Berlin with the mission to capture the vote of the German capital for the NSDAP, “Juppchen”, as many of his *Parteigenossen* called him half affectionately, half sneeringly behind his back, soon realised that Weiß was a powerful opponent. The Deputy Police President who was seen – especially during Zörgiebel’s tenure—as the real boss of Berlin’s police force proceeded against Nazi hooliganism with unrelenting toughness. In fact, the political police under Weiß’s command was seen as the initiator of the first of two bans which the Prussian government imposed upon Berlin’s NSDAP in May 1927. But this was not the only reason why Goebbels decided to single out Weiß for special journalistic treatment. He also wanted to turn him into a symbol that stood for the Jew par excellence. After seeing a newspaper picture of Weiß, Goebbels picked the Deputy Police President as a prime target for his antisemitic propaganda. As early as 15th August 1927, he introduced Weiß under a new name on the editorial page of *Der Angriff* – “Isidor”.²⁴ And this name stuck, so much so that after a while many Berliners were (and still are) convinced that it was indeed Weiß’s first name. Primarily though not exclusively through *Der Angriff* – there was a *Buch Isidor* and a *Neues Buch Isidor* – Goebbels henceforth used the name in combination with personal insults, antisemitic cartoons and numerous slanderous allegations as a weapon against

²³ BLP, Pr. Br. Rep. 30, Berlin C, Tit. 240, Nr. 21352, Bl. 46/47.

²⁴ Ralf Georg Reuth, *Goebbels*, Munich 1995, pp. 128ff. and *passim*.

Weiß and, beyond that, against Jews as a group.²⁵ Weiß countered systematically by taking Goebbels to court. Between 1927 and the end of 1932 he initiated, as plaintiff, altogether 104 proceedings against members of the NSDAP, 63 of which involved Goebbels specifically. And while many of the cases ultimately fell under an amnesty or were adjourned indefinitely by the courts, Weiß won 19 of the lawsuits he brought against Goebbels, 13 of them on account of the name "Isidor". The trials cost the *Herr Gauleiter* and his party a lot of money.²⁶

When it came to police deployment in the streets, Weiß had a tendency to direct such operations personally. Occasionally, this led to problems and criticism. Perhaps the most embarrassing event occurred in June 1928 when he wanted to observe how his men were handling a Communist demonstration on Frankfurter Allee. As soon as scuffles broke out between the demonstrators and the police, Weiß tried to intervene. But although he attempted to identify himself, a young policeman assaulted him brutally with a rubber truncheon. Bruised and beaten, he had to retreat in order to avoid further punishment.²⁷ This incident provided the Nazis with a song that, in a different form, had originated with the German youth movement. The storm-troopers rewrote the verse for their own political purposes and loved to bawl it while marching through the streets of Berlin:

*Der mächtigste König von Groß-Berlin
das ist der Isidor Weiß,
doch Dr. Goebbels, der Oberbandit,
der macht ihm die Hölle schon heiß.
Die eigene Schupo knöpft ihn sich vor
man hört's bis zum Brandenburger To-o-or:
er nennt sich Dr. Bernhard Weiß
und bleibt doch der I-i-sidor.²⁸*

²⁵ *Ibid.*, pp. 128–129. "Isidor" is of Greek origin, rather than Jewish. It was introduced derisively as early as 1923, not by the Nazis but by the Communists, and thereafter ranked with Schmul, Itzig etc. as a contemptuous antisemitic nickname. See above all Bering, *op. cit.*, whose entire book is devoted to this issue. Unless otherwise indicated, I am basing much of my account of this particular feud on these two books.

²⁶ Bering, *op. cit.*, pp. 325–328, but also, for the entire discussion, pp. 283–351, *passim*. See also the euphoric column 'Goebbels hat seine Richter gefunden' in the *C. V.-Zeitung*, 5th September 1930. The sentence imposed six weeks of imprisonment and a fine of 500 RM. It is doubtful whether the *Reichstag* delegate Goebbels had to serve out his term in prison.

²⁷ Liang, *op. cit.*, p. 89; Bering, *op. cit.*, pp. 76–78; *Berliner Tageblatt*, 4th June 1928.

²⁸ My own recollection of that song. A slightly different wording of some lines is found in Bering, *op. cit.*, p. 20. The translation runs roughly as follows:

„The mightiest king of great Berlin
That's Isidor Weiß.
But Dr. Goebbels, he's king of the bandits
And he's making it hot for him.
His own police too give him what for
You can hear it as far as the Brandenburg Gate.
And he calls himself Dr. Bernhard Weiß
But he's still just Isidor.“

Probably much to Weiß's annoyance, the Berlin police and its *Vipoprä* – another invention of Goebbels – along with it, did not live up to its high reputation during one of the worst public assaults on Jews in the capital, occurring on 12th September 1931, the eve of the second day of *Rosh Hashanah*. Led by Count Helldorf (who in the Third Reich became Berlin's Police President, but was ultimately executed in the wake of the 20th July 1944 plot against Hitler), hordes of storm-troopers roamed along and around the Kurfürstendamm, beating up people who looked Jewish – many of them, in fact, were not – and vandalising cafés with Jewish owners or Jewish clientèle. The police appeared late and, according to subsequent Jewish charges, in insufficient strength. By 11 pm, though, with roughly 50 storm-troopers arrested, the situation was again under control. Two days later, during a meeting with representatives of the Jewish community, Grzesinski and Weiß defended the police but promised to be better prepared in the future. Weiß apparently kept more or less in the background throughout this particular meeting – a rather atypical stance.²⁹

He did not stay in the background on 12th May 1932. On that day a former member of the NSDAP who had recently switched from the Nazis to the Social Democrats, Dr. Helmut Klotz, had been invited for lunch at the *Reichstag* by SPD chairman Otto Wels. On leaving the *Reichstag* restaurant, Klotz was attacked by four National Socialist delegates and badly beaten up. As the local guards were unable to handle the developing brawl, *Reichstagspräsident* Paul Löbe announced to the assembled delegates that he had asked for the police to create order and then suspended the four Nazi bullies who had beaten up Klotz from all *Reichstag* sessions for 30 days. When they refused to obey his order to leave the plenum, Löbe declared the session closed and asked police headquarters to take all suitable measures for proceeding with the arrest of those involved in the attack. As Grzesinski was absent from Berlin, Weiß was the acting Police President. When he entered the plenum with several officers of the criminal police, all in civilian clothes, the Nazi delegates started to yell "Isidor" and Goebbels shouted: "Here comes the Jewish pig, Weiß, and provokes us by his presence." Weiß thereupon ordered roughly 25 uniformed policemen to move in and arrest the four culprits. As the police did not know them, this proved somewhat difficult but ultimately succeeded. Throughout the turmoil, the Nazi delegates yelled antisemitic insults at Weiß.³⁰

Public reaction to the incident varied. The *Frankfurter Zeitung*, next to the *Berliner Tageblatt* the most liberal German newspaper of the time, gave an account of the events and then asked: "By the way, was it really necessary for Herr Weiß to show

²⁹ For a fuller account of this incident see Arnold Paucker, *Der jüdische Abwehrkampf gegen Antisemitismus und Nationalsozialismus in den letzten Jahren der Weimarer Republik*, 2nd edn, Hamburg 1969 (Hamburger Beiträge zur Zeitgeschichte Band IV), pp. 133–134, 284; see also *Jüdische Rundschau*, 15th and 18th September 1931, *C. V.-Zeitung*, 18th September 1931, and *Jüdisch-liberale Zeitung*, 11, No. 36/37 (September 1931).

³⁰ Bering, *op. cit.*, pp. 356–357; Reuth, *op. cit.*, p. 224; *Jüdische Rundschau*, No. 39/40, 20th May 1932; *Israelitisches Familienblatt*, XXXIV, No. 20, 19th May 1932.

up in person, especially as he must have known the effect it would produce?"³¹ A similar statement appeared under the heading "Was this necessary?" in the moderately democratic *Berliner Börsen-Courier* of 18th May 1932; its report ended with the remark that anyone lacking in the necessary tact and good sense would have to be called to account. In other words, it was a barely concealed suggestion that Weiß be removed from office. But it was not only the German press, including the liberal papers, that found fault with the way Weiß had handled the police operation in the Reichstag; critical comments also came from Jewish circles. This prompted Weiß on 3rd June to publish an article on the front page of the *C.V.-Zeitung* with the headline "More Self-Assurance". After pointing out that the liberal German middle class which once had led the fight against antisemitism had now either turned to National Socialism or had abandoned the political field to this right-wing extremist political enemy without a struggle, he noted with regret that many Jews had also abandoned the battle against the antisemites and had thus become political defeatists. After recounting the events of 12th May, Weiß stated in the article that, while he did not mind in the least that the Nazis and other right-wingers were attacking him in their newspapers on account of the recent police action led by him, he had no understanding whatsoever for the fact that "some German Jews have also attacked me after the police action in the German *Reichstag*, an operation of which I was in charge, by expressing the view that because I am a Jew I should have kept out of this particular skirmish with the National Socialists". He mentioned specifically the Jewish editor of a Berlin newspaper (both unnamed) who had told him: "In times like these, a Jew must avoid everything which may bring him into collision with the National Socialists." Such a statement, Weiß wrote, implied the virtual nullification of Jewish emancipation and pointed the way back to the ghetto. He ended his lengthy article by stating that "there is nothing more undignified and pitiable in a situation like this than to give up the fight weakly and despondently [and] to make the antisemitic arguments of the [political] opponents one's own... The more we are attacked, the more actively and forcefully should we staunch, self-assured German citizens of the Jewish faith defend ourselves and, above all, do our duty in support of the national community objectively and fearlessly, everyone in the place that fate has assigned to him."³²

It was – nearly – Weiß's swan song. Throughout the following weeks, vituperative attacks on him by the entire right-wing press intensified. Especially the Nazis, who sensed the accelerating decline of the republic after Chancellor Brüning had resigned on 30th May grew more radical by the day and printed the most vicious personal slanders against the Deputy Police President in their newspapers.³³ On 20th July—a fateful date in recent German history – Brüning's successor Franz von Papen executed his infamous *Preußenschlag* and ousted the democratically elected Prussian government of

³¹ Quoted in *Jüdische Rundschau*, No. 39/40, 20th May 1932

³² *C.V.-Zeitung*, XI, No. 23, 3rd June 1932.

³³ See, for instance, *Israelitisches Familienblatt*, XXXIV, No. 20, 19th May 1932, and No. 27, 7th July 1932; *Jüdische Rundschau*, No. 51, 28th June 1932; see also Bering, *op. cit.*, pp. 365–370.

Otto Braun and Carl Severing as well as the top command of Berlin's police. But only Weiß and Police Colonel Magnus Heimannsberg, commander of the uniformed police, refused to be dismissed from their offices without a protest. They were promptly arrested, thrown into prison, but then released a few hours later.³⁴

The joint protests and subsequent arrest of Weiß and Heimannsberg that day evoked the impression at the time that the two men had worked together as a close and harmonious team. This had by no means always been the case. For one thing, they were very different people and had had very different careers. Heimannsberg, a Catholic, had moved up through the ranks of the police, starting out in Münster, Westphalia, was then transferred to Potsdam, and in 1927 was appointed Commander of Berlin's uniformed police – *Schutzpolizei*, or *Schupo* – where he was highly popular with the common patrolmen, who knew that he had started at the bottom of the ladder and had made his way up to become their commander. Unlike Weiß, Heimannsberg was neither eloquent nor an intellectual protagonist of democratic police principles. But, like Weiß, he was an avowed supporter of the republic to the last and did not hesitate to let people know this even at a time when many other police officers began to shift to the political Right in preparation for what they sensed would soon materialise – a government led by Hitler.³⁵ After the arrest of the two men on 20th July, Heimannsberg's enemies feared that his *Schupo* might revolt, but they had no such fears in regard to Weiß. Although respected, the Deputy Police President did not enjoy the affection of his subordinates as Heimannsberg did. The reason for this was their dislike of Weiß's occasional sarcasm, his inspection tours, and "his officious suggestions for technical improvements" which the higher-ranking officers of the criminal police especially resented as "meddling".³⁶ A little over two years before both men were ousted, in February 1930, they had in fact been bitter enemies, and Weiß had seriously thought of requesting a transfer. Apart from obvious rivalries, this quarrel was set off by Weiß's complaint that during the bloody Communist riots in Berlin on 1st May 1929, Heimannsberg had refused to heed the Deputy Police President's advice to move in fast with superior forces, and thus had allowed the situation to get out of hand with resulting high casualties all round.³⁷ They ultimately resolved their quarrel, but it can be assumed that relations between them were never very close, their joint stand on 20th July 1932 notwithstanding.

On 29th July, the C.V. held another meeting in the *Logenhaus* on Kleiststraße. The crowd was so large that two parallel meetings had to be arranged. After Rabbi Leo Baeck had given a brief introduction, Weiß mounted the rostrum and was greeted with long and stormy applause. He talked about his removal from office and remarked that this recent assault on the Prussian leadership was an obvious concession by the *Reich* Government to the National Socialists. The alleged justifica-

³⁴ Liang, *op. cit.*, pp. 152–161; Bering, *op. cit.*, pp. 370–375.

³⁵ Liang, *op. cit.*, pp. 157–158

³⁶ *Ibid.*, p. 160.

³⁷ Cécile Lowenthal-Hensel/Arnold Paucker (Hrsg.), *Ernst Feder. Heute sprach ich mit... Tagebücher eines Berliner Publizisten*, Stuttgart 1971, Veröffentlichung des Leo Baeck Instituts, pp. 243–244.

tion, that some of the leading Prussian officials had been soft on Communism, was sheer nonsense. Then he asked: "Why do they hate me so much? Because I am a Jew. When I was in the field [during the First World War], the last Prussian Minister of the Interior during the monarchy, Dr. Drews, requested my transfer [from the front line] to [police] headquarters in Berlin where I ultimately rose to become Deputy Police President. And now Jewish circles are asking whether it was proper for the Jew Weiß to accept such a prominent post. My answer is: Yes, it was. To have acted otherwise would have contradicted all traditions of Jewish emancipation and would have meant a return to the political ghetto. [Yet] we must continue to walk our road in a proud and upright manner."³⁸

Thus ended the public career of a remarkable man. What made him so was not only his professional efficiency nor his fierce dedication to the defence of the besieged republic. The same was true for Weiß's last superior, Police President Albert Grzesinski, and for a few other men in public life at that time. What, to my mind at least, distinguishes Weiß from this small group of German officials, who by and large shared his political outlook and aims, is that he was a Jew. Being the second in command at police headquarters in the capital of a state in crisis, he had to carry out his job in the face of unrelenting and vicious antisemitic slanders and attacks directed against him primarily by his numerous enemies on the radical and conservative Right and, though to a lesser extent, the extreme Left of the political spectrum as well. That he occasionally also encountered harsh criticism from his fellow Jews did not make his life any easier. Weiß knew how difficult a position he was in. As mentioned earlier, he was well aware of his prominently Jewish features which, in conjunction with the post he held, made him such an easy and obvious target for attack and ridicule. And yet he refused to be overawed by these impediments and did his job the way he thought it ought to be done. This required, in addition to extreme competence, a high degree of self-esteem, physical and civil courage and, above all, strength of character. All of these attributes Weiß possessed in large measure.

Let me refer, by way of example, to one incident which occurred near the end of his career and which illustrates some of the traits just mentioned. On 10th May 1932, the publisher and chief editor of *Die Weltbühne*, Carl von Ossietzky, was to start a prison term for treason after his periodical had allegedly revealed military secrets. Shortly before this date, the then Secretary General of the German *Liga für Menschenrechte*, Kurt R. Grossmann, visited Weiß in his office and told him that on that day Ossietzky's friends were planning to have a farewell demonstration outside Berlin's Tegel Prison in order to accompany him to the prison gate. As this was at a time when the government had banned public demonstrations of any kind, Grossmann's visit to Weiß was a request, by implication, that the police should not intervene. Weiß, according to Grossmann, stared at him and said: "You want to tempt me, a public official, to violate the law?" But then he stood there, thinking, and suddenly called for a city map, suggested a patch of woods near the prison as the location for the demonstration, and assured Grossmann that on 10th May at the hour in

³⁸ *Vorwärts*, No. 354, 30th July 1932.

question no police would be in evidence near Tegel Prison for 90 minutes. And he kept his word.³⁹

What happened to Weiß after his removal from office?⁴⁰ The months following that event saw him engaged in one last court case in which he defended his good name successfully against his slanderers. Towards the end of 1932 he opened a law practice in Berlin, but with Hitler's appointment as chancellor on 30th January 1933, all hopes of becoming established vanished. Shortly after the elections of March 1933, Nazi storm troopers and SS-commandos were searching for him in an attempt to arrest him. Weiß thereupon fled to Czechoslovakia where his wife subsequently joined him. They stayed there until early 1934 when they succeeded in moving to London. Shortly thereafter their daughter Hilde, until then still with relatives in Germany, followed her parents to England.

For several years, Weiß, his wife and daughter were permanent house guests of a wealthy Jewish lady, the Hon. Mrs. H. Franklin. Whether or not Weiß was then looking for some way to earn money I have not been able to ascertain. When war broke out, he was arrested, together with numerous other "enemy aliens", and was interned for two months in Clacton-on-Sea. Many of his fellow internees were likewise refugees, but among the group were also a number of *Reichsdeutsche*, among them Nazis, with whom Weiß carried on heated debates which, so he subsequently claimed, he very much enjoyed. After his release he went through the painstaking task of starting a printing shop which mostly sold engraved stationery for business enterprises. It prospered only slowly, but eventually enabled the family to make a living.

In 1946, Weiß discovered that he had cancer. Three years later he visited Berlin for the first time since his flight in 1933 and was warmly greeted by the city's Lord Mayor, Ernst Reuter. Weiß subsequently entertained the idea of returning to Berlin, and Reuter encouraged him to do so by offering him a consultative position with the Berlin police. But his fatal illness put an end to this plan. Weiß died in London on 29th July 1951. True to form, he had made some written suggestions on how he wanted his funeral conducted. No fuss, no great expenses. Speeches should be brief, and the music should not be sad but upbeat, something like *Ich hatt' einen Kameraden*... "What luck! To have lived and died happily..." His wishes were carried out, and he was interred in the Jewish Liberal cemetery in London.⁴¹

Today, Bernhard Weiß is no longer remembered in Berlin. No street is named after him; no plaque, either at Alexanderplatz or Sophie-Charlotte-Platz police stations, reminds people of the courageous little Prussian Jew who, with very little outside assistance, tried hard to defend the republic against its political enemies.

³⁹ Kurt R. Grossmann, *Ossietzky. Ein deutscher Patriot*, München 1963, p. 10, as cited by Bering, *op. cit.* pp. 88, 423; for an account of Ossietzky's treason trial see also Raimund Koplín, *Carl von Ossietzky als politischer Publizist*, Berlin 1964, pp. 184–200.

⁴⁰ The following account is based on Bering, *op. cit.*, pp. 383–394.

⁴¹ From papers in possession of Weiß's daughter, Hilde Baban-Weiß, as cited in Bering, *op. cit.*, p. 394, incl. fn. 124.

KEITH ULRICH

Industriefinanzierung in Deutschland

Die Bedeutung jüdischer Privatbankhäuser in der Weimarer Republik

Die Geschichte der jüdischen Bankhäuser in Deutschland ist seit deren Gründung von einem anhaltenden Verdrängungswettbewerb – vor allem seit Aufkommen der Aktienbanken – und von politischer Beeinträchtigung, besonders in der Zeit des Nationalsozialismus, gekennzeichnet. Trotzdem gelang es vor allem den großen jüdischen Privatbankhäusern immer wieder, ihre Position zu behaupten und neue Geschäftsfelder zu besetzen. So spielten die Privatbankiers neben der Vermittlung von Auslandsanleihen, der Außenhandelsfinanzierung und der kommunalen Finanzierung auch für die Industriefinanzierung in Deutschland bis in die Weimarer Republik eine wichtige Rolle¹.

Die jüdischen Privatbankhäuser, die auch noch nach dem Ersten Weltkrieg eine herausragende Position einnahmen, konnten auf eine lange ereignisreiche Vergangenheit zurückblicken. Die bedeutendsten Privatbankiers der Weimarer Republik – die Bankhäuser Warburg, Oppenheim, Levy, Bleichröder, Mendelssohn und Hirschland – standen alle in einer jüdischen Tradition². Bei den Familien Warburg und Hirschland wurde das Judentum gepflegt, was auch nach außen hin in der Unterstützung und Förderung jüdischer Einrichtungen deutlich wurde. Einige dieser großbürgerlichen Privatbankiersfamilien hatten sich dem Judentum allerdings entfremdet und gehörten mittlerweile anderen Religionen an³. So waren jüdische Bankiers wie die Inhaber des Kölner Bankhaus Oppenheim bereits im 19. Jahrhundert zum christlichen Glauben konvertiert, doch wurden diese Bankhäuser nach wie vor in der Öffentlichkeit und bei der Kundschaft als jüdische Kreditinstitute wahrgenommen. Louis Hagen vom Bankhaus Levy, einer der prominentesten Bankiers der Weimarer Republik, war bei seiner Heirat Katholik geworden und hatte den Namen seiner Frau angenommen⁴. Für seine Frau hatte Louis Hagen eine Ka-

¹ Zur Situation der Privatbankiers in der Weimarer Republik siehe: Keith Ulrich, *Die wirtschaftliche Bedeutung der Privatbankiers in der Zwischenkriegszeit*, Diss. Bochum 1995.

² Zu den weiteren großen Privatbankiers der Weimarer Republik, die nicht jüdisch waren, gehörten die Bankhäuser Merck, Finck & Co. und Delbrück, Schickler & Co.

³ Abraham Barkai, 'Die Juden als sozio-ökonomische Minderheitsgruppe in der Weimarer Republik', in: Walter Grab/Julius H. Schoeps, *Juden in der Weimarer Republik*, Stuttgart-Bonn 1986, S. 343.

⁴ Zu Louis Hagen siehe: Werner E. Mosse, 'Zwei Präsidenten der Kölner Industrie- und Handelskammer: Louis Hagen und Paul Silverberg', in: Jutta Bohnke-Kollwitz, *Köln und das rheinische*

pelle bauen lassen, in der private Gottesdienste abgehalten wurden. Seinem Freund Max Warburg berichtete er, daß er dort wirklich religiös empfinden würde. Auf die Frage Max Warburgs, in welchem Sinne, antwortete Hagen „jüdisch natürlich“⁵. Obwohl bei einigen großen Privatbankhäusern die Inhaber nicht mehr dem Judentum angehörten, war für alle diese Bankhäuser eine gemeinsame jüdische Tradition kennzeichnend, die auch weiterhin in engen persönlichen und geschäftlichen Kontakten zwischen diesen Bankhäusern und in einer engen Verbundenheit zu jüdischen Unternehmen und Kunden zum Ausdruck kam.

Bis zur Gründung der großen Aktienbanken, die Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzte, prägten die Privatbankiers weitgehend das Bankwesen in Deutschland. Sie betrieben ihr Bankgeschäft unter Einsatz eigenen Kapitals, unbeschränkter Haftung ihres gesamten Vermögens und mit alleiniger Entscheidungsgewalt. Dabei tätigten diese Bankinstitute entsprechend dem deutschen Universalbankensystem alle Bankgeschäfte, wobei sich allerdings viele Privatbankhäuser zunehmend auf das Börsengeschäft spezialisierten oder sich besonders in der Kreditvergabe für Unternehmen ihres regionalen Umfeldes hervortaten.

Diese Kreditinstitute finanzierten den beginnenden Eisenbahnbau und die ersten Industriegründungen. Hervorgegangen waren die Privatbankiers im 18. Jahrhundert zumeist aus dem Hoffaktorentum, dem Geldwechselgeschäft sowie dem Speditions- und Handelsgewerbe. Die traditionsreichsten Privatbankiers begannen ihre Banktätigkeit als Hoffaktoren an den deutschen Fürstenhöfen, wobei das kanonische Zinsverbot dazu führte, daß zumeist Juden, sogenannte „Hofjuden“, diese Tätigkeit ausführten. Unter den Hoffaktoren finden sich Persönlichkeiten von herausragender Geschäftstüchtigkeit, die ihre Arbeit so gut verstanden, daß sie für die Fürsten unentbehrlich wurden. Dazu gehörte Meyer Amschel Rothschild, der als Antiquitäten-, Textilien- und Münzhändler begann und später durch Geschäftsbeziehungen zum Landgrafen von Hessen-Kassel dort Hoffaktor wurde. Die fünf Söhne Meyer Amschel Rothschilds begründeten in der nachfolgenden Generation mit ihren Bankhäusern in London, Paris, Wien und Neapel neben Frankfurt als Stammsitz die für lange Zeit führende europäische Finanzdynastie⁶.

Andere Privatbanken, die ihre Banktätigkeit ebenfalls mit dem Geschäft am Hofe begannen, waren z. B. das Bankhaus Sal. Oppenheim jr. & Cie. aus Köln⁷ und die Dresdner Bankhäuser Ferdinand Kaskel und Bondi (später Bondi & Maron)⁸. Das Bankhaus Kaskel wurde später in die Dresdner Bank umgewandelt. Auch die Pri-

Judentum, Köln 1984, S. 308–340; Hermann Kellenbenz, ‚Louis Hagen (1855–1932)‘, in: *Rheinisch-Westfälische Wirtschaftsbiographien*, Bd. 10, Münster 1974, S. 138–195.

⁵ Privat Archiv (PA) Warburg, NL Max Warburg, ‚Menschen die ich traf‘.

⁶ Boris Barth, *Die deutsche Hochfinanz und die Imperialismen. Banken und Außenpolitik vor 1914*, Stuttgart 1995, S. 16; Ulrich, *Privatbankiers*, S. 12–13; Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte, 1815–1845/49*, Bd. 2, München 1987, S. 107.

⁷ Alfred Krüger, *Das Bankhaus Sal. Oppenheim jr. & Co in Köln. Eine wirtschaftshistorische Studie*, o.O. (Köln) o.J., S. 9ff.; Michael Stürmer/Gabriele Teichmann/Wilhelm Treue, *Wägen und Wagen. Sal. Oppenheim jr. & Cie. Geschichte einer Bank und einer Familie*, München-Zürich 1989, S. 14.

⁸ Adolf Diamant, *Chronik der Juden in Dresden*, Darmstadt 1973, S. 255ff.

vatbank Seligmann aus der Pfalz, die in Süddeutschland eine bedeutende Rolle spielte, war aus dem Hoffaktorentum hervorgegangen⁹. Typisch für die Entstehung von Privatbankhäusern aus dem Speditions- und Warenhandel, dem Goldschmiede- und Juweliergewerbe und dem Münzsortengeschäft war, daß das Bankgeschäft sich innerhalb des Betriebes immer weiter entfaltete und später zum alleinigen Geschäftszweig wurde¹⁰. Beispiele für Privatbankiers, die aus dem Warenhandel hervorgingen, sind die Bankhäuser C. G. Trinkaus aus Düsseldorf und M. M. Warburg aus Hamburg. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts gingen jüdische Privatbankhäuser verstärkt aus dem Handel hervor und konnten sich dabei auf einen bürgerlichen und später auch industriellen Kundenkreis stützen. So partizipierte das Essener Privatbankhaus S. Hirschland an der dynamischen Entwicklung des Ruhrgebiets zu einer führenden Industrieregion in Deutschland¹¹.

Im Zuge der sich seit 1850 entfaltenden industriellen Revolution in Deutschland erkannten die Privatbankiers, daß der Kreditapparat an die Veränderungen innerhalb des Wirtschaftssektors angepaßt werden mußte. Der Ausweg wurde in der Gründung von Aktienbanken gesehen, wobei die Grundidee in der Arbeitsteilung und der partnerschaftlichen Zusammenarbeit bei der Finanzierung großer Projekte bestand¹². Die Privatbankiers wollten ihrem eigenen Bankhaus mit relativ schwacher Eigenkapitalbasis eine Aktienbank als Partnerinstitut hinzufügen, um so die Industriefinanzierung bewerkstelligen zu können. Die an den Gründungen beteiligten Privatbankiers sahen keine Konkurrenz in den neuen Instituten, vielmehr ein Werkzeug, das für eigene Pläne nutzbar gemacht werden sollte¹³. Im Laufe der Zeit entfalteten die Aktienbanken aber ein zunehmendes Eigenleben, erlebten eine dynamische Entwicklung in traditionelle Geschäftsbereiche der Privatbankiers hinein und verdrängten sie dadurch aus vielen Geschäften.

Mit der Gründung der Aktienbanken begann ab 1880 der Konzentrationsprozeß im deutschen Bankwesen, dem bis zum Ersten Weltkrieg auch viele Privatbankiers zum Opfer fielen. Bei diesen Bankhäusern handelte es sich aber zumeist um Institute mit lokalem oder regionalem Wirkungskreis. Die großen Privatbankhäuser erlebten dagegen eine positive Entwicklung; ihre Bilanzsummen stiegen; in allen großen Konsortien, sowohl im industriellen als auch im öffentlichen Anleihenbereich waren sie mit hohen Quoten vertreten. Für die Wirtschaft waren die Privatbankiers in vielen Bereichen weiterhin unverzichtbar. Die Industrie- und Handelsfinanzierung außerhalb Berlins, besonders für Firmen mittlerer Größe, wurde nach wie vor

⁹ Karl Erich Born, *Geld und Banken im 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1977, S. 57–58.

¹⁰ Wehler, S. 99; Born, *Geld und Banken*, S. 48–49.

¹¹ Zur Geschichte des Bankhauses Hirschland siehe: Monika Richarz (Hrsg.), *Jüdisches Leben in Deutschland*, New York 1976, S. 236–240; Keith Ulrich, 'Das Privatbankhaus Simon Hirschland im Nationalsozialismus', in: Manfred Köhler/Keith Ulrich (Hrsg.), *Banken, Konjunktur und Politik. Beiträge zur Geschichte deutscher Banken im 19. und 20. Jahrhundert*, Essen 1995, S. 129–142.

¹² Karl Josef Ehlen, *Die Filialgroßbanken, Entwicklung und Stellung im deutschen Kreditsystem, Beiträge zur Erforschung der wirtschaftlichen Entwicklung*, Stuttgart 1960, S. 2.

¹³ Adolf Weber, *Depositanken und Spekulationsbanken*, 3. Aufl., München-Leipzig 1922, S. 63.

fast ausschließlich von Privatbankhäusern betrieben. Einige Privatbankiers unterhielten durch Hausbankfunktion und Beteiligungen einen engen Kontakt zur Industrie. So konnten sich die großen Privatbankhäuser nach wie vor behaupten¹⁴.

Die wirtschaftliche Bedeutung der Privatbankiers beruhte schon vor dem Ersten Weltkrieg auf ihren traditionellen Bankbeziehungen innerhalb Deutschlands und über die Landesgrenzen hinweg, und hier besonders nach Frankreich, England und in die USA. Deshalb festigten die internationalen Verflechtungen und die weltweiten Bank-, Industrie- und Handelskontakte die Position der jüdischen Privatbankiers. Die seit 1870 zahlreichen neugegründeten Aktienbanken verfügten dagegen noch nicht über diese ausgeprägten internationalen Geschäftsverbindungen¹⁵.

Die großen, zumeist jüdischen Privatbankiers waren am Ausgang des 19. Jahrhunderts keine zu vernachlässigende Minderheit, vielmehr prägten sie mit ihrer Kapitalmacht und ihrem Wirkungskreis die wirtschaftliche Bedeutung der Privatbankhäuser in Deutschland. Viele Zeitgenossen sahen jedoch mit der Aufgabe des Bankhauses Rothschild in Frankfurt den Untergang der Privatbankhäuser heraufziehen, doch konnten diesem Umstand zum Trotz die großen international ausgerichteten Bankhäuser ihre Position weiter ausbauen¹⁶. Zunächst unterbrach der Erste Weltkrieg und der Kriegseintritt der Vereinigten Staaten die Kreditbeziehungen zwischen den wichtigsten Wirtschaftspartnern Deutschlands, und es bedurfte nach dem Krieg aufgrund des gestörten Vertrauensverhältnisses erheblicher Anstrengungen, diese Beziehungen erneut zu aktivieren. Die deutsche Bankenwelt war nach dem verlorenen Krieg und der verheerenden Situation auf dem deutschen Kapitalmarkt insbesondere nach der Inflation an einer Intensivierung ihrer Auslandskontakte sehr interessiert.

Das gesamte Bankwesen hatte unter den Folgen der Inflation zu leiden, besonders weil die Gefahren der Inflation von den Bankiers erst sehr spät erkannt wurden. Vor allem wurden die Kreditinstitute hart von der Geldentwertung betroffen,

¹⁴ Ulrich, *Privatbankiers*, S. 23ff.

¹⁵ Barth, S. 15ff.

¹⁶ Nach Leiffmann betrug die Anzahl der Privatbankiers 1211 (1891), 1386 (1902), 1323 (1911), siehe dazu: Moritz Leiffmann, 'Stellung und Aufgaben der Privatbankiers im heutigen Wirtschaftsleben', in: *Verhandlungen des IV. Allgemeinen Deutschen Bankiertages zu München am 17. und 18. September 1912*, Berlin 1912, S. 51. Nach dem *Deutschen Bankierbuch* war die Gesamtzahl der Privatbankiers von 2180 (1892) auf 2564 (1902) gestiegen. Siehe dazu: Gerhart von Schulze-Gaevernitz, *Die deutsche Kreditbank, Grundriss der Sozialökonomik*, V. Abteilung, II. Teil, Tübingen 1915, S. 16. Nach Angaben der Reichsbank veränderte sich die Anzahl der Privatbankfirmen später von 1221 (1913) auf 1406 (1925) und dann auf 709 (1933). Siehe dazu: *Untersuchungen des Bankwesens 1933*, II. Teil, Statistiken, zusammengestellt von der Volkswirtschaftlichen und Statistischen Abteilung der Reichsbank, S. 183. Zum Rückgang der jüdischen Bankhäuser siehe: Alfred Marcus, *Die wirtschaftliche Krise der deutschen Juden. Eine soziologische Untersuchung*, Berlin 1931, S. 47 und Wilhelm Treue, 'Zur Frage der wirtschaftlichen Motive im deutschen Antisemitismus', in: *Deutsches Judentum in Krieg und Revolution 1916–1923*. Ein Sammelband herausgegeben von Werner E. Mosse unter Mitwirkung von Arnold Paucker (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 25), Tübingen 1971, S. 393–395.

die im langfristigen Bereich ihre Geschäfte tätigten¹⁷. Die Privatbankhäuser und unter ihnen die großen jüdischen Privatbankiers hatten die Inflation im Vergleich zum gesamten Bankwesen relativ gut überstanden, bedingt durch ihren Geschäftsschwerpunkt im kurzfristigen Bereich, im Effektingeschäft und durch die Möglichkeit, rechtzeitig Auslandsgeschäfte zum Vermögenserhalt zu tätigen. Hier machte sich die größere Wendigkeit und Flexibilität der Privatbankiers bemerkbar¹⁸. Zwar wurde der gesamte Mittelstand, darunter auch viele Juden, von der Inflation hart getroffen¹⁹, doch läßt sich dies für die jüdischen Privatbankhäuser in Relation zum gesamten Bankwesen nicht konstatieren. Die großen Privatbankhäuser hatten in Deutschland ihre Position während der Inflationszeit eher festigen können. In der sich anschließenden Rekonstruktionsphase sollte ihre wirtschaftliche Bedeutung sogar wieder zunehmen.

Für die wirtschaftliche Position der Privatbankiers in der Zwischenkriegszeit waren ihre Geschäftsbeziehungen zu ausländischen Bankhäusern von fundamentaler Bedeutung. Alle Geschäftsbereiche wurden maßgeblich von diesen Kontakten beeinflußt. Durch die von ausländischen Gläubigern zufließenden Einlagen konnten die Privatbankhäuser schneller als andere Bankgruppen ihre Fremdkapitalposition verbessern. Sie waren durch ihre Kontakte in der Lage, Kreditgeschäfte, besonders Kreditvermittlungsgeschäfte, mit ausländischen Partnerinstituten zu tätigen. Diese Beziehungen verschafften den Privatbankiers eine führende Position in der Außenhandelsfinanzierung und ermöglichten es ihnen, hohe Quoten bei Industrie- und Kommunalemissionen zu übernehmen. Ihr gesamter Aktionsradius wurde in den zwanziger Jahren von den Auslandsbeziehungen geprägt.

Die Privatbankhäuser verfügten schon vor dem Ersten Weltkrieg über ausgeprägte Bindungen zu anderen Bankhäusern in verschiedenen europäischen Ländern und den USA. Die Basis waren oft familiäre Bande und freundschaftliche Kontakte, die im Sinne des Geschäftes intensiv gepflegt wurden. Besonders durch die Auswanderung zahlreicher deutsch-jüdischer Bankiers in die Vereinigten Staaten ergaben sich schon vor dem Ersten Weltkrieg intensive Beziehungen. Neben der Bedeutung der unterschiedlichen Zinssätze, die die Kapitalströme von den USA nach Europa und insbesondere nach Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg

¹⁷ Zur Situation der Banken in der Inflationszeit siehe: Manfred Pohl, 'Die Situation der Banken in der Inflationszeit', in: Otto Büsch/Gerald Feldman (Hrsg.), *Historische Prozesse der deutschen Inflation 1914–1924*, Berlin 1978; Carl-Ludwig Holtfrerich, 'Auswirkungen der Inflation auf die Struktur des deutschen Kreditgewerbes', in: Gerald Feldman (Hrsg.), *Die Nachwirkungen der Inflation auf die deutsche Geschichte 1924–1933*, München 1985; Theo Balerston, 'German Banking between the Wars: The Crisis of the Credit Banks', in: *Business History Review*, Vol.65, No.3, 1991; Gerald Feldman, 'Banks and Banking in Germany after the First World War: Strategies of Defence', in: Youssef Cassis (Hrsg.), *Finance and Financiers in European History 1880–1960*, Paris 1992; Harald Wixforth, 'Die Banken und der Kollaps der Mark', in: Manfred Köhler/Keith Ulrich (Hrsg.), *Banken, Konjunktur und Politik. Beiträge zur Geschichte deutscher Banken im 19. und 20. Jahrhundert*, Essen 1995.

¹⁸ Ulrich, *Privatbankiers*, S. 44–66.

¹⁹ Barkai, S. 338.

lenkten, spielten diese entstandenen internationalen Bankennetzwerke eine wichtige Rolle für die Funktionsfähigkeit der Kapitalbeziehungen. Auf einer Vertrauensgrundlage entstanden organisierte Kredit- und Beteiligungsstrukturen. Nach dem Ersten Weltkrieg mußten diese Strukturen neu aufgebaut werden, denn die Beteiligung der Banken an der Kriegsfinanzierung ihrer Heimatländer hatte die ehemaligen Verbindungen unter den Banken zerstört. Für den Aufbau eines neuen Vertrauensverhältnisses war die deutsch-jüdische Finanzelite durch ihre Familienbeziehungen geradezu prädestiniert. Die Privatbankiers stellten somit die ersten Verbindungen zu den ausländischen Kreditinstituten und den Welthandelsplätzen wieder her²⁰. Um das Netzwerk der Bankverbindungen erneut zu etablieren, unternahmen deutsche Bankiers zahlreiche Reisen in die USA. Bereits in den ersten Jahren nach dem Krieg reisten Kurt Martin Hirschland, Simon Alfred von Oppenheim und Carl Melchior in die Vereinigten Staaten. Es zeigte sich, daß auf beiden Seiten ein großes Kommunikationsbedürfnis bestand. Durch diese Kontakte konnten die Vertrauensbasis wiederbelebt und die Handlungsfähigkeit schnell zurückgewonnen werden.

Aufgrund der neuen, bedeutenden Rolle des amerikanischen Kapitalmarktes für die deutsche Wirtschaft spezialisierten sich viele Privatbankhäuser auf die Vermittlung von Auslandskrediten und die Emission deutscher Anleihen. War Deutschland vor dem Ersten Weltkrieg ein Nettokapitalexportland gewesen, so war die deutsche Wirtschaft nun auf ausländisches Kapital angewiesen, denn die Kreditwünsche der Industrie – vor allem für Reorganisations- und Rationalisierungsmaßnahmen – konnten über den verengten deutschen Kapitalmarkt nicht befriedigt werden. Nach der Festlegung der Reparationsleistungen und dem Abschluß des Dawes-Plans ergab sich für die Banken die Möglichkeit, durch Kontaktaufnahme mit befreundeten Banken im Ausland die Kapitallücke in Deutschland zu schließen. Der Dawes-Plan schuf somit die Möglichkeit, Auslandskredite zu erhalten. Die starke deutsche Kapitalnachfrage trieb die Zinssätze in Deutschland in die Höhe und machte eine Anlage zu einem guten Geschäft. Mit der Einsetzung des Reparationsagenten Parker Gilbert, der die Transferierbarkeit der deutschen Reparationsgelder – orientiert an der Zahlungsbilanz – zu kontrollieren hatte, wurde gleichsam ein Transferschutz für Deutschland eingeführt. Somit schien eine Anlage in Deutschland nicht nur ein gutes, sondern auch ein sicheres Geschäft zu sein²¹.

Das Hereinströmen der Auslandsgelder, vor allem aus den USA, ging auf verschiedene Arten vonstatten: Zum einen über an deutsche Banken und Industrieunternehmen gewährte Barkredite mit kurzer Laufzeit, gewöhnlich als Monatsgelder, die regelmäßig prolongiert wurden, und zum anderen über Auslandsanleihen und Rembourskredite²². Letztere dienten eigentlich zur Finanzierung des Außenhan-

²⁰ Siehe dazu die Rede von Max Dörtenbach auf dem 5. Allgemeinen Deutschen Bankiertag 1920, in: *Verhandlungen des 5. Allgemeinen Deutschen Bankiertag 1920*, Berlin-Leipzig 1920, S. 223; Karl Heni, *Der deutsche Privatbankierstand in der Nachkriegszeit*, Diss. Frankfurt a. Main 1934, S. 53–54.

²¹ Karl Erich Born, *Die deutsche Bankenkrise 1931*, München 1967, S. 15–16.

²² W. M. von Bissing, ‚Die Schrumpfung des Kapitals und seine Surrogate‘, in: *Untersuchungen*

dels, und die deutschen Banken traten gegenüber den ausländischen Banken als Vermittler für ihre Kunden auf, hafteten aber gegenüber den ausländischen Banken für die Verbindlichkeiten ihrer Kundschaft wie bei eigenen Akzepten. Seit 1927 wurde das Instrument des Rembourskredites seines eigentlichen Zwecks der Finanzierung von Ex- und Importgeschäften entfremdet, und den Krediten lagen keine konkreten Außenhandelsgeschäfte mehr zugrunde, sondern die gesamten Ex- und Importe eines Kreditnehmers wurden pauschal in die Kreditgewährung einbezogen. Dieser Auslandskredit konnte dann zweckentfremdet werden, z. B. für Rationalisierungsmaßnahmen des Industriebetriebes²³.

Die internationalen Finanzstrukturen zeichneten sich in den zwanziger Jahren durch einen hohen Umfang kurzfristiger Kredite aus. Der internationale Geldmarkt war nach dem Ersten Weltkrieg überalimentiert, während der internationale Kapitalmarkt unter dem Fehlen langfristigen Kapitals litt²⁴. Schwierigkeiten bestanden in den erwähnten nicht mehr bestehenden Finanzierungsstrukturen zwischen Amerika und Deutschland. Aus diesem Grunde wurde in den USA unter Führung der Bankhäuser Kuhn, Loeb & Co.; Dillon, Read & Co., der International Acceptance Bank und einer größeren Anzahl weiterer amerikanischer Banken die American Continental Corporation (A. & C.C.) gegründet²⁵. Der Anstoß zu diesem ersten Versuch, den amerikanischen Kapitalmarkt für die deutsche Industrie nutzbar zu machen, ging von der Familie Warburg aus. Die Gründung der A. & C.C. wurde besonders vom Bankhaus Kuhn, Loeb & Co. betrieben, in dem die Brüder Paul und Fritz Warburg Teilhaber waren²⁶. Ziel dieser neuen Gesellschaft war es, sich am Wiederaufbau Europas zu beteiligen und insbesondere die deutsche Industrie mit Betriebskapital auszustatten²⁷. Auf deutscher Seite war das Bankhaus Warburg die Hauptkontaktstelle. Die neuen Strukturen zur Finanzierung von In-

des Bankwesens 1933, I. Teil, 1. Band, Vorbereitendes Material (Ansprachen und Reden), Berlin 1933, S. 67.

²³ Martin Gehr, *Das Verhältnis zwischen Banken und Industrie in Deutschland seit der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Bankenkrise von 1931 unter besonderer Berücksichtigung des industriellen Großkredits*, Diss. Stuttgart 1959, S. 97.

²⁴ Born, *Geld und Banken*, S. 434.

²⁵ Farmers Loan & Trust Co.; Marshall Field; Glore, Ward & Co.; New York Trust Co.; North American Co.; Goodyear Tire Rubber Co.; First National Bank of Boston; American International Corporation.

²⁶ Paul Warburg heiratete 1895 Nina Loeb, die Tochter eines Mitinhabers von Kuhn, Loeb & Co. und wurde später Teilhaber bei M. M. Warburg als auch bei Kuhn, Loeb & Co. Sein Bruder Felix Warburg wurde 1896 Teilhaber bei Kuhn, Loeb & Co., nachdem er 1895 die Tochter des Seniorchefs Jacob H. Schiff geheiratet hatte. Jacob H. Schiff hatte seinerseits in die Familie Loeb eingehiratet. Siehe dazu: Ron Chernow, *Die Warburgs. Odysee einer Familie*, Berlin 1994, S. 73ff., 81; Heni, S. 55.

²⁷ Haus Archiv (HA) Oppenheim, American & Continental Corporation, darin Syndikatsvertrag der deutschen Gruppe, Zweck der American & Continental Corporation ist es: „To make loans or advances, or to grant credits to industrial or mercantile enterprises in foreign countries in connection with which it is possible either to prepare the ground for permanent financing, or to secure shares or bonds or options oneither, or both, and hold such securities or options for its own investment, or to sell them, or otherwise dispose of them in any way whatsoever.“

dustrieunternehmen wurden somit über die engen Familienkontakte geschaffen, wobei die A. & C.C. bei diesen neuen Geschäften eine Pionierfunktion übernahm.

Auf deutscher Seite bildeten die Deutsche Bank und die Privatbankhäuser Warburg, Oppenheim, Levy und Stein ein Syndikat, das die Aufgabe hatte, die Kreditwünsche deutscher Unternehmen zu sondieren und an die A. & C.C. zu vermitteln. Jedes Mitglied hatte das Recht, Vorschläge für industrielle Finanztransaktionen zu unterbreiten, für deren Durchführung es die A. & C.C. für geeignet hielt. Im Ausschuß hatten die Deutsche Bank, das Bankhaus Warburg und die drei Kölner Banken zusammen jeweils eine Stimme. Die deutsche Gruppe hatte das Recht, sich an jedem von ihr eingebrachten Geschäft mit 20 Prozent zu beteiligen²⁸. Die Unterbeteiligung deutscher Banken bei der Kreditgewährung ausländischer Partnerbanken war nach der Währungsstabilisierung die wesentliche Form beim Betreiben von Kreditgeschäften²⁹.

Trotz anfänglicher Schwierigkeiten vermittelten die deutschen Banken des Konsortiums der A. & C.C. eine große Anzahl von Krediten für Industrieunternehmen in die USA. Dazu gehörten Unternehmen wie die Köln-Rottweil AG/Dynamit AG vorm. Alfred Nobel & Co.³⁰, die I.G. Farben, die Deutsche Maschinenfabrik AG in Duisburg³¹, die Deutsche Kabelwerke AG in Berlin³², die Mannesmannröhren-Werke in Düsseldorf³³ und zwei Kredite für die Steinkohlegewerkschaft Charlottengrube³⁴.

²⁸ HA Oppenheim, American & Continental Corporation. Die deutsche Gruppe hatte das Recht, bei einer Beteiligung diese ganz oder teilweise einzuzahlen, und die A. & C.C. erklärte sich bereit, das Geld auf Wunsch vorzulegen. Die deutsche Gruppe erhielt neben dem Einsatz ihrer Auslagen die Hälfte der vereinbarten Abschlußprovision.

²⁹ PA Warburg, *Jahresbericht 1924*.

³⁰ PA Warburg, *Jahresbericht 1925*, American & Continental Corporation, 5. Mappe, Schreiben von Paul Warburg an Louis Hagen und Oscar Wassermann vom 3.12.1924.

³¹ PA Warburg, American & Continental Corporation, 5. Mappe, die Deutsche Maschinenfabrik erhielt einen Kredit von 6000000 RM bzw. den Gegenwert in Pfund oder Dollar. Der Hauptkreditgeber bei diesem Geschäft war die Commercial & Industrial Bank Ltd. in London, wobei sich die American & Continental Corporation an dem Kredit mit 250000 Dollar beteiligte. Die deutschen Banken partizipierten mit einer Quote von 20 Prozent.

³² PA Warburg, *Jahresbericht 1925*, American & Continental Corporation, der Deutschen Kabelwerke AG wurde ein Kredit in Höhe von 630000 Dollar und 25000 Pfund gewährt.

³³ PA Warburg, *Jahresbericht 1925*, American & Continental Corporation, die Mannesmannröhren-Werke erhielten 1926 einen 5000000 Dollar-Kredit. An dem Kreditgeschäft wurden zahlreiche weitere Banken unterbeteiligt. Auf die American and Continental Corporation entfielen 2600000 Dollar, woran die deutschen Syndikatsbanken mit 20 Prozent partizipierten.

³⁴ PA Warburg, *Jahresbericht 1925*, American & Continental Corporation, die Steinkohlegewerkschaft Charlotte lag in Rydoltoxy in Polnisch-Oberschlesien. Über die amerikanische Corporation wurde der Charlottengruppe ein Kredit von 500000 Dollar gewährt. An die Interessenten der Charlottengrube (Emanuel Friedländer & Co., Berlin; Rybniker Steinkohlegewerkschaft, Kattowitz; Graf Nikolaus Ballestrem, Gleiwitz) wurde ein weiterer Kredit in Höhe von 1250000 Dollar gegeben, an dem sich weitere ausländische Banken unterbeteiligten. Das deutsche Bankensyndikat beteiligte sich an der auf die American & Continental Corporation entfallende Kreditsumme von insgesamt 1265000 Dollar mit 20 Prozent.

Exemplarisch wurde die Bedeutung der jüdischen Privatbankiers auf diesem Gebiet an den Finanzierungsproblemen der Firma Fried. Krupp. Nach der Währungsumstellung benötigte Krupp in größerem Umfang Kapitalien, die auf dem deutschen Kapitalmarkt nicht zu beschaffen waren. Das Unternehmen war durch den Ruhrkampf, die Entwertung der Währung und besonders durch Absatzstockungen während der Ruhrgebietsbesetzung in Schwierigkeiten geraten³⁵. Die Firma Krupp war damit ein typisches Beispiel für die Unternehmen, die nach der Inflation über hohe Realkapitalbestände und niedrige Geldkapitalbestände verfügten. Die drohende Folge war die Illiquidität. Der Stahlkonzern hatte versucht, durch Aufnahme von kurzfristigen Krediten bis zu drei Monaten bei unterschiedlichen Banken und der Ausschöpfung des Kredits bei der Reichsbank und der Golddiskontbank die Kapitalschwierigkeiten zu überbrücken. Ende 1924 konnten aber nur größere Auslandskapitalien die Situation verbessern. Unter Vermittlung des Essener Privatbankhauses Simon Hirschland wurde die erste große Auslandsanleihe in Amerika aufgenommen³⁶. Zu diesem Zweck reiste Kurt Martin Hirschland in die USA und verhandelte dort vor allem mit dem Bankhaus Goldman Sachs & Co. Es wurde ein Konsortium gebildet, an dem sich neben weiteren amerikanischen Banken auch das Londoner Partnerinstitut des Essener Bankhauses, die Firma Kleinwort Sons & Co., beteiligte³⁷. Der Firma Krupp wurde der Vorschlag unterbreitet, auf dem amerikanischen Markt eine Anleihe in Höhe von 10 Mio. Dollar zu plazieren. Diese Anleihe, die eine Laufzeit von fünf Jahren haben sollte, wurde von dem Konsortium Anfang 1925 auf dem Markt untergebracht. Krupp erzielte mit dieser Anleihe einen Erlös von 35 Mio. RM; hiervon konnten 28,8 Mio. RM zur Verringerung der kurzfristigen Schulden verwendet werden, der Restbetrag mußte zur Abdeckung weiterer aufgelaufener Betriebsverluste herangezogen werden³⁸. Die besondere Bedeutung, die das Bankhaus Simon Hirschland bei der Finanzierung der Fried. Krupp AG spielte, fand im Geschäftsjahr 1926/27 ihren Niederschlag in der Berufung Kurt Martin Hirschlands in den Aufsichtsrat der Krupp AG. Bis dahin hatte nur die Dresdner Bank einen Bankenvertreter in den Aufsichtsrat von Krupp entsenden dürfen³⁹.

Die gelungene Anleihevermittlung verhalf dem Privatbankhaus Hirschland zu einer Vielzahl neuer Kunden aus der Industrie, die ebenfalls ausländisches Kapital

³⁵ HA Krupp WA 41/2-253.

³⁶ Otto E. Hirschfeld, ‚In memoriam Kurt M. Hirschland‘, in: *Zeitschrift für das gesamte Kreditwesen*, 10. Jg. 1957, Heft 3, S. 88–89 und ‚Kurt Hirschland, Banker, 60, Dead‘, in: *New York Times* vom 4.1.1957.

³⁷ Weitere amerikanische Bankhäuser waren: Lehmann Brothers, White Wels & Co., Hallgarten & Co., Halsey Stuart & Co., J. & W. Seligman; siehe dazu: HA Krupp WA 41/2-253.

³⁸ Harald Wixforth, *Banken und Schwerindustrie in der Weimarer Republik*, Köln-Weimar-Wien 1995, S. 101ff.

³⁹ *Rheinisch-Westfälische Zeitung* vom 22.1.1927 und HA Krupp WA 41/2-252 und Schreiben von Gustav von Bohlen und Halbach an Kurt Hirschland zur Wahl in den Aufsichtsrat, in: HA Krupp FAH 4C 95; Wixforth, *Schwerindustrie*, S. 93.

benötigten⁴⁰. Darüber hinaus wurden die Beziehungen zu Krupp weiter vertieft. Mit der Placierung der Dollar-Anleihe war der finanzielle Engpaß bei Krupp allerdings noch nicht überwunden. Die Fried. Krupp AG versuchte gleichzeitig, ihr Liquiditätsproblem mit Hilfe der Reichsregierung zu lösen. In einer Besprechung mit Reichskanzler Luther führte Gustav Krupp von Bohlen und Halbach aus, daß durch Kriegsausgang, Friedensvertrag und Ruhrkampf bei Krupp in den letzten Jahren ein Verlust von 250 Mio. RM entstanden sei. Die Reichsregierung entschloß sich dazu, eine Finanzhilfe zu gewähren. Das Unterstützungsvolumen wurde auf 40 bis 50 Mio. RM beziffert. An der Sanierungsaktion sollten sich die Reichsregierung und die Banken beteiligen. Die Fried. Krupp AG erhielt aus unterschiedlichen Fonds der Regierung Gelder in Höhe von ungefähr 40 Mio. RM, wodurch der größte Kapitalbedarf für das Jahr 1925 gedeckt war. Als Auflagen verpflichtete sich Krupp, die Betriebsführung zu straffen und den Beamtenapparat zu verkleinern. Zusätzlich sollte Krupp sich um einen Bankkredit von 10 bis 15 Mio. RM bemühen, um eventuelle weitere finanzielle Schwierigkeiten überstehen zu können. Die beiden unter staatlicher Leitung stehenden Banken, die Reichskreditgesellschaft und die Preußische Seehandlung, erklärten sich bereit, einen Kredit von 12 Mio. RM an Krupp zu vergeben. Diese Kreditgewährung war allerdings an die Bedingung geknüpft, daß zum einen Henry Nathan von der Dresdner Bank in den Aufsichtsrat gewählt und zum anderen ein zusätzlicher Kredit von weiteren Banken in Höhe von 15 Mio. RM und zwei Jahren Laufzeit gewährt werde. Die Firma Fried. Krupp bemühte sich deshalb über die Dresdner Bank, die die Führung des Krupp-Konsortiums innehatte, diesen Kredit zu erhalten⁴¹.

Die Dresdner Bank scheiterte bei dem Versuch, für Krupp einen Auslandskredit zu besorgen. Zur Begründung führte sie an, daß es schwierig sei, nach der Stinnes-Pleite für deutsche Industrieunternehmen Auslandskredite zu erhalten. Den Verhandlungen, die auch der Dresdner-Bank-Direktor Henry Nathan für Krupp im Ausland führte, war insgesamt kein Erfolg beschieden. Auch ein weiterer Versuch, einen Teilbetrag von 4 Mio. RM über holländische Banken und den Restbetrag durch das Krupp-Konsortium aufzunehmen, schlug fehl. Die Bemühungen der Dresdner Bank waren allerdings dilettantisch und führten zu scharfer Kritik des Krupp-Direktoriums, das sich daraufhin erneut an das Bankhaus Simon Hirschland wandte⁴². Das Privatbankhaus schaffte es in recht kurzer Zeit, über englische Kontaktbanken den Kredit für Krupp zu vermitteln⁴³. Krupp konnte letztendlich auf den Kredit verzichten, weil die Umstrukturierungsmaßnahmen und der Verkauf

⁴⁰ Archiv des Bankhauses Trinkaus & Burkhardt (ATB), Erinnerungen von Kurt H. Grünebaum vom 25.6.1966, danach vermittelte das Bankhaus Simon Hirschland den ersten größeren kurzfristigen Auslandskredit an das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat.

⁴¹ HA Krupp WA 4/1960; WA VII f 1083; Wixforth, *Schwerindustrie*, S. 106ff.

⁴² HA Krupp WA 4/1960 Aktennotiz über eine Besprechung mit der Dresdner Bank für den Vorstand vom 23.7.1925; WA VII f 1083, Denkschrift Busemann, Die Finanzkrise bei Krupp 1925; Wixforth, *Schwerindustrie*, S. 107.

⁴³ Harald Wixforth, Dieter Ziegler, 'The Niche in the Universal Banking System. The Role and Significance of Private Bankers in German Industry 1900–1933', in: *20 TH Century Universal*

eines Kohlebergwerkes die finanzielle Situation verbesserten, so daß die Seehandlung und die Reichskreditgesellschaft auf die Zusage des Kredits als Sicherheit verzichteten⁴⁴. Der Kredit veranschaulicht beispielhaft die hohe Bedeutung der jüdischen Privatbankiers auf dem Gebiet der ausländischen Kreditvermittlung. In diesem Bereich verfügten die Privatbankiers über wesentlich engere Kontakte zu ausländischen Partnerbanken als die Berliner Großbanken. Das Bankhaus Simon Hirschland war auf dem Gebiet der Auslandskreditvermittlung besonders aktiv und erfolgreich. Schon 1924 vermittelte es weitere Auslandskredite über befreundete Londoner Bankiers, so für Mannesmann und für die Gutehoffnungshütte⁴⁵.

Die Kreditvermittlung des Bankhauses Hirschland für die Firma Fried. Krupp löste Überraschung aus und ließ die deutschen Banken, die mit der A. & C.C. zusammenarbeiteten, aufhorchen⁴⁶. Anlässlich des Erfolgs des Essener Bankhauses wurde seitens Max Warburgs und Louis Hagens über eine Einbeziehung der Bank in die Bankenkooperation nachgedacht. Durch die Zusammenarbeit mit dem Bankhaus Hirschland würde darüber hinaus der Kontakt zum Bankhaus Goldman, Sachs & Co. intensiviert, mit dem die Essener Bank durch Kleinwort Sons & Co. in London verbunden war. Die beiden Bankengruppen beschlossen dann auch, einzelne Transaktionen gemeinsam durchzuführen, um „die Märkte nicht zu verderben“⁴⁷. Als ein erstes Geschäft wurde auf Vorschlag des Bankhauses Hirschland ein Kredit für die Firma Th. Goldschmidt über die A. & C.C. und Goldman, Sachs & Co. vermittelt⁴⁸. Ein Grund für die beiden Bankengruppen, miteinander zu kooperieren, bestand darin, die Konkurrenz im Auslandsgeschäft für die deutschen Bankfirmen zu verringern⁴⁹. Das Bankhaus Hirschland verfügte über exzellente Kontakte zur Industrie an Rhein und Ruhr und brachte weitere Kontakte z. B. zu Klöckner und Mannesmann ein⁵⁰. Außerdem war das Essener Bankhaus die Hausbank

Banking: International Comparisons, Report from the International Conference Budapest, 2–5 September 1992, S. 47.

⁴⁴ Wixforth, *Schwerindustrie*, S. 107.

⁴⁵ Wixforth/Ziegler, S. 46.

⁴⁶ PA Warburg, American & Continental Corporation, 6. Mappe, Schreiben von Louis Hagen an Carl Melchior vom 23.12.1924.

⁴⁷ PA Warburg, American & Continental Corporation, Schreiben von Carl Melchior an Paul Warburg über ein Gespräch mit Andreae vom Bankhaus Kleinwort vom 11.1.1925.

⁴⁸ PA Warburg, *Jahresbericht 1925*, HA Oppenheim, American & Continental Corporation – Konsortialakten, die A. & C.C. beteiligte an dem 900000 Dollar Kreditgeschäft die Ifico und die Credite Suisse (Zürich). Es wurde eine hypothekarische Sicherung vorgenommen und die Th. Goldschmidt AG räumte das Recht auf Ausübung einer Aktienoption zu einem festgelegten Kurs ein. Die deutschen Banken waren mit 24 Prozent an dem Kreditgeschäft beteiligt, wobei das Bankhaus Hirschland mit 6 Prozent an dem Kreditgeschäft partizipierte. Die A. & C.C. trat für die deutschen Banken in Barvorlage.

⁴⁹ PA Warburg, American & Continental Corporation, 6. Mappe, Schreiben von Max Warburg an das Bankhaus Hirschland vom 7.1.1925 und Schreiben von Kurt Martin Hirschland an Max Warburg vom 8.1.1925.

⁵⁰ PA Warburg, American & Continental Corporation, 6. Mappe, Schreiben von Max Warburg an das Bankhaus Hirschland vom 7.1.1925 und Schreiben von Kurt Martin Hirschland an Max Warburg vom 8.1.1925.

des Rheinischen Kohlensyndikats, das fast ausschließlich über diese Bankverbindung arbeitete⁵¹.

Die vielfältigen Geschäftsbeziehungen, die das Essener Bankhaus besaß, führten zu einer Verständigung zwischen den Firmen A. Levy, Sal. Oppenheim, Simon Hirschland und M. M. Warburg darüber, bei der Behandlung von Industriegeschäften mit dem Ausland zusammenzuarbeiten⁵². Damit verbanden sich die größten Privatbankfirmen mit den besten industriellen Beziehungen außerhalb Berlins. Neben der deutschen Korrespondenten-Gruppe der A. & C.C. wurde eine weitere Verknüpfung von wichtigen Bankinstituten vorgenommen, um die Kräfte noch stärker zu bündeln. Die Privatbankiers erlangten durch diese Verbindung eine gesteigerte Aktionskraft. Das Ziel dieser Interessengemeinschaft, die „Convenio“ genannt wurde, war die Durchführung von langfristigen Finanztransaktionen, die Geschäfte mit deutschen Industrie- oder Verkehrs-Unternehmen zum Gegenstand hatten und die im Ausland durchgeführt werden sollten. Zu den Unternehmungen, die mit in die Vereinbarung einbezogen wurden, gehörten auch solche, die gemischt-wirtschaftlichen Charakters waren⁵³. Das laufende Bankgeschäft, insbesondere das laufende Kreditgeschäft, sollte nicht in die Interessengemeinschaft mit einbezogen werden. Die beteiligten Banken führten dieser Verbindung Auslandsgeschäfte zu, die dann gemeinschaftlich über die guten auswärtigen Kontakte durchgeführt werden sollten. Das Bankhaus Warburg und das Bankhaus Hirschland waren mit 30 Prozent und die Bankhäuser Oppenheim und Levy zusammen mit 40 Prozent an Gewinn und Verlust der Gemeinschaftsgeschäfte beteiligt⁵⁴. Die vorrangige Zielsetzung bestand darin, „zwischen den Firmen, die im Convenio zusammenarbeiten sollen, Reibungen zu vermeiden, um einen möglichst nutzbringenden und gleichzeitig angenehm arbeitenden Apparat zu schaffen“⁵⁵. Die Privatbankhäuser betrachteten das Abkommen als Ausgangspunkt zu einer engeren, sich in den nächsten Jahren weiter ausdehnenden Interessengemeinschaft. Der Wirkungsbereich sollte bei erfolgreicher Betätigung auf weitere Geschäfte erweitert werden. Das Abkommen, das ursprünglich für zehn Jahre gelten sollte, wurde zunächst

⁵¹ PA Warburg, *Jahresbericht 1925*, American & Continental Corporation, 6. Mappe, Schreiben von Max Warburg an Paul Warburg vom 18.1.1925.

⁵² PA Warburg, *Jahresbericht 1925*, American & Continental Corporation, 6. Mappe, Schreiben von Carl Melchior an Oscar Wassermann von der Deutschen Bank vom 19.1.1925.

⁵³ PA Warburg, *Jahresbericht 1925*, American & Continental Corporation, Entwurf vom 18. Mai 1925, endgültige Fassung zwischen Simon Hirschland, A. Levy, Sal. Oppenheim, M. M. Warburg; „Die Interessengemeinschaft umfasst nur solche Geschäfte, die für die Dauer eines Jahres oder länger abgeschlossen werden sollen und den Betrag vom G.M. 4.000.000 übersteigen.“

⁵⁴ PA Warburg, *Jahresbericht 1925*, HA Oppenheim, Vereinbarungen zwischen Simon Hirschland, A. Levy, Sal. Oppenheim und M. M. Warburg betr. ausl. Interessengemeinschaft 1925, Entwurf vom 18. Mai 1925, endgültige Fassung, S. 2.

⁵⁵ HA Oppenheim, Vereinbarungen zwischen Simon Hirschland, A. Levy, Sal. Oppenheim und M. M. Warburg betr. ausl. Interessengemeinschaft 1925, Schreiben des Bankhauses Warburg an das Bankhaus Levy vom 18.5.1925.

bis zum 31.12.1926 abgeschlossen und sollte bei einer Bewährung langfristig verlängert werden⁵⁶.

Das Hauptmotiv für die Banken, dieses *Convenio* abzuschließen, bestand darin, die Konkurrenz für die vier großen Privatbankhäuser auszuschalten und gemeinsame Geschäfte in dem Bereich zu tätigen, in welchem sie sich besonders gut ergänzten. Max Warburg schrieb anlässlich des Zustandekommens der Interessengemeinschaft an Simon Alfred von Oppenheim: „Ich hoffe, daß dieses *Convenio* uns allen Freude machen wird. Jeder von uns muss dazu beitragen, möglichst viel herbeizuschaffen. Dann wird aus der ersten Zeit sicher ein Definitivum werden.“⁵⁷ Im Jahre 1926 beteiligte sich das *Convenio* an einer 5 Mio. Fl. Anleihe der Carl Zeiss-Stiftung und an einer 3 Mio. Dollar Obligation der Grosskraft-Werke Mannheim⁵⁸. Die Interessengemeinschaft entwickelte sich indessen bis Ende 1926 nicht so, wie die beteiligten Firmen es erwartet hatten. Die wirtschaftliche, insbesondere die finanzielle Erholung Deutschlands war schneller eingetreten, als die Banken dies Anfang 1925 erwartet hatten, und so nahmen die Auslandstransaktionen nicht den erhofften Umfang an. Die vier Privatbankhäuser beschlossen deshalb, die formelle Bindung des *Convenios* aufzuheben, dennoch auch in Zukunft eine Arbeitsgemeinschaft zu bilden und sich insbesondere bei ausländischen Anleihegeschäften gegenseitig zu informieren und zu beteiligen⁵⁹.

Als Pendant zur A. & C.C. in Europa beschloß das Bankhaus Warburg, mit befreundeten englischen und deutschen Banken eine Gesellschaft für Industriege­schäfte in England und auf dem Kontinent zu gründen. Die Firma erhielt den Namen Industrial Finance & Investment Corporation (Ifico). Die beteiligten englischen Banken waren vor allem Kleinwort, N. M. Rothschild & Sons, Barclays Bank, S. Japhet & Co., Sir Alfred Mond und Robert Flemming & Co. Weitere europäische Bankhäuser, die sich beteiligten, waren das Bankhaus Hope & Co., die Société Financière in Brüssel und die amerikanischen Institute I.A.B. und A. & C.C. Von deutscher Seite waren die Korrespondenzbanken der A. & C.C. und das Bankhaus Hirschland an der Gründung beteiligt. Ziel war es, gemeinschaftliche Transaktionen zwischen der neu gegründeten englischen Gesellschaft und der A. &

⁵⁶ HA Oppenheim, Vereinbarungen zwischen Simon Hirschland, A. Levy, Sal. Oppenheim und M. M. Warburg betr. ausl. Interessengemeinschaft 1925, in einem früheren Vertragstext heißt es: „Dieses Abkommen kann frühestens auf den 31. Dezember 1934 gekündigt werden. Erfolgt keine Kündigung bis zum 31. Dezember 1931, so ist das Abkommen bis zum 31. Dezember 1944 verlängert.“ Die Vertragsparteien einigten sich dann aber darauf, erst eine Probezeit für die Interessengemeinschaft einzuführen.

⁵⁷ HA Oppenheim, Vereinbarungen zwischen Simon Hirschland, A. Levy, Sal. Oppenheim und M. M. Warburg betr. ausl. Interessengemeinschaft 1925, Schreiben von Max Warburg an Simon Alfred von Oppenheim vom 23.5.1925.

⁵⁸ HA Oppenheim, Konsortialakten.

⁵⁹ PA Warburg, *Jahresbericht 1926*, HA Oppenheim, Schreiben von Max Warburg an Louis Hagen vom 22.12.1926 und an die Bankhäuser Oppenheim, Hirschland und Levy vom 21.12.1926, Schreiben des Bankhauses Oppenheim an das Bankhaus Warburg vom 23.12.1926.

C.C. durchzuführen⁶⁰. Wichtig war in England die Beteiligung der Prudential Assurance Co., die große Anlagemöglichkeiten besaß. Die durch die Kooperation miteinander verbundenen Institute sollten sich gegenseitig über Geschäfte informieren und Beteiligungen anbieten⁶¹. Mit den Verbindungen nach Amerika und nach England waren nun weitreichende Finanzierungsmöglichkeiten gegeben. Die im In- und Ausland zahlreich geknüpften Verbindungen waren der Grundstein für die Stellung der Privatbankiers in der Kreditvergabe sowie der Kreditvermittlung an deutsche Unternehmen.

Neben der Installierung globaler Bankennetzwerke konnten die Privatbankiers bei der Industriefinanzierung vor allem auf ihre traditionellen Geschäftsverbindungen in Deutschland aufbauen. Hier verfügten sie aufgrund langjähriger Beziehungen zu ihren Geschäftspartnern aus der Industrie über fundierte Informationen. Auch kam ihnen in der Kreditvergabe ihre größere Flexibilität zugute. Die Berliner Großbanken neigten zur Bürokratisierung und Schematisierung bei der Kreditvergabe⁶². Die Privatbankiers verfügten dagegen über ein solides Vertrauensverhältnis zu ihrer Kundschaft. Aufgrund vorhandener Kenntnisse konnten sie dann jeweils auf das Unternehmen zugeschnittene Konditionen anbieten und so ihre Kundschaft an sich binden. Besonders bei Unternehmen, die ihren Hauptsitz außerhalb Berlins unterhielten, waren die ortsansässigen Privatbankiers und Provinzinstitute im Vorteil. Die langen Instanzenwege vom Filialleiter zur Berliner Zentrale vor allem bei Großkrediten verhinderten die nötige Schnelligkeit bei der Abwicklung von Krediten.

Die vielfältigen Industriekontakte der Privatbankiers spiegeln sich auch in der Anzahl der Aufsichtsratsmandate wider. Die Banken wurden in der Regel von den Unternehmen in den Aufsichtsrat berufen, um sich damit der Fachkompetenz und Unterstützung bei der Unternehmensfinanzierung zu versichern. Bis zur Bankenkrise war die Aufnahme in den Aufsichtsrat zumeist eine Vorbedingung für die Kreditgewährung, da ein Aufsichtsratsmandat nach Ansicht der Banken ihnen einen besseren Einblick in die Geschäftssituation des Unternehmens ermöglichte⁶³. Mit dem Aufsichtsratsmandat erhielten die Banken Einfluß auf die Wahl des Vorstandes und konnten ihre Interessen bei Finanzierungsvorhaben, Emissions- und Kreditkonsortien zur Geltung bringen. Von den gesamten Aufsichtsratsmandaten in Höhe von 3397 Stellen, die 1932/33 auf die Banken entfielen, hatten die Privatbankiers 1052 Stellen besetzt. Damit konnten die Privatbankhäuser 31 Prozent aller

⁶⁰ PA Warburg, *Jahresbericht 1925*, American & Continental Corporation, Schreiben von Carl Melchior an Paul Warburg vom 11.1.1925.

⁶¹ PA Warburg, *Jahresbericht 1925*, American & Continental Corporation, Memorandum von Carl Melchior über eine Besprechung mit den Herren S. Japhet & Co. wegen Regelungen verschiedener Beziehungen der Industrial Finance and Investment Co. vom 22.1.1925.

⁶² W. M. Bissing, 'Die Schrumpfung des Kapitals und seine Surrogate', in: *Untersuchungen des Bankwesens 1933*, I. Teil, Band 1, Vorbereitendes Material (Ansprachen und Referate), Berlin 1933, S. 81.

⁶³ BA Koblenz, R2 13684, Protokoll der öffentlichen Sitzung des Untersuchungsausschusses für das Bankwesen am 24.11.1933.

Aufsichtsratsstellen der Banken einnehmen⁶⁴. Besonders viele Aufsichtsratsmandate entfielen auf die großen jüdischen Privatbankiers. 1925 hatte das Bankhaus Warburg 94 Aufsichtsratsmandate, wovon allein auf Max Warburg 29 entfielen. Die Zahl erhöhte sich bis 1928 auf 102 Aufsichtsratsstellen⁶⁵. Das Bankhaus Oppenheim verfügte 1921 über 79 Aufsichtsratsstellen und stellte den Aufsichtsratsvorsitzenden in 12 Gesellschaften, darunter bei der Hubertus Braunkohlen AG, der Phoenix AG für Bergbau und Hüttenbetrieb und der Basalt AG⁶⁶. Das Münchner Bankhaus H. Aufhäuser konnte ca. 50 Mandate auf sich vereinigen, und beim Bankhaus Bleichröder betrug die Zahl der Aufsichtsratsmandate ca. 90 Sitze, wobei der Schwerpunkt der industriellen Beziehungen zur Zement- und Kalkindustrie sowie zur Großschifffahrt bestand⁶⁷.

Im Bereich der Industriefinanzierung über die Ausgabe von Aktien und Obligationen erlangten die großen traditionsreichen Privatbankhäuser in der Weimarer Republik erneut eine wichtige Stellung. In den Industriekonsortien zur Finanzierung von Anleihen waren die Privatbankiers unverzichtbar. Je größer die Finanztransaktion war, um so wichtiger war die Beteiligung der Privatbankiers. Auf diesem Feld konnten sie mit den großen Aktienbanken konkurrieren. Der Quotenanteil der Privatbankiers war bei den Industrie-Konsortien recht unterschiedlich, konnte aber bei Industrieunternehmen wie der Klöckner AG bei 40 Prozent liegen.

Tabelle 1: Das Klöckner-Konsortium (Beteiligungsquoten in Prozent)

Konsortialmitglieder	Quote
A. Levy	12
A. Schaaffhausen'scher Bankverein	12
Darmstädter und Nationalbank	10
Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft	10
M. M. Warburg	9
Simon Hirschland	6
Sal. Oppenheim	6
Commerz- und Privatbank	5
J. H. Stein	5
Reichs-Kredit-Gesellschaft	3
Bayerische Vereinsbank	3
Deichmann	2
Klöckner & Co.	7

Quelle: HA Oppenheim, Konsortialakten.

⁶⁴ *Untersuchungen des Bankwesens 1933*, II. Teil, Statistiken, Berlin 1933, S. 167.

⁶⁵ PA Warburg, *Jahresbericht 1928*.

⁶⁶ HA Oppenheim, Nr. 89 Aufsichtsratsstellen; Heni gibt die Anzahl der Aufsichtsratsstellen der Banken Sal. Oppenheim-A. Levy mit 120 Sitzen an. Siehe dazu: Heni, S. 91.

⁶⁷ Heni, S. 91.

Die Führung dieses Konsortiums lag beim Privatbankhaus A. Levy und beim A. Schaaffhausen'schen Bankverein⁶⁸. Der Anteil der großen Berliner Banken am Klöckner-Konsortium lag dagegen nur bei 35 Prozent, rechnet man die Reichskredit-Gesellschaft dazu, bei 38 Prozent. Auch bei der Ausgabe einer 60 Mio. RM Anleihe 1927 der Firma Fried. Krupp AG waren die Privatbankiers mit einer Quote von 40 Prozent beteiligt⁶⁹. Der Anteil der Berliner Großbanken am Krupp-Konsortium betrug 60 Prozent. Dies verdeutlicht, daß in den zwanziger Jahren die Privatbankiers durchaus einen wichtigen Anteil an der Industriefinanzierung hatten. Daß die Führung eines großen Konsortiums ebenfalls bei einem Privatbankier liegen konnte, verstärkt noch die wichtige Position der Privatbankiers. Die großen jüdischen Privatbankiers erlangten in den zwanziger Jahren durch die Kreditvermittlung hohe Konsortialquoten und durch ihre gestiegene Bedeutung bei der direkten Kreditvergabe erneut eine wichtige ökonomische Position für die Industriefinanzierung in Deutschland. Dabei erreichten einzelne dieser Bankhäuser, gemessen an ihrer Bilanzsumme, eine Größe, die an die Bilanzsumme der Berliner Handels-Gesellschaft, einer der großen Berliner Aktienbanken der Weimarer Republik, heranreichte. So betrug die Bilanzsumme des Essener Bankhauses Hirschland 1928 634 Mio. RM; die der Berliner Handels-Gesellschaft lag im gleichen Jahr bei 460 Mio. RM⁷⁰.

Mit der Weltwirtschaftskrise, anhaltenden Krisennachrichten über die deutsche Industrie und mit dem Mißerfolg bei der Einführung der Young-Anleihe verschlechterte sich auf den ausländischen Kapitalmärkten die Aufnahmefähigkeit für deutsche Werte. Die fremden Kapitalien waren nun nur noch kurzfristig und mit einem Risikoaufschlag zu erhalten⁷¹. Diese Verunsicherung über die wirtschaftliche Stärke Deutschlands wurde durch Firmeninsolvenzen und negative politische Meldungen und Wahlergebnisse noch verstärkt. Die Finanzierungsgewohnheiten der zwanziger Jahre im Industrie- und Bankensektor führten schließlich bei Kündigung der zumeist kurzfristig vergebenen Auslandskredite zu einer weiteren Verschärfung der deutschen Wirtschaftsrezession und mündeten letztendlich in die Bankenkrise ein.

Die deutschen Banken hatten ihre durch Krieg und Inflation zerstörte Kapitalbasis mit Auslandsgeldern wieder aufgebaut. Hiervon profitierten besonders die Berliner Großbanken und Privatbankiers. Das Eigenkapital erfuhr dagegen nach der Restabilisierung der Mark keine gleichwertige Aufstockung. Eine der wesentlichen Ursachen für die Bankenkrise war die Veränderung der gesamten Fremdkapitalpo-

⁶⁸ HA Oppenheim, Konsortialakten.

⁶⁹ HA Krupp, WA 41/2-254; das Konsortium unter Führung der Dresdner Bank und der Darmstädter und Nationalbank setzte sich folgendermaßen zusammen: Dresdner Bank und Darmstädter & Nationalbank je 16 Prozent, die Deutsche Bank und die Disconto-Gesellschaft und Mendelssohn & Co. jeweils 10 Prozent, die Berliner Handelsgesellschaft 8 Prozent, Hirschland und A. Levy je 7 Prozent, Bleichröder 6 Prozent, Delbrück Schickler & Co. und Deichmann & Co. je 4 Prozent und das Bankhaus Warburg 2 Prozent.

⁷⁰ Ulrich, *Simon Hirschland*, S. 131; Rolf E. Lücke, *Die Berliner Handels-Gesellschaft in einem Jahrhundert Deutscher Wirtschaft, 1856–1956*, Berlin 1956, Anhang.

⁷¹ Siehe zu den Finanzierungsbedingungen auch die Denkschrift der Deutschen Bank über die Juli-Ereignisse im Bankgewerbe, in: BA Koblenz, R 431 647.

sition der Banken. Und diese Verbindung lag nicht allein in der Tatsache begründet, daß das Fremdkapital stärker als das Eigenkapital gewachsen war, es stammte nun in erheblichem Umfang aus dem Ausland und war kurzfristig rückforderbar⁷². Die Banken befanden sich aufgrund der veränderten Eigen- und Fremdkapitalausstattung in einer verzwickten Situation. Die veränderte Kapitalsituation hätte eine erhöhte Liquiditätshaltung nötig gemacht. Die Ausleihung der Bankkapitalien ebenfalls zu kurzen Fristen hätte andererseits die Ertragssituation der Banken geschmälert, da die Zinseinnahmen aus diesen Geschäften geringer waren. Da es in Deutschland keine verbindlichen Liquiditätsvorschriften gab, entschieden sich die meisten Banken dafür, die Liquidität zugunsten der Erträge zu vernachlässigen. Durch die Steigerung des Ertrages waren die Banken auch in der Lage, ihre Eigenkapitalsituation zu verbessern. Die großen deutschen Banken gingen einseitig den Weg, die Erträge zu steigern, da nach ihrer Ansicht vor allem die Reichsbank für die Liquidität der Kreditinstitute zuständig war⁷³.

Für die Situation der Banken war ein weiterer Schwachpunkt, daß die langfristigen Kapitalanlagen der Aktienbanken 1929 im Vergleich zu 1913 zwar gesunken waren, im Durchschnitt nun aber über der Höhe des Eigenkapitals lagen. Vor dem Ersten Weltkrieg hatten sie das Eigenkapital nicht überstiegen. Hinzu kam, daß viele kurzfristige Kredite, die von den Banken immer wieder prolongiert wurden, von der Industrie für langfristige Investitionen benutzt worden waren und somit faktisch ebenfalls langfristige Anlagen darstellten⁷⁴. Diese Finanzierungspraxis war schon vor dem Ersten Weltkrieg dann praktiziert worden, wenn es günstiger war, Anlagekapital auf dem Geldmarkt anstatt auf dem Kapitalmarkt aufzunehmen⁷⁵. Die Kredite waren somit langfristig festgelegt und konnten von den Banken nicht kurzfristig zurückgefordert werden. Diese Finanzierungspraxis schien bei anhaltender Konjunktur und der Bonität der großen Industrieunternehmen kaum Risiken zu bergen, zumindest solange die wirtschaftliche und politische Situation stabil blieb⁷⁶.

Die deutsche Bankenkrise hat sich auf den Bankensektor nicht gleichmäßig ausgewirkt, auch wenn alle Kreditinstitute davon betroffen waren. Für die Involvierung in die Krise war trotz nicht beeinflussbarer Rahmenbedingungen auch die eigene Geschäftspolitik ausschlaggebend. Die Banken haben die ihnen zur Verfügung stehenden Handlungsspielräume unterschiedlich genutzt und verschiedene Unternehmensstrategien verfolgt. Sie waren zwar in ihren Dispositionen nur im bankpolitischen Umfeld souverän, doch konnten sie mit ihrer eigenen Unternehmensphilosophie viel zum Bestand ihres Instituts in der Bankenkrise beitragen. Die Bankenkrise verdeutlicht den Wert traditioneller Bankregeln und die Verfolgung einer auf diesen Erfahrungsgrundsätzen basierenden Geschäftspolitik. Wichtig war die Art und Weise, wie die Aufnahme von ausländischen Geldern praktiziert wurden und

⁷² Born, *Bankenkrise*, S. 20f.

⁷³ *Ibid.*, S. 24.

⁷⁴ *Ibid.*, S. 22.

⁷⁵ Harold James, *Deutschland in der Weltwirtschaftskrise 1924–1936*, Stuttgart 1988, S. 288.

⁷⁶ Born, *Bankenkrise*, S. 22.

die von den Privatbankhäusern betriebene Liquiditätshaltung. Hier unterschieden sich risikofreudige Privatbankhäuser wie A. Levy und S. Hirschland stark von konservativ geprägten Bankhäusern wie Sal. Oppenheim.

Die meisten Privatbankiers hatten eine solide und kenntnisreiche, auf langjährigen Verbindungen beruhende Kreditvergabepolitik betrieben, so daß es in diesem Bereich auch nur zu geringen Ausfällen gekommen war. Doch wurde in der Bankenkrise bei den Privatbankiers die von ihnen betriebene Großkreditpolitik als besonderes Gefahrenpotential wirksam. Zwar entfielen bei den Privatbankiers von der Gesamtzahl der vergebenen Kredite nur 2 Prozent auf solche über einer Million Reichsmark, doch machten diese Kredite 48,3 Prozent ihrer gesamten Kreditsumme aus. Sie waren dadurch in eine erhebliche Abhängigkeit von ihren Großschuldern geraten. Nur die Berliner Großbanken ohne Filialnetz hatten mehr Großkredite vergeben. Die Gründe für diese verstärkte Großkreditpolitik in den zwanziger Jahren lagen in der Kostenexplosion im Bankwesen und den Versuchen der Privatbankiers und auch der Aktienbanken, durch die Vergabe weniger Kredite die Kosten im Bankbetrieb zu senken. Der Rationalisierungsdruck im Bankwesen führte zu dieser gefährlichen Kreditvergabepolitik. Dagegen entfiel bei den Privatbankiers ein für die großen Aktienbanken wichtiges Gefahrenmoment, der ökonomisch gefährliche Ankauf eigener Aktien. Ein weiteres Problem für die Kreditinstitute bestand in der angespannten finanziellen Situation der Kommunen. Im Bereich der Kreditvergabe an die Städte und Gemeinden waren die Privatbankiers stark engagiert. So hatte das Bankhaus Warburg der Stadt Hamburg Kredite in Höhe von 5,8 Mio. RM gewährt⁷⁷. Auch das Bankhaus Levy war durch Kredite an die Stadt Köln von 12 Mio. RM an der Finanzierung der Kommunen beteiligt⁷⁸. Dazu kam, daß die Privatbankhäuser Anleihen der Städte in ihren Portefeuilles hielten. Somit wirkte sich die Finanzkrise der Kommunen als weiterer negativer Faktor auf die finanzielle Situation der Privatbankhäuser aus.

Für alle Banken war in der Bankenkrise weiterhin entscheidend, wie hoch die Dispositenabzüge waren. Dabei sollte sich zeigen, daß die Großeinlagen der Privatbankiers, die besonders aus der Industrie und der Versicherungswirtschaft stammten, einen längeren Bestand hatten. Bei den Abzügen der ausländischen Kreditoren war für die Privatbankiers neben der Laufzeit der Einlagen auch die Verbundenheit mit der ausländischen Bank ein wichtiger Faktor. Vom Vertrauensverhältnis hing es ab, ob und in welchem Umfang es zu Abzügen der fremden Mittel kam. Die Gesamthöhe der Auslandsverschuldung der jeweiligen Bank war kein zuverlässiger Maßstab, um über das Gefahrenpotential des einzelnen Bankhauses entscheiden zu können. Anders als bei den Berliner Großbanken, die mit einer Vielzahl von ausländischen Kreditinstituten zusammen gearbeitet hatten, waren die traditionsreichen Geschäftsbeziehungen der jüdischen Privatbankiers auf wenige Institute be-

⁷⁷ James, S. 300–301.

⁷⁸ BA Koblenz R 43I 2373, Deutscher Städtetag, Statistische Abteilung, Verzeichnis der Gläubigerbanken, die an der kurzfristigen Verschuldung der Großstädte beteiligt sind, Stand 15.7.1931, enthalten sind nur Fälligkeiten bis 31.3.1932.

schränkt. Mit diesen Kreditinstituten waren die Privatbankiers über Jahrzehnte aufs engste verbunden. Anders dagegen die Darmstädter und Nationalbank, die bei einer unglaublich großen Zahl ausländischer Banken kurzfristige Kredite aufgenommen hatte und sich in der Krise auch nicht scheute, selbst kleine ausländische Provinzinstitute um geringe Einlagen anzugehen⁷⁹.

Die Privatbankiers waren von dem Rückgang der fremden Mittel weit weniger betroffen als die Berliner Großbanken. Im Laufe des Jahres 1931 verringerten sich die Einlagen und aufgenommenen Gelder bei den Berliner Großbanken um 30 Prozent, bei den Provinzbanken um 44 Prozent, bei den sonstigen Aktien- und GmbH-Banken um 40 Prozent und bei den Girozentralen und Landesbanken um 25 Prozent, während sie sich bei den Privatbankiers nur um 17 Prozent verringerten. Nur bei den Sparkassen und Kreditgenossenschaften waren die Rückzahlungen noch geringer. Der Gesamtbetrag reduzierte sich bei den Privatbankiers von 2,3 Mrd. RM auf 1,9 Mrd. RM⁸⁰. Den Privatbankiers kam zugute, daß es sich bei ihrer Kundschaft um vermögende, mit der Bank eng verbundene Einleger handelte. Die großen jüdischen Privatbankiers haben dann auch die Bankenkrise ohne staatliche Hilfe überstanden und damit bewiesen, daß sie im Gegensatz zu den Berliner Großbanken eine relativ solide Geschäftspolitik betrieben hatten.

Tabelle 2: Die Bilanzsummen der Privatbankhäuser Warburg, Oppenheim und Bethmann in Mio. RM

	Warburg	Oppenheim	Bethmann
1930	396,8	117,0	17,9
1932	275,4	93,8	12,4
1935	72,7	62,0	10,6
1937	63,3	99,1 ⁸¹	9,0
1938	57,0	102,2	11,2

Quelle: Walther Meis, M. M. Warburg – Brinckmann, Wirtz & Co., Hamburg – Stichworte zur Firmengeschichte 1938 bis 1983/84, unveröffentl. Manuskript, o.O. (Hamburg) o.J. (1984), S. 35–38; Bethmann Bilanzen 1930–1938; HA Oppenheim Bilanzen 1930–1938; Stürmer/Teichmann/Treue, S. 361.

Allerdings waren die jüdischen Privatbankiers dann die Bankengruppe, die durch die nationalsozialistische Wirtschafts- und Bankenpolitik am stärksten in ihren Geschäftsmöglichkeiten beeinträchtigt wurde. Die Entwicklung der Bilanzsummen

⁷⁹ Rolf E. Lücke, *Von der Stabilisierung zur Krise*, Zürich 1958, S. 287.

⁸⁰ Heinrich Irmeler, 'Bankenkrise und Vollbeschäftigungspolitik (1931–1936)', in: Deutsche Bundesbank (Hrsg.), *Währung und Wirtschaft in Deutschland 1876–1975*, Frankfurt a. Main 1976, S. 300.

⁸¹ Im Geschäftsjahr 1935 erfolgte der Zusammenschluß mit dem Bankhaus A. Levy, wodurch in den darauffolgenden Jahren der Geschäftsrückgang verdeckt wird.

der Privatbankhäuser Warburg und Oppenheim verdeutlicht, daß die in der Öffentlichkeit als jüdische Bankhäuser angesehenen Institute mit einem erheblichen Rückgang ihres Geschäftsvolumens zu kämpfen hatten, während die Entwicklung beim nichtjüdischen Bankhaus Bethmann seit 1933 recht konstant verlief⁸².

Die Berliner Großbanken, die von der Bankenkrise besonders betroffen waren, erlebten zwar ebenfalls eine Verringerung ihrer Bilanzsumme, doch waren ihre Rückgänge trotz ähnlichen Geschäftsprofils wesentlich geringer als bei den großen Privatbankhäusern. Das Bankhaus Oppenheim erlebte in den Jahren 1932 bis 1935 einen Rückgang von fast 30 Prozent. Beim Bankhaus Warburg sank die Bilanzsumme von 1932 bis 1937 sogar um 77 Prozent. Im darauffolgenden Jahr ging die Bilanzsumme weiter zurück und lag am 30. April 1938, dem Datum des Ausscheidens der alten Partner des Bankhauses Warburg, nur noch bei 57 Mio. RM. Damit hatte sich das Bankgeschäft innerhalb von fünf Jahren auf ein Fünftel seines Umfangs reduziert. Somit kam es bei den großen jüdischen Privatbankiers zu einem Absturz des Bankgeschäfts ins Bodenlose.

Die wirtschaftliche Bedeutung der Privatbankiers war durch die rassenideologisch motivierte Beseitigung jüdischer Bankhäuser stark zurückgegangen. Bis zur „Arisierungswelle“ im Bankwesen hatten die großen Privatbankhäuser allen Krisen standgehalten und auch die schwerste deutsche Wirtschaftskrise – die Bankenkrise – aus eigener Kraft überstanden. Durch die „Arisierungen“ und Liquidationen jüdischer Bankhäuser ging nicht nur die Hälfte des Kapitals der Privatbankiers verloren, sondern auch überragende deutsche Bankierspersönlichkeiten wie Max Warburg, Otto Jeidels, Hans Fürstenberg, Georg Hirschland, Rudolf Loeb und viele andere mußten Deutschland verlassen. Nur in wenigen Fällen gelang es, bedeutende Privatbankhäuser mit neuen Teilhabern zu erhalten, doch standen auch diese Institute aufgrund der verringerten Kapitalbasis jeweils auf einem wesentlich schwächeren Fundament als zuvor.

Die „Arisierungs“- und Liquidationswelle im deutschen Bankwesen erfaßte beinahe die Hälfte aller Privatbankhäuser in Deutschland. Vor allem die großen Privatbankiers wurden bis auf wenige Ausnahmen umgewandelt und auf neue Besitzer übertragen. Dabei reichten die Fälle der „Arisierungen“ und Liquidationen im deutschen Bankwesen von der bewußten Ausnutzung von Notlagen bis hin zu dem Versuch, den langjährigen Geschäftspartner bei der Übertragung des Bankhauses zu unterstützen. Durch die einschränkenden Verordnungen, die immer weiter zunahmen, war bei der Übertragung von Unternehmenswerten um so weniger an einen angemessenen Veräußerungspreis zu denken, je später die „Arisierung“ erfolgte. Die an „Arisierungen“ beteiligten Banken profitierten in erheblichem Umfang durch die Gewinnung von Beteiligungen, Kunden und Marktanteilen.

Für das deutsche Bankwesen bedeutete die Verdrängung jüdischer Bankhäuser eine Umverteilung deutschen Bankkapitals in bisher nicht gekanntem Ausmaß.

⁸² Archiv des Bankhauses Bethmann: Die Bilanzsummen des Bankhauses Bethmann verringerten sich von 12 Mio. RM (1932) auf 10,9 Mio. RM (1933), über 10,8 Mio. RM (1934) und 10,6 Mio. RM (1935) auf 9 Mio. RM im Jahr 1937.

Nach Schätzungen der Volkswirtschaftlichen und Statistischen Abteilung der Reichsbank entfielen auf die Privatbankiers zu Beginn der dreißiger Jahre über 30 Prozent des privaten Bankenkapitals (ohne Sparkassen und Kreditgenossenschaften)⁸³. Hermann Josef Abs schätzt den Anteil der Privatbankiers am Eigenkapital des privaten Bankgewerbes sogar noch höher ein und beziffert diesen mit 50 Prozent⁸⁴. Da selbst noch 1936 45 Prozent des Eigenkapitals der Privatbankhäuser auf jüdische Institute entfielen, wurden somit im Nationalsozialismus mehr als 15 Prozent des privaten Bankenkapitals umverteilt⁸⁵.

Besondere Bedeutung innerhalb des Sektors der Privatbankiers kam den großen internationalen Bankhäusern zu. Auf die fünf größten Privatbankhäuser⁸⁶ entfielen allein 20,2 Prozent des gesamten haftenden Eigenkapitals⁸⁷. Seit der Entstehung der Aktienbanken hatten es gerade diese Banken immer wieder verstanden, sich den veränderten Rahmenbedingungen anzupassen und neue Geschäftsfelder für sich zu entdecken. Durch die „Arisierung“ im Bankwesen verschwanden erstmals auch diese Institute vom Markt, die unter normalen politischen und wirtschaftlichen Bedingungen nach wie vor konkurrenzfähig geblieben wären.

Von dieser politisch erzwungenen Verminderung der Aktivität des deutschen Privatbankgewerbes hat sich diese Bankengruppe auch nach dem Zweiten Weltkrieg nicht wieder erholt. Besonders die Ausschaltung der großen Institute, die Verminderung ihrer Kapitalbasis und die Vertreibung der exponierten jüdischen Besitzer führten zu einer Schädigung des gesamten deutschen Bankwesens. Viele der traditionsreichen jüdischen Privatbankhäuser sind auch nach der Beendigung der nationalsozialistischen Herrschaft nicht wieder erstanden. So blieb das renom-

⁸³ BA Potsdam, D RB 6910. Nach der Aufstellung betrug das Eigenkapital der Aktien- und GmbH-Banken 1930 2,5 Mrd. RM, der Privatbankfirmen 1,1 Mrd. RM, der öffentlich-rechtlichen Banken 0,9 Mrd. RM, der Sparkassen 0,4 Mrd. RM und der Kreditgenossenschaften 0,7 Mrd. RM.

⁸⁴ Gespräch mit H. J. Abs im Juni 1992. Nach Abs' Einschätzung lag das Eigenkapital der Privatbankiers Anfang der dreißiger Jahre bei 700 Mio. RM und hatte damit die gleiche Höhe wie das gesamte Eigenkapital der anderen im Kreditwesen tätigen Institute mit Ausnahme der Sparkassen und Kreditgenossenschaften.

⁸⁵ Nach Barkai befanden sich 1930 knapp die Hälfte der Privatbanken in jüdischen Händen, siehe Barkai, S. 342; zur Entwicklung der jüdischen Privatbankiers im Nationalsozialismus siehe Ulrich, *Privatbankiers*, S. 370ff.

Die Zahlenangaben entstammen einer Aufstellung der Volkswirtschaftlichen und Statistischen Abteilung der Reichsbank über „Die Juden im deutschen Privatbankiergewerbe“, siehe dazu: BA P, D RB, 6790. Die Zahlen über den jüdischen Anteil am Privatbankiergewerbe waren nach Angaben der Reichsbank als Mindestzahlen zu werten, da nur solche Firmen als jüdisch gezählt wurden, deren Inhaber einwandfrei als Nichtarier anzusehen waren. Für die Festlegung, ob ein Privatbankier Jude war, wurden von der Reichsbank die Nürnberger Gesetze als Grundlage genommen. Dabei stützte sich die Reichsbank auf Zahlenmaterial der Wirtschaftsgruppe des Privaten Bankgewerbes.

⁸⁶ Sal. Oppenheim, Mendelssohn, Warburg, Hirschland, Bleichröder/Gebr. Arnhold.

⁸⁷ 1936 betrug das haftende Eigenkapital der fünf großen Privatbankhäuser 91,7 Mio. RM von insgesamt 453,0 Mio. RM aller Privatbankhäuser, siehe dazu: BA P, RB, 6790; Ulrich, *Privatbankiers*, S. 372.

mierte Berliner Privatbankhaus Mendelssohn nach der Liquidation für immer geschlossen. Auch das traditionsreiche Bankhaus Bleichröder/Gebr. Arnhold wurde nach dem Zweiten Weltkrieg nicht wieder ins Leben gerufen. In anderen Fällen, wie z. B. bei den Bankhäusern Warburg und Hirschland, erfolgte nach Beendigung des Krieges zwar eine Geschäftsführung unter erneuter Beteiligung der ehemaligen Besitzer, doch hatte die „Arisierung“ auch hier erhebliche Schäden hinterlassen, von denen sich die Bankinstitute nur langsam wieder erholten. Die sogenannte „Entjudung“ des deutschen Bankwesens war daher ein wesentlicher Grund für die allgemeine Verringerung der Privatbankiers in Deutschland, die, wie das Beispiel der Industriefinanzierung gezeigt hat, noch bis in die Weimarer Republik hinein eine wichtige ökonomische Funktion für die deutsche Wirtschaft gehabt hatten.

Juden in der Gesellschaft
Jews in Society

KLAUS FISCHER

Jüdische Wissenschaftler in Weimar: Marginalität, Identität und Innovation

I. Ein unerwartetes Phänomen

Bibliometrische Untersuchungen zur Wirkung emigrierter Naturwissenschaftler führten auf ein eigenartiges Phänomen, das bis heute nicht befriedigend erklärt werden konnte. Obwohl die erste Veröffentlichung darüber bereits 1988 erfolgte, hat die Diskussion bisher zu keinem klaren Urteil über seine Natur und seine Ursache geführt. Bevor wir die vorliegenden Lösungsvorschläge sichten können, müssen wir wissen, von welchem Phänomen die Rede ist. Dazu betrachten wir die nachfolgende Tabelle:

Tabelle 1: Prozentuale Anteile der späteren Emigranten an der deutschsprachigen Literatur verschiedener Teilgebiete der Physik (1925–1933) nach PHYSIKALISCHE BERICHTE

Gebiet	DEUTSCHSPR. PUBL.	PUBL. VON EMIGR. (ABS.)	PUBL. VON EMIGR. (%)
QUANTENTHEORIE	864	217	25,1
* ATOME & MOL	1678	350	22,6/15,5 ~
+ KERNE, RAD. & KORP.	532	100	18,8
# FESTE KÖRPER & FL.	3297	412	14/9,5 ~
SPEKTREN	958 (x9/5) ^o	123 (x9/5) ^o	12,7
MECH. ID.K./GRAV.	170	19	11,2
MECH. DER FLÜSS.	1740	163	9,4
ELEKTR. & MAGN.	5867 (x9/5) ^o	480 (x9/5) ^o	8,2
MECH.D.FESTEN K.	1138	83	7,3
TECHN. MECHANIK	1030	58	6,6
AKUSTIK	482	18	3,8
Summe	23216	2505	10,79

Anmerkungen zur Tabelle:

- ^o Multiplikator, da nur 5 von 9 Jahren ausgewertet wurden
- + dieses Gebiet wurde ab 1931 aus ATOME UND MOLEKÜLE herausgenommen und mit dem Teilbereich KORPUSKULARSTRAHLUNG aus der ELEKTRIZITÄTSLEHRE

(Emigrantenanteil von 1931 20%!) zu dem Gebiet KERNE, RADIOAKTIVITÄT, KORPUSKULARSTRAHLUNG zusammengefaßt; 1935 betrug der Anteil der Emigranten an dem neuen Gebiet 39%!

- * Aufgrund der genannten neuen Kategorisierung verringerte sich der Emigrantenanteil in diesem Gebiet ab 1931
- # ab 1931 Aufspaltung des Gebiets in die klassischen und modernen Teilbereiche; nur die klassischen Gebiete: FLÜSSIGKEITEN, KRISTALLE, GRENZFLÄCHEN, WERKSTOFFE, bleiben in dieser Kategorie, der Rest wird anderen Gebieten zugeschlagen – etwa der ELEKTROPHYSIK DER FESTEN KÖRPER innerhalb der Elektrizitätslehre oder der QUANTENTHEORIE
- ~ ausgewertete Jahre: 1925–1930/1931–1933
- ** nicht berücksichtigt wurden die Gebiete: Wahrscheinlichkeit und Statistik, Erkenntnistheorie, Relativitätsprinzip, Wärme einschl. Thermodynamik, Allgemeine Optik bis Kristalloptik, Lumineszenz bis Physiologische Optik, Geophysik (ausgenommen Kosmische Strahlung), Himmelsmechanik und Luftfahrtwesen

Das zu erklärende Phänomen besteht kurz gesagt darin, daß die emigrierten und im Sinne der NS-Rassengesetze zu etwa 90% „jüdischen“ Physiker offenbar an den Spezialgebieten des Fachs in sehr unterschiedlicher Weise beteiligt waren¹. Das Erstaunliche daran ist jedoch nicht diese simple Beobachtung. Warum sollte sich auch jedes soziale oder ethnische Teilaggregat in Deutschland für jedes Wissensgebiet in gleicher Weise interessieren? Bemerkenswert ist vor allem die Tatsache, daß die Beteiligung der späteren Emigranten vom Alter der physikalischen Teilgebiete abzuhängen scheint: Die Anteile der Emigranten folgen in eigentümlicher Weise der Entstehungszeit des jeweiligen Spezialgebiets. Je neuer und innovativer ein Gebiet, desto höher der Anteil der jüdischen Physiker. Und das ist nun in der Tat überraschend und erstaunlich: ein solches Ergebnis war nicht unbedingt zu erwarten.

Dies gilt um so mehr, als es zumindest oberflächlich eine Beobachtung zu bestätigen scheint, die bereits in den dreißiger Jahren gemacht und insbesondere von antisemitischen Physikern ausgeschlachtet wurde. Sie bestand darin, daß jüdische Physiker und Mathematiker bei der Entwicklung der modernen Physik – Relativitätstheorie, Quantentheorie, Atomphysik – überproportional zahlreich beteiligt waren. Da vielen älteren Physikern die neuen unanschaulichen Hypothesen über Relativität, Unstetigkeit und Akausalität unverständlich oder sogar verhaßt waren, hatte die antisemitische Propaganda einen hochwillkommenen Angriffspunkt gefunden. Die komplizierte mathematische Einkleidung der neuen Physik wurde als unnötig formalistisch verstanden und als Ausfluß eines westlichen Rationalismus diffamiert, der der völkischen Ideologie wiederum als jüdisch dominiert galt. Besonders rührig zeigten sich die Nobelpreisträger Johannes Stark und Philipp Lenard. Beide profilierten sich bereits seit 1921 mit judenfeindlichen Kampagnen. Am

¹ Unsere Untersuchung unterschied nicht zwischen emigrierten „jüdischen“ und „nichtjüdischen“ Physikern. Wir nehmen der Einfachheit halber im folgenden an, daß die Verteilung der zweiten Gruppe über die Kategorien keine gravierende Verzerrung der Gesamtverteilung zur Folge hat.

15. Juli 1937 veröffentlichte Stark im Blatt der SS „Das Schwarze Korps“ einen Artikel, in dem er den *jüdischen Geist in der Physik* geißelte. Es sei dieser Geist, der die „dogmatisch verkündete, von der Wirklichkeit losgelöste Theorie in den Vordergrund zu schieben gewußt habe. Durch spitzfindige Verallgemeinerungen vorhandener Erkenntnisse, durch geschicktes Jonglieren mit mathematischen Formeln, durch vernebelnde Zweideutigkeiten wurde die Alleinherrschaft solcher Theorien begründet. Sie entsprach dem jüdischen Geist und der jüdischen ‚Forschungsmethode‘ deshalb in so hohem Maße, weil sie die fleißige, geduldige, aufbauende Naturbeobachtung als überflüssig erscheinen ließen“². Der jüdische Geist wirkte sich nach Stark auch auf das Verhältnis zwischen Experimentalphysiker und Theoretiker zum Nachteil des ersteren aus. Dem Experimentalphysiker werde nurmehr der Rang eines guten Mechanikers zugebilligt, der Hilfsdienste für den Theoretiker zu erbringen habe. Deutsche Physiker wie Planck, Sommerfeld und Heisenberg, die bei der Entwicklung der modernen Physik maßgeblich geholfen haben, bezeichnete Stark als „Gesinnungsjuden“, als „Weiße Juden in der Wissenschaft“, und schließlich als „Statthalter des Judentums im deutschen Geistesleben, die ebenso verschwinden müssen wie die Juden selbst“. Heisenberg nannte er den „Ossietzky“ der Physik“.

Angesichts der jetzt vorliegenden Zahlen ist es offenbar nicht zu leugnen, daß den Entgleisungen Starks ein reales Faktum zugrundeliegt³, das in qualitativer Weise von vielen Zeitzeugen und Wissenschaftshistorikern⁴ bestätigt wurde. Die Zahlen bedürfen der Interpretation und der Erklärung. Welche andere Erklärung als das plumpe Vorurteil von der wesensbedingten oder „artgebundenen“ Vorliebe der Juden für abstraktes Denken kann man dafür finden?

Zur sachgemäßen Deutung der gezeigten Korrelation muß man wissen, wie der Begriff „Alter einer Disziplin“ zu verstehen ist. Wir bestimmen ihn als die zeitliche

² ‚Weiße Juden in der Wissenschaft‘, in: *Das Schwarze Korps*, 15. Juli 1937, mit einem Schlußwort von Johannes Stark. Ausführlicher hatte Stark seine Position bereits in der 1922 erschienenen Schrift *Die gegenwärtige Krisis in der Deutschen Physik* (Leipzig) dargestellt. Ähnlich Philipp Lenard, ‚Ein Mahnwort an deutsche Naturforscher‘, Vorwort zur zweiten Auflage von *Über Äther und Uräther*, Leipzig 1922.

³ Seine rassistische Interpretation dieses Faktums wurde allerdings bereits 1943 nach den sogenannten „Münchener Religionsgesprächen“ innerhalb der Partei nicht mehr anerkannt.

⁴ Vgl. etwa David Preston: „The Jews also made contributions to science which were to a great extent theoretical, abstract and based on mathematics. This reflected their long concern with logical thought in a traditional religious context and their exclusion for the trades and manual occupations during the whole of the middle ages. They inherited from traditional Jewish culture skills and tastes as well as excellent role models for hard logical analysis and a life devoted to critical, abstract thought. These skills were particularly compatible with science as it developed in the second half of the nineteenth century. Science became increasingly abstract and amenable to mathematical formulation and with the beginning of the revolution in the Newtonian paradigm, the theoretical and critical abilities of scientists became increasingly important. The possibilities for making important theoretical contributions to science increased sharply in the period when the Jews were entering science“ (David L. Preston, *Science, Society, and the German Jews*, Phil. Diss., Univ. of Illinois, 1971, S. 218f.).

Differenz zwischen der Gegenwart und der Zeit, in der die theoretischen oder experimentellen Grundlagen der betreffenden Disziplin gelegt wurden. Man könnte diese Differenz auch das „paradigmatische Alter“ einer Disziplin nennen, weil es um die Zeit geht, in der die Prinzipien entwickelt wurden, deren zentrale Bestandteile bis heute gültig geblieben sind oder von denen ein *gerader Weg* zu dem führt, was heute als wesentlicher Inhalt eines Spezialgebietes betrachtet wird. Das paradigmatische Alter eines Gebiets muß nicht mit dem natürlichen Alter eines Forschungsgebietes übereinstimmen. Über Atome spekuliert man schon seit Leukippos – also seit mehr als zweieinhalb Jahrtausenden – aber die Atomphysik, wie wir sie heute kennen, entstand erst zu Anfang dieses Jahrhunderts – genauer gesagt: zwischen 1911 und 1913. Das paradigmatische Alter eines Gebiets läßt keinen direkten Schluß auf den Zeitpunkt seiner Institutionalisierung an einer Universität zu.

So gesehen, ist das älteste Gebiet der Physik sicherlich die Akustik, zu der schon die antiken Pythagoräer mit ihrer Harmonielehre Richtiges zu sagen wußten. Nicht viel jünger ist die Technische Mechanik einschließlich der Physikalischen Statik. Die Grundlagen dieses Gebiets wurden unter anderem bereits von Archimedes und Heron von Alexandria gelegt. Dann erfolgt in unserem Schema ein großer Sprung. Mit der Entstehung der Mechanik der festen Körper befinden wir uns bereits im 17. Jh. Im 18. Jh. begann die Erforschung der Elektrizität, um die Wende vom 18. zum 19. Jh. die Untersuchung der Struktur der Kristalle, etwas später die Erforschung der Spektren der Elemente und Verbindungen. Die sogenannte moderne Physik begann Ende des 19. Jhs. mit der Entdeckung der Radioaktivität durch Becquerel im Jahre 1896, oder – wenn man einen anderen Fixpunkt bevorzugt – mit der Postulierung des Wirkungsquantums durch Max Planck im Jahre 1900. Die Atomphysik begann ernsthaft nicht vor 1911 bzw. 1913. Das waren die beiden Jahre, in denen Rutherford den Atomkern entdeckte und Niels Bohr sein Atommodell auf der Basis der Planckschen Quantenhypothese konstruierte. Die Kernphysik begann in den zwanziger Jahren, aber in Fahrt kam das Gebiet erst 1932 mit der Entdeckung des Neutrons. Die Hauptentwicklungsphase der neuen Quantentheorie von Heisenberg, Born, Jordan, Schrödinger und Dirac und damit der theoretischen Grundlage der meisten modernen Teilgebiete der Physik fällt in die Jahre 1925–1929.

Es gibt noch einige weitere Interpretationsprobleme:

a) Man sollte sich davor hüten, die Daten allzu wörtlich zu nehmen. Es ist sicherlich unsinnig, mit Unterschieden im Zehntelprozentbereich zu operieren, um damit irgendetwas zu beweisen. Die Daten sind, wie der Statistiker sagen würde, auf ordinalem Niveau skaliert. Der prozentuale Abstand zwischen den Disziplinen a und b ist keine Meßlatte für ihren zeitlichen Abstand, sondern stellt nur einen Indikator dafür dar, daß die eine Disziplin vermutlich vor der anderen entstanden ist.

b) Über den Zeitpunkt der Entstehung einer Disziplin kann man mitunter ebenso streiten wie über ihr „paradigmatisches Alter“. Es gibt Fälle, in denen „alte“ Gebiete durch Innovationen in Nachbarbereichen oder durch technische Erfindungen aus jahrhundertelanger Lethargie erwachen und plötzlich ungeahnte Vitalität entfalten. Andere Unsicherheiten in der Datierung des „paradigmatischen Alters“ ei-

ner Disziplin ergeben sich dann, wenn die Beteiligten sich noch nicht geeinigt haben, worin die Grundlage des Gebiets denn eigentlich besteht. Bei der Lösung dieser Datierungsprobleme sollte man pragmatisch vorgehen. Die Reihenfolge der Gebiete sollte nach internen Maßstäben begründbar sein und mit der Wahrnehmung der Wissenschaftler der untersuchten Zeit übereinstimmen. Wenn beide Kriterien in Konflikt stehen, muß der Wissenschaftshistoriker nach Plausibilitäts Gesichtspunkten entscheiden.

c) Zum dritten – und dies ist vielleicht das schwierigste Problem – sind die Kategorisierungen der erscheinenden Arbeiten fließend. Bereits im Auswertungszeitraum von 9 Jahren haben sich mehrere Änderungen in der Einteilung der Gebiete ergeben. Man darf die obige Gliederung also nicht als „natürliche Einteilung“ der Physik deuten. In der Regel handelt es sich hierbei um Aggregationen, die durchaus heterogene und in unterschiedlichem Entwicklungsstadium befindliche Subdisziplinen oder „Spezialgebiete“ umfassen. Arbeiten, deren Ergebnisse mehrere Disziplinen der Physik betreffen, werden von den Redakteuren der physikalischen Fachbibliographien in der Regel auch mehrfach klassifiziert.

Obwohl unsere Einwände zeigen, daß man die gefundene Korrelation sorgfältig interpretieren muß, wäre es unzulässig, sie einfach beiseitezuschieben. In den Zahlen zeigt sich eine überraschende Struktur, eine Regularität, die man nicht erwarten konnte und die deshalb ein Problem aufwirft.

II. Mögliche Erklärungen des Phänomens

Von den bisher vorgeschlagenen Erklärungen will ich hier nur die fünf nach meinem Verständnis wichtigsten vorstellen. Die fünfte und letzte ist die, die mir am plausibelsten erscheint. In ihrem Kern geht sie auf Robert K. Merton⁵ und andere Soziologen zurück, die die „marginal-man-Hypothese“ aufgestellt haben. David Preston hat sie in seiner Dissertation von 1971 erstmals auf das hier behandelte Phänomen angewandt. Ich habe nicht viel mehr tun können, als zu versuchen, die Erklärung mit Hilfe neuerer Ansätze aus der kognitiven Anthropologie etwas zu verbessern.

Preston formulierte in seiner Dissertation aus dem Jahre 1971 drei Hypothesen zur Erklärung des hohen Anteils der Juden an Wissenschaft und Forschung in Deutschland. Da Preston hierbei die Priorität gebührt⁶, will ich sie zunächst zitieren. In der Diskussion werde ich allerdings die Reihenfolge verändern. Prestons Thesen lauten in allgemeiner Form:

⁵ Vgl. Robert K. Merton, ‚Social Structure and Anomie‘, in: idem., *Social Theory and Social Structure*, New York 1968.

⁶ Eine Erklärung des Erfolgs von jüdischen Wissenschaftlern im Kaiserreich aus sozialen Ursachen, die strukturell den von Preston genannten gleichen, versucht Shulamit Volkov in ‚Soziale Ursachen des Erfolgs in der Wissenschaft. Juden im Kaiserreich‘, in: *Historische Zeitschrift* 245 (1987), S. 315–342.

„The first thesis ... is that restricted occupational opportunities channeled Jews into science which was relatively open to them.“

„The second thesis ... is that certain social and cultural characteristics of the German-Jews were compatible with science especially as it existed in the last decades of the nineteenth and first decades of the twentieth centuries.“⁷

„A third thesis ... is that the structure of German society and especially of German scientific institutions channeled Jews into special positions in science.“⁸

Preston hat diese Thesen im Verlauf seiner Diskussion differenziert und präzisiert. Wir kommen darauf noch zurück. Sein zentrales Argument ist eine Spezifikation der 2. These und lautet:

„That the Jews happened to be intellectually prepared to make an important contribution to physics was a result of two factors. Firstly, it was the result of the nature of German physics in that physics in Germany, despite the great contributions it made to earlier decades, was not evenly balanced. It had a onesidedness which devalued considerable areas of physics. It was precisely these de-valued areas which the Jews entered and developed the necessary skills. Secondly, the Jews were intellectually prepared to participate in the new physics because of their position on the margin of scientific institutions and especially of physics. Their exclusion from full participation in classical physics predisposed them to the new paradigm and gave them an advantage for seeing its possibilities.“⁹

Wir wollen im folgenden untersuchen, ob die von Preston und anderen vorgeschlagenen Erklärungen haltbar sind. Um ein möglichst breites Spektrum von Argumenten zu gewinnen, differenzieren wir zwischen fünf Aspekten oder Varianten einer Erklärung:

a) Die **erste Erklärungsvariante** ist eine ökonomische. Sie beruht auf Überlegungen zu den differentiellen Chancen der Juden im deutschen Wirtschaftsleben nach 1848 bzw. 1871. Die Gleichstellung der Juden in vielen Bereichen und der Boom der Gründerjahre erzeugten einen paradoxen Effekt. Einige der Verhaltensweisen, die den Juden durch frühere Benachteiligungen antrainiert oder aufgezungen waren, trugen jetzt Zinsen. Mobilität, Ungebundenheit¹⁰, rationaler Geschäftssinn wurden jetzt zu Vorteilen im ökonomischen Wettbewerb. Die Juden verließen das Land und die Kleinstädte und konzentrierten sich in wenigen Großstädten, die ihnen die größeren Wirtschaftschancen boten. Aus jenen Hausierern, Vertretern, lokalen Geldverleihern und Waschküchenbetreibern, die nicht im Konkurrenzkampf untergingen, wurden Besitzer von Handelshäusern, Banken, Fabriken oder florierenden Einzelhandelsgeschäften.

⁷ Preston, *op.cit.*, S. 22.

⁸ *Ibid.*, S. 24.

⁹ *Ibid.*, S. 198.

¹⁰ Man sollte hinzufügen, daß diese Merkmale nicht in irgendeinem Wesensmerkmal der Juden begründet sind, sondern als Resultat der bisherigen ökonomischen Benachteiligung gesehen werden müssen (Verbot des Besitzes von Grund und Boden, von Immobilien etc.). Aufgrund ihrer historischen Erfahrungen waren Juden eher als Einheimische bereit, eine nachteilige Umgebung gegen eine vorteilhaftere einzutauschen.

Für die Kinder dieser Gründergeneration ergaben sich neue Möglichkeiten. Wer nicht das Geschäft des Vaters weiterführen wollte, erfuhr zwar weiterhin Widerstände gegen einen Aufstieg in Armee und Staatsdienst, doch über das Studium an den Universitäten öffneten sich den Zielstrebigsten weite Bereiche in Kultur und Wirtschaftsleben: sie wurden Anwälte, Ärzte, Wissenschaftler, Journalisten, Schriftsteller, Bühnenautoren, Regisseure.

Damit wäre eine Kausalkette gefunden, die den hohen Anteil der Juden in Wissenschaft, Kunst und Kultur, Presse- und Verlagswesen, in der Ärzteschaft, bei den Anwälten erklärt¹¹. Sie ist jedoch nur ein notwendiger, kein hinreichender Bestandteil einer Erklärung. Sie erklärt zwar die hohe Sichtbarkeit von Juden in den genannten Bereichen insgesamt, gibt jedoch keine Auskunft über den Grund für die unterschiedliche Repräsentation der Juden in verschiedenen Wissenschaften oder in verschiedenen Disziplinen einer Wissenschaft, wie wir sie am Beispiel der Physik empirisch ermittelt haben.

b) Die **zweite Erklärungsvariante** beruht auf der Annahme, daß in den neuen Gebieten der Physik infolge ihres geringeren Prestiges niedrigere Zugangsbarrieren für jüdische Physiker bestanden¹².

¹¹ Nach Angaben des Schwarzbuches „Die Lage der Juden in Deutschland 1933“, Paris 1934, stieg der Anteil der jüdischen Abiturienten in Preußen bis 1879/80 auf ca. 10%, anschließend fiel er wieder. Bei den Studenten in Preußen verzeichnet dieselbe Quelle für 1886/7 einen Anteil von 9,6%, dem bis 1930 ein Rückgang auf 5% folgte. Im Deutschen Reich betrug 1930 der jüdische Anteil an den Studenten der Universitäten 4,8% und an den Technischen Hochschulen 2,4% (vgl. auch Preston. *op.cit.*, S. 102, 104, 107).

Bei den Hochschullehrern ergab die Enquete von Breslauer für 1874/5 eine Quote von ca. 10% Juden und Getaufte (gesamtes Lehrpersonal). Bis 1909/10 stieg der Anteil auf 14%. Etwa drei Fünftel dieser Kategorie besteht aus Juden, der Rest aus Getauften. Der jüdische Anteil nimmt von den Privatdozenten zu den Ordinarien kontinuierlich ab (vgl. dazu Norbert Kampe, 'Jüdische Professoren im Deutschen Kaiserreich. Zu einer vergessenen Enquete Bernhard Breslauer', in: Rainer Erb und Michael Schmidt (Hrsg.), *Antisemitismus und jüdische Geschichte. Studien zu Ehren von Herbert A. Strauss*, Berlin 1987, S. 185–211).

Bei den Professionen verzeichneten Juden im Deutschen Reich 1933 folgende Anteile: Ärzte 10,8%; Anwälte 16,2%; Redakteure/Schriftsteller 5% (vgl. Monika Richarz, *Bürger auf Widerruf. Lebenszeugnisse deutscher Juden 1780–1945*, München 1989, S. 28).

¹² Diese Hypothese wird von Preston so formuliert: „The segmentation in the German physics community helps to explain the politically conservative scientists almost totally in opposition to the new physics paradigm. Their associates in their community were of like mind in their anti-Semitism and other preferences having more to do with scientific interest and commitments. Because of their antipathy for not only the Jews but attitudes and trends associated with the Jews, they were in no position, socially or culturally speaking, to lend a sympathetic ear to the new developments in physics. The prestigious men in the scientific community, consisting of experimentally-oriented physicists, committed to the classical paradigm had few if any friends or colleagues in the new physics and were thus polarized in their scientific information and opinion as they were in their political opinion. Their desire to maintain their institutional power once it was challenged by the new developments maintained this polarization. Eventually Jewish scientists came to play such an important role in the new physics that in the more reactionary circles the newest theories and discoveries in physics became identified with the Jews“ (Preston, *op.cit.*, S. 207).

Wie ist diese Hypothese zu bewerten? Nach der Enquete von Bernhard Breslauer können wir davon ausgehen, daß es den jüdischen Physikern im Kaiserreich eher gelang, ein Extraordinariat als einen regulären Lehrstuhl zu erhalten. Richtig ist weiterhin, daß vor dem Ersten Weltkrieg Extraordinariate im Fach Physik zumeist der Theoretischen Physik gewidmet waren¹³. In der Weimarer Zeit war dies allerdings nicht mehr die Regel. Es gab nun auch reguläre Lehrstühle für Theoretische Physik. Immerhin könnte man daraus eine statistische Überrepräsentation älterer jüdischer Physiker unter den Extraordinarien zur Theoretischen Physik ableiten. Wenn man als Nachwirkung der alten Verhältnisse eine gewisse Vorliebe der jüdischen Physiker für die theoretische Seite der Disziplin und damit auch für die modernen Gebiete des Fachs ableiten wollte, so wäre dies für die Zeit nach 1918 allenfalls als Tendaussage zu bewerten.

Obwohl die zweite Hypothese eine gewisse Erklärungskraft hat, kann sie für die Präferenzordnung unter den sehr alten Teildisziplinen der Physik keinen plausiblen Grund anbieten. Warum sollten die Zugangsbarrieren für drei in gleicher Weise etablierte Gebiete wie Festkörperforschung (Kristallographie etc.), Mechanik der Flüssigkeiten und Gase und Akustik sich in dieser, nicht zufällig, sondern gesetzmäßig strukturierten Weise – eine Spanne von 10,2% überbrückend – unterscheiden? Die Annahme erklärt auch nicht die prompte Abnahme des jüdischen Anteils in „sedimentierten“ Gebieten, d. h. in Gebieten, deren dominierendes Paradigma von seiner „revolutionären“ Phase in die „normalwissenschaftliche“ Phase (T. S. Kuhn) eingetreten ist.

Die Erklärung mittels differentieller Prestigerangordnung wäre nur dann befriedigend, wenn

1) eine eindeutige Prestigerangfolge unter allen Teilgebieten der Physik vorgelegen hätte, und wenn

2) die physikalischen Lehrstühle jeweils eindeutig einem bestimmten Gebiet zugeordnet gewesen wären, so daß der jeweilige Lehrstuhlinhaber über Promotionen und Habilitationen den Zugang zu seinem Gebiet kontrollieren konnte. Beide Voraussetzungen sind m.E. nicht erfüllt. Das Prestige eines Lehrstuhls wurde durch viele Faktoren bestimmt – Universität, Ausstattung, Größe, Tradition – und Ordinariate waren in der Regel nicht für eng begrenzte Spezialgebiete eingerichtet, sondern allgemein für Experimentalphysik oder Theoretische Physik. Der Zugang zur Forschung in einem prestigeträchtigen Spezialgebiet konnte daher kaum dauerhaft von den gegenwärtigen Vertretern dieses Gebietes blockiert werden, da es den „nichtarischen“ Ordinarien und Extraordinarien frei stand, Forschungen auch in Spezialgebieten zu beginnen, die ein größeres Prestige hatten.

Ein weiterer Einwand gegen die Hypothese höherer Zugangsbarrieren zu alten Spezialgebieten sei noch angeführt. *Unser* Explanandum ist die Korrelation zwischen dem paradigmatischen Alter und dem Emigrantenanteil. Die alternative Hy-

¹³ Vgl. dazu: Christa Jungnickel und Russell McCormach, *Intellectual Mastery of Nature. Theoretical Physics from Ohm to Einstein*. Vol.2: The Now Mighty Theoretical Physics 1870–1925, Chicago und London 1986.

pothese scheint jedoch eher eine Korrelation zwischen dem jüdischen Anteil und dem *Zeitpunkt der Institutionalisierung* eines Gebiets zu implizieren. Beides fällt jedoch, wie am Beispiel der technologischen Disziplinen zu sehen ist, keineswegs zusammen. So wurde der gesamte Komplex der technischen Disziplinen an den deutschen Technischen Hochschulen erst ab 1895 institutionalisiert – mit Schwerpunkt nach 1905¹⁴. Dennoch liegt der Anteil späterer Emigranten hier weit unter dem Durchschnitt (Elektrotechnik: 8,2%; Technische Mechanik: 6,6%). Der Anteil der jüdischen Studenten in den Technischen Hochschulen war nur halb so hoch wie in den Universitäten.

Noch ein letzter Einwand gegen die Erklärung durch differentielle Zugangschancen: Eine nähere Analyse zeigt, daß viele Autoren, von denen Beiträge zu den Bereichen der modernen Physik stammen, erst promoviert oder habilitiert waren. Ein großer Teil gehört der Gruppe der Privatdozenten an. Es gab insgesamt viel zu viele Bewerber um die wenigen jeweils freiwerdenden Dauerstellen. Viele dieser jungen Privatdozenten wußten, daß ihre Chancen auf eine akademische Dauerstelle ungeachtet ihrer Spezialisierung nahe Null waren. Durch Spezialisierung in angewandter oder technischer Physik hätten sie ihre Chancen im nichtakademischen Bereich verbessern können. Nur wenige der jungen hochqualifizierten jüdischen Physiker haben diese Chance genutzt. Statt dessen wählten viele bereits vor 1933 den Weg der Migration in die Vereinigten Staaten.

c) Die **dritte Erklärungsvariante** versucht das Phänomen aus der Altersstruktur des Fachs abzuleiten¹⁵. Diese Erklärung beruht auf folgendem Gedankengang: Wissenschaftler arbeiten oft ein Leben lang in Bereichen weiter, die zur Zeit ihrer Ausbildung als modern galten. Da das Fach sich jedoch weiterentwickelt, folgt aus seinem Ausbildungs- und Erneuerungszyklus, daß die etablierten Teilgebiete der Physik vorwiegend von älteren und die neuentstehenden von den jüngeren Vertretern des Fachs gepflegt werden. Ältere jüdische Wissenschaftler hatten nach 1933 jedoch eine geringere Neigung zur Emigration als jüngere. Dies impliziert, daß die unterschiedliche Repräsentation von jüdischen Emigranten in den verschiedenen Teildisziplinen der Physik ein Scheineffekt ist, der sich aus der Generationenabfolge von Physikern erklären läßt. Ist der Einwand richtig, so sollte die Korrelation verschwinden, wenn man alle Entlassenen (und nicht nur die Emigranten) berücksichtigt.

Das Argument ist zur Zeit noch nicht abschließend zu bewerten. Eine strenge quantitative Widerlegung würde eine neue Primärauswertung der Literatur auf der Basis aller Entlassenen (nicht nur der Emigranten) notwendig machen. Prima facie erscheint die skizzierte Hypothese jedoch nicht geeignet, das empirisch demonstrierte Phänomen vollständig aufzulösen. Sie kann zum Beispiel nicht erklären, wie die unterschiedliche Repräsentation von Emigranten in – gemessen an der Lebensspanne des Wissenschaftlers – gleichermaßen „alten“ oder gleichermaßen

¹⁴ Dazu Peter Lundgreen, ‚Differentiation in German Higher Education‘, in: Konrad H. Jarausch (Hrsg.), *The Transformation of Higher Learning 1860–1930*, Stuttgart 1983, S. 161, 174, 177.

¹⁵ Diese Möglichkeit der Erklärung hat mir Klaus Hentschel in einem Brief mitgeteilt.

„neuen“ Teilgebieten zustandekommt. In Gebieten, die bereits vor Jahrhunderten entstanden, sollten aus naheliegenden Gründen keine Generationeneffekte mehr auftreten. Zum zweiten liegt der Hypothese eine ungeprüfte Prämisse zugrunde. Zwar wird immer wieder behauptet, Wissenschaftler würden mit zunehmendem Alter oft zu starrsinnigen Dogmatikern, die neue Entwicklungen weniger vorantreiben als verhindern wollten. Ob dies ein Vorurteil oder eine empirisch gestützte Generalisierung ist, ist m.E. noch nicht abschließend geklärt.

Man kann die Einwände gegen die dritte Erklärungsvariante vielleicht noch verstärken, wenn man die Feinstruktur des in dieser Zeit zusammen mit der Quantenmechanik neuesten Teilgebiets der Physik betrachtet. Da sich alle Sektoren dieses Teilgebiets innerhalb der Lebensspanne eines Physikers entwickelten, sollten Generationeneffekte weitgehend verschwinden. Im Gegensatz zu dieser Annahme beobachten wir jedoch eine hochgradige Schichtung, die durch zwei Dimensionen bestimmt ist. In den älteren oder den eher empirisch orientierten Sektoren der Kernphysik (*), auch im technischen Bereich (Methoden und Geräte) sind die Emigranten deutlich weniger präsent als in den neuen, theoriendominierten Gebieten (+).

Tabelle 2: Anteil der Emigranten an den verschiedenen Teilbereichen der KERNPHYSIK 1926 bis 1947 (weltweit) in Prozent¹⁶

* ISOTOPE UND MASENBESTIMMUNG	1,6
HYPERFEINSTRUKTUR, KERNMOMENTE UND SPIN	8,3
STREUUNG UND STOSSPROZESSE	11,9
ZERFALLSPROZESSE (EXPERIMENTELL)	9,2
RADIOAKTIVITÄT	10,6
* BETA STRAHLUNG	7
* GAMMA STRAHLUNG	5,1
NEUTRONEN	10,4
+ THEORIE DER KERNSTRUKTUR	12,9
+ THEORIE DER KERNZERFALLSPROZESSE	17
+ KERNSPALTUNG	13
METHODEN UND GERÄTE	5

d) Damit kommen wir zur **vierten Erklärungsvariante**. Diese beruht auf der weitverbreiteten Idee, die Juden seien als „Volk der Schrift“ zum Aufstieg in die Bildungseliten prädestiniert gewesen. Im Judentum, so hört man, gebe es eine lange Tradition der Auslegung der heiligen Schriften sowie eine Gilde von Spezialisten für diese Tätigkeit. Im Zuge der Säkularisierung des Judentums führe dies zu einer hohen Wertschätzung von Schriftstudium, Bildung und Wissenschaft insgesamt. Entsprechende Chancen der Juden in ihrer jeweiligen Umgebung vorausgesetzt, ergibt sich so eine hohe Sichtbarkeit der Juden in Wissenschaft und Kultur.

¹⁶ Quelle: R. T. Beyer, *Selected Papers in Foundations of Nuclear Physics*, New York 1949; Umfang der Bibliographie: ca. 4000 Arbeiten.

In seiner Dissertation aus dem Jahre 1971 hat David Preston diese These näher ausgeführt:

„The central theme of the traditional Jewish culture which were carried over with some modification into the German Jewish sub-culture which developed in the nineteenth century included, among others, the value of learning. It is one of the oldest Jewish values and has earned them the name, the people of the book.“¹⁷ Preston kann auf Salomon Maimon verweisen, nach dem der oberste Platz in der jüdischen Gemeinde nicht dem Reichsten, Stärksten oder Talentiertesten, sondern dem Talmudgelehrten gebührt. Und nach Chaim Weizmann, den Preston ebenfalls zitiert, „it is this extraordinary phenomenon – a great tradition of learning fructified by modern methods – which has given us both firstclass scientists and competent men in every branch of academic activity, out of all relation to number“¹⁸.

Diese Hypothese klingt vernünftig. Aber die Annahme, wie sie eben formuliert wurde, vereinfacht die sachlichen und historischen Zusammenhänge noch zu sehr. Sie bedarf der Qualifikation und Erläuterung¹⁹.

III. Formen intellektueller Anpassung: Konflikte und Folgekosten

Eine solche Qualifikation und Erläuterung wollen wir im folgenden versuchen. Dabei werden wir auf eine fünfte Erklärungsvariante stoßen, die sich gegenüber den vier bereits behandelten als die grundlegendste erweist.

Warum ist die Hypothese vom Volk des Buches als Erklärung der hohen Sichtbarkeit der Juden im akademischen Bereich zu einfach? Sie läßt die inhaltlichen Beziehungen zwischen der spezifisch jüdischen Tradition und dem neu zu assimilierenden Wissen außer acht. Muß ein Volk des Buches alle Bücher schätzen? Sicherlich nicht. Die meisten Bücher sind schlecht. Wer sie nicht schätzt, ist kein Bücherfeind, sondern ein Bücherkenner. Bleiben die guten Bücher. Muß ein Volk des Buches alle guten Bücher schätzen? Was ist, wenn diese Bücher und das darin enthaltene Wissen jenen Texten widersprechen, die für das Volk des Buches eine besondere Bedeutung haben, weil sie konstitutiv für seine Identität sind? Oder wenn diese Bücher identitätsstiftenden Texten wie der Thora oder dem Talmud ernsthafte Konkurrenz machen, sie gar verdrängen könnten? Offensichtlich berücksichtigt die Hypothese nicht die Möglichkeit solcher Konflikte und Widersprüche – Konflikte, die entweder zu Lasten der Tradition oder des zu assimilierenden fremden Wissens gelöst werden müssen.

¹⁷ Preston, *op.cit.*, S. 159.

¹⁸ Weizman, zit. nach Preston, *op.cit.*, S. 160.

¹⁹ Auch Preston glaubt die zitierte Annahme durch eine historische Erklärung ergänzen zu müssen: „How was it that an ethnic group, which had, up until the early decades of the nineteenth century, been immersed in what was essentially a medieval religious setting, became willingly and able to participate in the highly secular field of learning?“ (Preston, *op.cit.*, S. 157)... Ursache war nach Preston die durch die Assimilationsbestrebungen ausgelöste Säkularisierung des Judentums in Deutschland.

Daß hier eine Kernfrage der jüdischen Existenz in der Diaspora lag, sah man im Judentum schon sehr früh. Und ebenso früh gab man auf diese Frage drei divergierende Antworten, die sich als Grundtypen jüdischer Anpassungs- und Selbstbehauptungsstrategie durch die Geschichte ziehen – *Orthodoxie, Assimilation und Konversion*²⁰. Jede dieser Antworten erzeugt spezifische interne und externe Konfliktpotentiale und eröffnet zugleich spezifische Lebenschancen²¹. Im Zusammenhang des hier behandelten Problems der Erklärung der besonderen Kreativität der deutsch-jüdischen theoretischen Physiker lautet unsere *Hypothese* wie folgt: Es waren jene durch die spezifischen Anpassungsstrategien der Juden in Deutschland erzeugten und durch unvorhersehbare Umstände (verlorener Weltkrieg und seine innenpolitischen Folgen, Einwanderung von Ostjuden, Weltwirtschaftskrise) aufrechterhaltenen und verstärkten Konflikte, die die sozial-kognitive Lage der deutsch-jüdischen Intelligenz zwischen den Kulturen bestimmten und sie aufgrund partiell übereinstimmender Wertmaßstäbe von Eigen- und Fremdgruppe (Betonung von Leistung und Wissen) zu besonderen innovativen Leistungen innerhalb der Gesamtkultur befähigten. Um die Besonderheiten dieser Lage verstehen zu lernen und ihre strukturellen von ihren historischen Komponenten unterscheiden zu können, müssen wir uns den wahrgenommenen Möglichkeiten, den latenten Konsequenzen und den nichtintendierten Kosten zuwenden, die mit der zweiten und dritten Strategie verbunden sind. Die angeführten konkreten Beispiele sind typologisch zu verstehen²².

*Assimilation*²³ als Strategie der Anpassung bezweckte nicht die Selbstauflösung des Judentums, sondern die Verminderung von Reibungszonen und die Harmonisierung des Zusammenlebens mit den umgebenden Völkern. Der seit der Aufklärung vorgeschlagene Weg zu diesem Ziel bestand in der Anpassung an die Umge-

²⁰ Reinhard Bendix fügt ihnen als vierte und fünfte Strategie noch den Sozialismus und den Zionismus hinzu (vgl. Bendix, *Von Berlin nach Berkeley. Deutsch-jüdische Identitäten*, Frankfurt a. Main 1985, S. 35).

²¹ Diesen Strategien liegen unterschiedliche Antworten auf die Frage nach dem Wesen des Judentums zugrunde, die hier nicht behandelt werden können. Vgl. Michael A. Meyer, *Von Moses Mendelssohn zu Leopold Zunz. Jüdische Identitäten in Deutschland 1749–1824*, München 1994.

²² Daß es sich hierbei um Typisierungen handelt, die der historischen Komplexität der behandelten Prozesse sicherlich nicht gerecht werden, bedarf wohl keiner näheren Ausführungen. Für die nachfolgenden Erörterungen werden sie sich dennoch als nützlich erweisen, weil wir darin bestimmte Strukturen der Reaktion ethnischer Minderheiten in spezifischen Umwelten erkennen können, die wiederum mit spezifischen Folgekosten verbunden sind.

²³ Unter „Assimilation“ verstehen wir eine Form der Anpassung, die bei aller kultureller und sozialer Integration die religiöse Eigenständigkeit des Judentums bewahren will. Da man verschiedener Meinung darüber sein kann, wie weit diese Eigenständigkeit gehen soll, und weil die kulturelle und soziale Anpassung in Abhängigkeit von der Umgebung sehr unterschiedlich verlaufen kann, umfaßt „Assimilation“ ein weitgefächertes Spektrum von Anpassungsmöglichkeiten. Wir verzichten auf den Versuch einer weitergehenden Definition des Begriffs Assimilation, weil jede Definition empirisch inadäquat wäre. „Assimilation“ ist als unscharfer Begriff im Sinne des späten Wittgenstein zu verstehen. Solche Begriffe werden „im Gebrauch“ erlernt. Ihr Sinn kann nicht per Definition festgelegt, sondern nur durch eine offene Liste von Beispielen umschrieben werden.

bung unter dem Dach der universalistischen Prinzipien der *Vernunft, der Aufklärung und der Wissenschaft* – unter Beibehaltung der spezifischen jüdischen Verhaltensregeln. Die jüdische Identität sollte bewahrt werden, indem die Religion auf die allen Menschen gemeinsamen Maßstäbe und Regeln der Vernunft zurückgeführt und durch das den Juden offenbarte und nur für sie gültige Gesetz ergänzt wurde. Judentum war Vernunftreligion plus Einhaltung des Gesetzes.

Da Ritual und Gesetz bei dieser Deutung stets in der Gefahr schweben, inhaltsleer zu werden und zur bloßen Form zu verkommen, ist Assimilation oft nur der erste Schritt zur völligen Anpassung. Am Ende des Weges haben sich alle Rituale verflüchtigt und zurück bleibt nur mehr eine abstrakte Konfession, die nicht mehr durch Gruppenbindungen gestützt wird²⁴. Insbesondere in Gesellschaften mit hohem Gruppendruck, die sich durch einen Mangel an ethnischer Vielfalt und an eingewurzelten pluralistischen Traditionen auszeichnen, wird Assimilation als instabiler Prozeß erkennbar. In Begriffen der *Chaostheorie* könnte man die Assimilationslage als „Sattelfläche“ kennzeichnen, die von zwei „Attraktoren“ begrenzt wird. Die Position auf der Sattelfläche ist eine „Ungleichgewichtslage“, die zumindest in der Wahrnehmung Außenstehender durch konfligierende Loyalitäten gekennzeichnet ist. Jede Störung tendiert dazu, den Assimilierten entweder in die Eigengruppe zurückzuziehen (erster Attraktor), oder ihn völlig von dieser zu lösen und damit (bei Verallgemeinerung des Prozesses) die Ursprungsgruppe in der größeren Einheit aufzulösen (zweiter Attraktor). In vielen Fällen werden die Assimilationswilligen versuchen, den beiden Attraktoren durch soziale und kognitive Strategien zu entkommen. Sie müssen beträchtliche Anstrengungen unternehmen, ihre Ungleichgewichtslage zu halten und vollführen dabei zuweilen einen Seiltanz auf der Grenzlinie zwischen Eigen- und Fremdgruppe, der in prekären Situationen in eine heftige Oszillationsbewegung umschlagen kann, die solange andauert, bis einer der Attraktoren (unter Umständen durch politische Entscheidungen verstärkt) die Oberhand gewinnt.

Der Prozess der Assimilation ist im Prinzip *umkehrbar*, weil die Identität der Fremdgruppe innerhalb der umgebenden Kultur gewahrt bleibt; die Fremdgruppe ist weiterhin sichtbar, abgrenzbar und damit bei einem Wandel der Lage verletzbar. Eine solche Art der Anpassung wurde von Kritikern der Assimilationsstrategie als unvollkommen und nicht ausreichend empfunden. Für sie war die Unumkehrbarkeit der Assimilation nur dann gewährleistet, wenn sie durch eine *Konversion* zum Glauben der umfassenderen Kultur abgesichert war. Die Juden sollten in die Völker, in deren Mitte sie lebten, eingehen, so daß sie am Ende des Prozesses von ihnen ununterscheidbar waren. Nur so konnten sich die Juden ein für allemal vor der Gefahr neuer Benachteiligungen, Verfolgungen und Pogrome schützen. Der Verlust der jüdischen Identität ist in dieser Sicht kein Nachteil, sondern ein Gewinn. Er besteht darin, unnützen, ja schädlichen Ballast über Bord zu werfen. Im Sinne der radikalen Aufklärung ist dies konsequent gedacht. Wenn man als Quelle der Religion

²⁴ Ein Beispiel mag Walther Rathenau sein. Vgl. seine Schrift ‚Eine Streitschrift vom Glauben‘, in: *Schriften* V, Berlin 1918.

einzig und allein die Vernunft ansieht, so verlieren die ehrwürdigen Rituale ihren Sinn. Sie werden zu bedeutungslosen, aber für Außenstehende nichtsdestoweniger verdächtigen Floskeln, die den gesellschaftlichen Umgang mit anderen behindern, indem sie unnötige soziale Grenzen ziehen²⁵.

In seiner Autobiographie begründet der 1935 aus Österreich emigrierte Philosoph und Wissenschaftstheoretiker Karl Popper, warum er die vollständige Anpassung, das heißt die Konversion der Juden für die beste Lösung hält. „Meine Eltern waren beide jüdischer Abstammung, aber sie traten, bevor die Kinder kamen, zum protestantischen Glauben über. Nach langer Überlegung war mein Vater zu dem Schluß gekommen, daß das Leben in einer Gesellschaft, die in ihrer überwältigenden Mehrheit christlich war, die Verpflichtung auferlegte, so wenig Anstoß wie möglich zu erregen und sich zu assimilieren. Das bedeutete jedoch, beim organisierten Judentum Anstoß zu erregen. Es bedeutete auch, als ein Feigling hingestellt zu werden, als jemand, der den Antisemitismus fürchtet. Das alles war verständlich. Es war dem aber entgegenzuhalten, daß der Antisemitismus ein Übel war, das von Juden und Nichtjuden gleichermaßen gefürchtet werden sollte, und daß es die Aufgabe aller Menschen jüdischer Herkunft war, ihr Bestes zu tun, um ihn nicht zu provozieren. Überdies gab es viele Juden, die ganz in der Bevölkerung aufgingen: Die Assimilation funktionierte. Es ist verständlich, daß Menschen, die wegen ihrer ‚rassischen‘ Herkunft verachtet werden, darauf mit der Bemerkung reagieren, sie seien stolz auf ihre ‚Rasse‘. Aber Rassenstolz ist nicht nur an sich dumm, sondern auch unrecht, selbst dann, wenn er durch Rassenhaß provoziert ist. Jeglicher Nationalismus oder Rassismus ist von Übel, und der jüdische Nationalismus ist keine Ausnahme.“²⁶ Wie so viele Kinder ehemals jüdischer Eltern, die in einer kulturell ambivalenten Umgebung aufwuchsen, wurde Popper Sozialist und Atheist. Zumindest letzteres ist er geblieben.

Kehren wir zurück zur ersten Strategie. Ihr Ergebnis läßt sich als Prozeß betrachten, den man in drei Phasen untergliedern kann. Wir betrachten im folgenden ihre sozialstrukturellen Eigenheiten und ihre spezifischen kognitiven Konfliktfelder.

1) Die *erste Phase der Assimilation* ist durch folgende Struktur der Konfliktfelder gekennzeichnet. Während die Existenz einer klaren Grenze zwischen Außenmilieu und Binnenmilieu, zwischen Eigengruppe und Fremdgruppe bei allem Bemühen um Überschreitung dieser Grenze noch nicht ernsthaft angefochten wird, finden wir den Generationskonflikt zwischen orthodoxen Eltern und aufstiegsorientierten assimilationswilligen Kindern in seiner ganzen Schärfe ausgeprägt. Bei aller Identifikation mit dem Ursprungsmilieu wird der Versuch unternommen, durch partielle Übernahme des Normen- und Verhaltenskanons der Fremdgruppe und durch Übererfüllung ihrer Leistungskriterien an deren wahrgenommenen Statusvorteilen innerhalb der Gesamtgesellschaft zu partizipieren. Beispiele für die mit dieser Lage verbundenen Chancen und Risiken finden wir im Falle der bekannten Physiker

²⁵ Zu den Protagonisten verschiedener Wege der Anpassung vgl. Michael A. Meyer, *Von Moses Mendelssohn zu Leopold Zunz*, München 1994, S. 100f.

²⁶ Karl Popper, *Ausgangspunkte. Meine intellektuelle Entwicklung*, Hamburg 1979, S. 146f.

Leopold Infeld und Isidor Rabi: „The physicist, Leopold Infeld²⁷, has written that when his parents refused him permission to attend the gymnasium for fear of losing his judaism, ‚I realized that what my parents had done was to close to me the easiest exit from the ghetto‘.“²⁸

Daß die Sorge der Eltern Infelds so unbegründet nicht war, sieht man am Beispiel des Kernphysikers Israel Isaac Rabi, der sich später nur noch Isidor Rabi nannte. Die Ausdehnung des Aspirationsniveaus auf die Statushierarchie der Fremdgruppe hat kognitive Konsequenzen, die sich als Lockerung der normativen Bindungen an die Eigengruppe niederschlagen. Infolge der verhaltensregulierenden Funktion der jüdischen religiösen Rituale bedeutet dies im vorliegenden Fall eine Abkehr oder zumindest Entfremdung von der Religion der Eltern.

Um diese Entfremdung als strukturell determinierten Prozeß mit historischen Nebenbedingungen verstehen zu lernen, betrachten wir die entscheidenden Veränderungen der sozial-kognitiven Lage Rabis. 1898 in Galizien geboren, wanderte Rabi bereits als kleines Kind mit seinen Eltern in die Vereinigten Staaten aus und wuchs in New York, Lower East Side, auf. Seine Eltern beschreibt er als strenggläubige Juden, die nur jiddisch sprechen und in hebräischer Schrift lesen konnten. „Even in casual conversation, God entered, not every paragraph, more like every sentence. [...] There was a certain intimacy with the idea of God, a comfortable feeling. He was a relative in a way. You could deal with Him as Abraham did.“²⁹ Als Rabi etwa 10 Jahre alt war, entdeckte er, der bisher nur hebräische Bücher gelesen hatte, die Carnegie Library, und er fing an zu schmökern – zunächst Kinderbücher, dann Bücher über Astronomie. Von ihnen erhoffte er sich Auskünfte, die nicht in der Thora standen. Und er fand sie. Rabi entdeckte, daß das kopernikanische System auf seine Fragen eine einfache Antwort hatte, die frei von jeder Subtilität und Rabulistik, und vor allem von jedem Bezug auf den Willen Gottes, war. „It was so beautiful, so marvelous,‘ said Rabi years later, ‚so simple. Instead of the idea that there is some special intervention every day for the sun to come up, I came home with this great revelation‘ (...) ‚Who needs God?‘“³⁰

Rabi begann, an der Wahrheit seiner Religion zu zweifeln. Er begann, ihre Aussagen zu testen, und seine Zweifel an der Stichhaltigkeit der religiösen Vorschriften

²⁷ Leopold Infeld war polnischer Emigrant und zeitweise Mitarbeiter von Albert Einstein.

²⁸ David Preston, *op.cit.* S. 176; vgl. auch Leopold Infeld, *Quest. The Evolution of a Scientist*, New York 1941, S. 34. Preston glaubt ein Argument zu haben, warum assimilationswillige, aufstiegsorientierte Juden vor allem in die Naturwissenschaften gingen: „Jews were also attracted to science because it was the easiest area of culture to which a newcomer could make contributions. In the most universalistic fields such as mathematics and natural science, differences between cultures are minimal. These areas of knowledge are most quickly earned and mastered by the newcomer and do not require life-long exposure to become familiar with subtleties of meaning that can only be communicated poetically. That the most universalistic fields of study, the natural sciences, also served as a world view for the German Jews, contributed even more to their participation in this area of scholarship“ (Preston, *op.cit.*, S. 175).

²⁹ Rabi, zit. nach John S. Rigden, *Rabi. Scientist and Citizen*, New York 1987, S. 19.

³⁰ *Ibid.*

und Aussagen wuchsen mit jedem negativ ausgehenden Test. Schließlich gab er die rituellen Praktiken seiner Eltern auf und wurde Sozialist³¹. Nach seiner Religion gefragt, bezeichnet er sich dennoch auch später noch als „orthodox Hebrew“. Andererseits gelang es Rabi, durch das Studium der Physik und seine außergewöhnlichen Leistungen, innerhalb der Stathierarchie der Außengruppe aufzusteigen. Rabi ist ein idealtypischer Vertreter jener Gruppe, die zwischen den Kulturen stand und deren marginale sozial-kognitive Lage als nichtintendierte, strukturell bedingte Folge die Bindungen an die wissenschaftliche Mehrheitsmeinung lockerte und die Wirksamkeit der sozialen Kontrolle zur Stabilisierung dieser Meinung beeinträchtigte. Für seine innovative Forschung über die von ihm zur Aufzeichnung der magnetischen Eigenschaften von Atomkernen entdeckte Resonanzmethode erhielt Rabi 1944 den Nobelpreis für Physik.

2) In der *zweiten Phase der Assimilation* haben sich die Konfliktlinien verschoben. Von Kontroversen wie den eben beschriebenen blieb die *nächste Generation* – die der Kinder eines Isidor Rabi oder Leopold Infeld – verschont. Dies gilt insbesondere dann, wenn die Eltern bereits konvertiert waren oder sich zu den Freidenkern zählten. Viele der von den Nazis vertriebenen „Juden“ kommen bekanntlich aus Familien, deren Eltern entweder konvertiert waren (z. B. Karl Popper, Lise Meitner) oder sich nicht mehr an die jüdischen Gebote hielten (z. B. Viktor Weisskopf, Fritz Haber). Die Hauptlinie des Konflikts hatte sich von der Familie nach außen, vom Binnenmilieu der Eigengruppe in die sozialen Strukturen der umfassenden Kultur und deren normatives System verschoben, wobei die konkrete Ausformung der Konflikte nicht nur von strukturell determinierten, sondern auch von historischen Faktoren abhing.

Eine der hauptsächlichen Konfliktursachen in der zweiten Phase des Assimilations- bzw. Konversionsprozesses ist die andauernde Sichtbarkeit traditionsgebundener, orthodoxer Juden. Sie ist ein Dorn im Auge des Assimilationswilligen, weil sie das Bewußtsein der Umgebung für die bestehenden Unterschiede wach hält und damit die vollständige Eingliederung verhindert. Es hängt von kontingenten Umständen ab, wie stark dieser strukturelle Faktor manifest werden und dem Assimilationserfolg schaden kann. Vor allem in prekären Situationen, als Folge erneuter Einwanderungswellen, in wirtschaftlichen und politischen Krisen, bei Naturkatastrophen, Kriegen, wird er seine Wirksamkeit entfalten.

Von allen, die sich in dieser sozial-kognitiven Lage innerhalb der zweiten Phase der Assimilation befanden und literarische Dokumente hinterlassen haben, hat vielleicht niemand den Widerspruch zwischen Vernunft und Tradition, zwischen Assimilation und Orthodoxie, zwischen Universalismus und Partikularismus, zwischen aufstiegsorientierter Offenheit und selbstgenügsamer sozialer Abschließung intensiver gefühlt oder besser beschrieben als Rahel Varnhagen alias Levin vor 200 Jahren. Für sie, die gebildete Jüdin aus wohlhabendem Berliner Hause, war der Glaube, in den sie hineingeboren war, nur etwas Überholtes, Äußerliches, das sie auf unerfreuliche und unnötige Weise von der nichtjüdischen Welt trennte³². Be-

³¹ *Ibid.*, S. 24.

³² Vgl. Michael A. Meyer, *op.cit.*, S. 101.

zeichnend für ihre Empfindungen sind die Briefe, die sie an ihre Geschwister und Freundinnen nach Berlin schreibt, als sie erstmals zusammen mit ihrer Mutter ihre Verwandten in Breslau besucht. Anstelle aufgeklärter, weltmännischer Juden und Nichtjuden, wie sie sie aus Berlin kennt, findet sie „nichts als Böhmen“³³. „Flöhe und Geschrei, Gestank, Schmutz und Federvieh, das sind die Vokabeln, die in ihrem Breslauer Bericht in Verbindung mit den Böhmen stehen. Rahel Levin besteht darauf, mit ihnen nichts gemein zu haben.“³⁴ Ihre Religion war Bildung, ihr Göttersatz hieß Rousseau, Shakespeare, Hume oder Goethe.

Hier zeigen sich Grundstrukturen und Basiskonflikte der zweiten Phase jüdischer Anpassung in Deutschland, die auch in der Zeit von Weimar gültig bleiben. Eine ähnliche Erfahrung des Blicks in den Spiegel der eigenen Vergangenheit wie Rahel Levin machte der 1908 geborene und 1933 emigrierte Physiker Viktor Weisskopf³⁵, als er mit seinen Eltern in den zwanziger Jahren einmal nach Galizien zu väterlichen Verwandten fuhr. Weisskopf, nach eigenem Urteil aus einer „sorgenfreien assimilierten jüdischen Familie“ stammend, schreibt: „Ich erinnere mich überaus lebhaft an eine Unmenge von Frauen, die uns umarmten und küßten. Einige hatten behaarte Gesichter. Es waren die Schwestern und Tanten meines Vaters, und ich kann mich noch an den starken Geruch nach Knoblauch und anderen ungewohnten Nahrungsmitteln entsinnen, der uns einhüllte, als sie uns an sich drückten und herzten. Meine elegante, etwas reservierte Mutter (eine Jüdin aus assimilierter Familie – K.F.) muß sich in dieser Atmosphäre völlig fehl am Platz vorgekommen sein, und auch wir Kinder konnten den Aufbruch kaum erwarten.“³⁶

In den beiden angesprochenen Fällen handelt es sich um die Konflikte und Wahrnehmungen, die mit der sozial-kognitiven Situation der Kinder assimilationswilliger oder bereits weitgehend assimilierter Eltern verbunden sind. Die Konfliktfelder lagen nicht mehr im Binnenverhältnis zwischen Eltern und ihren Kindern, sondern im Außenbereich der sozialen Beziehungen zwischen den Kindern und ihrer Umgebung. Der Konflikt war ein doppelter: Im Falle ihres *Zielmilieus* bestand er im wahrgenommenen Mißverhältnis zwischen eigenem Aspirationsniveau und der Akzeptanz durch die neue Bezugsgruppe, die nur durch besondere Leistung zu überbrücken war, im Falle des *Ursprungsmilieus* bestand er in der Zurückweisung einer angetragenen Identifikation mit einer Gruppe, die als fremd und rückständig, zumindest aber als störend für das Selbstbild und für das eigene Fortkommen empfunden wurde.

3) Der Vollständigkeit halber unterscheiden wir noch eine *dritte Phase der Assimilation*. Sie ist dann gegeben, wenn – wie in einigen Fällen zu verzeichnen – Emigranten vor 1933 nicht einmal mehr wußten, daß ein Teil ihrer Großeltern aus dem

³³ Rahel Varnhagen, Breslau den 8. August 1794, in: Ursula Isselstein, *Der Text aus meinem beleidigten Herzen. Studien zu Rahel Levin Varnhagen*, Torino 1993, S. 55.

³⁴ Carola Stern, *Der Text meines Herzens*, Reinbek 1994, S. 25.

³⁵ Weisskopf arbeitete in der von Hans Bethe geleiteten „Theoretical Division“ von Los Alamos und wurde wegen seiner selten versagenden Spürnase bei der Lösung theoretischer Probleme des Atombombenbaus auch „Orakel von Los Alamos“ genannt.

³⁶ Viktor Weisskopf, *Mein Leben*, Bern 1991, S. 16.

Judentum kam (z. B. Georg-Maria Schwab)³⁷. In diesen Fällen war die Assimilation abgeschlossen. Nur die alten Geburtseintragungen erzählten noch von der Geschichte der Betroffenen. Das Gedächtnis der Gesellschaft reicht weiter als das des einzelnen. Auch die im Bewußtsein der Beteiligten geglückte Assimilation konnte, solange dieses Gedächtnis nicht gelöscht war, wieder zunichte gemacht werden.

IV. Die Assimilationsfalle: Gemeinschaft oder Anomie?

Zu welchen Ergebnissen haben die drei Selbstbehauptungs- und Anpassungsstrategien geführt? Dies ist eine schwierige Frage, die sich vielleicht nur durch umfangreiche historische Analysen beantworten läßt. Diese Aufgabe ist hier nicht zu leisten. Aus allgemeinen soziologischen und kognitiven Gründen scheint jedoch der folgende Schluß berechtigt zu sein. Wenn die Versuche der Juden, sich an ihre Umgebung anzupassen, eines gezeigt haben, dann dieses: der mittlere Weg, den die Reformer um Moses Mendelssohn gehen wollten und der auch in der Geschichte der Judenemanzipation bis 1933 immer wieder beschritten wurde, ist nur schwer, wenn überhaupt, gangbar. Er gleicht einer Gratwanderung, die durch zwei Gefahren bestimmt wird:

- 1) den Rückfall in die warme Höhle des Gruppenmilieus, im Extrem des Ghettos oder einer Ersatzreligion bzw. -ideologie mit entsprechender Gruppenbildung;
- 2) die vollständige Anpassung bei Verlust der kulturellen Identität³⁸.

Im Gegensatz zur Wanderung auf dem Grat handelt es sich bei diesen beiden Möglichkeiten um Gleichgewichtslagen.

Warum? In beiden Fällen ist die Frage der primären Bezugsgruppe für das eigene Denken und Verhalten eindeutig geklärt. Im ersten Fall sind die Betroffenen in ein lokales soziales Netz eingeschweißt, das ihnen kognitive und soziale Sicherheit bietet. Die Gefahr dieser Konstellation besteht darin, daß das lokale Netz an seinen Rändern in ein fremdes, umfassenderes soziales Netz eingeflochten ist. Da die lokale Gruppe als solche erkennbar bleibt, lebt sie weiterhin in der Gefahr, bei ungünstiger Entwicklung des Gesamtsystems die Rolle des Sündenbocks spielen zu müssen.

Die zweite Lösung – die vollständige Anpassung mit religiöser Konversion – vermeidet diese Gefahr. Als Ziel ist sie allerdings leichter formuliert als tatsächlich erreicht. Auch Rahel Levin ist es trotz Konversion zum Christentum und ungeachtet ihrer Heirat mit einem deutschen Adligen nicht gelungen, das – wie sie sagt – *Stigma ihrer falschen Geburt* abzulegen. Allein das Wissen der anderen um diese Herkunft und die fortwährende Sichtbarkeit dieses Ursprungs in Form nachströmender Juden aus Galizien, Polen und Rußland hielten die soziale und mentale Distanz auf-

³⁷ Interview des Verfassers mit Frau Schwab. Schwab war Chemiker.

³⁸ Es gibt mindestens noch einen dritten Weg: die Suche nach neuen Gruppenbindungen. Kurz vor und nach der letzten Jahrhundertwende bildete beispielsweise der Kommunismus für viele von der Tradition abgeschnittene oder entfremdete Juden einen neuen sozialen und kognitiven Anker.

recht. In vielen Berichten deutscher Juden hören wir, wie befremdet sie waren, wenn sie mit lebendiger jüdischer Tradition aus dem Osten in Berührung kamen, wie peinlich es ihnen war, wenn ihre Eltern in der Öffentlichkeit jiddische Ausdrücke benutzten oder als jüdisch empfundene Verhaltensweisen zeigten. Aber auch ohne diese störenden Erinnerungen war die vollständige Assimilation ein langwieriger Prozeß. In seinen *Impressionen* hat der assimilierte Jude Walther Rathenau die Anpassungsschwierigkeiten seiner jüdischen Landsleute scharfsichtig und mit ätzendem Spott beschrieben³⁹. Obwohl er einen christlichen Staat befürwortete, ist Rathenau nie formell konvertiert. Dies war für ihn eine Sache seiner persönlichen Ehre. Konversion hätte er als Kapitulation vor den Antisemiten und als Fahnenflucht empfunden.

Mit einem in freier Selbstbestimmung nach den Prinzipien einer autonomen Vernunft gewählten sozialen Standort, wie ihn Mendelssohn für das Judentum im Blick hatte, ist weder die erste noch die zweite Lösung vereinbar. Beide Lösungen setzen an die Stelle der *autonomen Vernunft* den *Konsens der Gruppe*: das sozial gestützte Vorurteil der lokalen Gruppe im ersten Fall, die Ideologie der Großgruppe oder Nation im zweiten Fall.

Aber ist diese Bindung an die Gemeinschaft – an irgendeine Gemeinschaft – überhaupt vermeidbar? Es gibt Gründe anzunehmen, daß Mendelssohns Lösungsvorschlag *in der Regel* die kognitiven und mentalen Ressourcen des Menschen überfordert. Einzelnen mag es unter besonderen Bedingungen gelingen, ihre kognitive Autonomie ständig neu zu erkämpfen, aber nicht der Mehrheit. Es ist keine Frage des Willens! Hier sind soziale und kognitive Kräfte am Werk, die jedes nach Autonomie strebende Individuum in eine stabilere soziale Konfiguration – gewissermaßen ins Binnenmilieu des „Stammes“ – zurückziehen. Je ungünstiger sich die äußeren Umstände entwickeln, desto stärker scheinen diese Kräfte zu werden. Wir kennen dieses Phänomen aus der Sozialpsychologie. Wenn Gruppen im Konflikt stehen, erhöht sich der Konformitätsdruck, dem das einzelne Mitglied ausgesetzt ist⁴⁰. Aussichtslos wird die Situation des nicht durch die

³⁹ „Seht euch im Spiegel! Das ist der erste Weg zur Selbstkritik. Leider ist nichts daran zu ändern, daß ihr einander zum Erschrecken ähnlich seht, und daß daher jedes Einzelnen Unart auf die Rechnung aller gesetzt wird. Auch hilft es nicht, festzustellen, daß eure südöstlich gestimmte Erscheinung an sich für die nördlichen Stämme nichts Sympathisches hat. Um so mehr habt ihr zu sorgen, daß inmitten einer militärisch straff erzogenen und gezüchteten Rasse ihr euch durch verwarlost schiefes und schlaffes Einhergehen nicht zum Gespött macht.“ Walther Rathenau, *Impressionen*, Leipzig 1902, S. 122ff., zitiert nach Peter Berglar, *Walter Rathenau*, Graz etc. 1987, Anm. 7, S. 301.

⁴⁰ Auf die Gruppenführung kann sich der Druck allerdings als Forderung nach Innovationen, die den Bestand der Gruppe sichern oder ihr zum Sieg verhelfen, auswirken. Zu diesem Fragenkomplex gibt es eine unüberschaubare Literatur. Vgl. z. B. Henri Tajfel (ed.), *Social Identity and Intergroup Relations*, Cambridge 1982; Ronald J. Fisher, *The Social Psychology of Intergroup and International Conflict Resolution*, New York 1990; Henri Tajfel, *Gruppenkonflikt und Vorurteil*, Bern 1982; Gabriel Mugny, *The Power of Minorities*, London 1982; William G. Austin/Stephen Worchel (eds.), *The Social Psychology of Intergroup Relations*, Monterey 1980; John C. Turner, *Rediscovering the Social Group. A Self-Categorization Theory*, Oxford 1987; Werner Bergmann (ed.), *Error Without Trial*.

Gruppe, sondern selbst denken wollenden Individuums dann, wenn sich der Druck einer ohnehin als heikel wahrgenommenen sozialen Umwelt auf die antagonistischen Gruppen noch weiter verschärft – also etwa im Falle politischer, sozialer oder wirtschaftlicher Existenzkrisen. Dies ist das Dilemma jedes nach geistiger Autonomie strebenden Individuums in einer Welt antagonistischer Gruppen. Dieses Dilemma ist unabhängig vom Charakter der beteiligten Gruppen. Es ist strukturell bedingt. Es gilt auch für Wissenschaftler und paradigmageleitete Gruppen innerhalb der Wissenschaft⁴¹.

Die folgende Abbildung kann uns helfen, diesen Mechanismus besser zu verstehen:

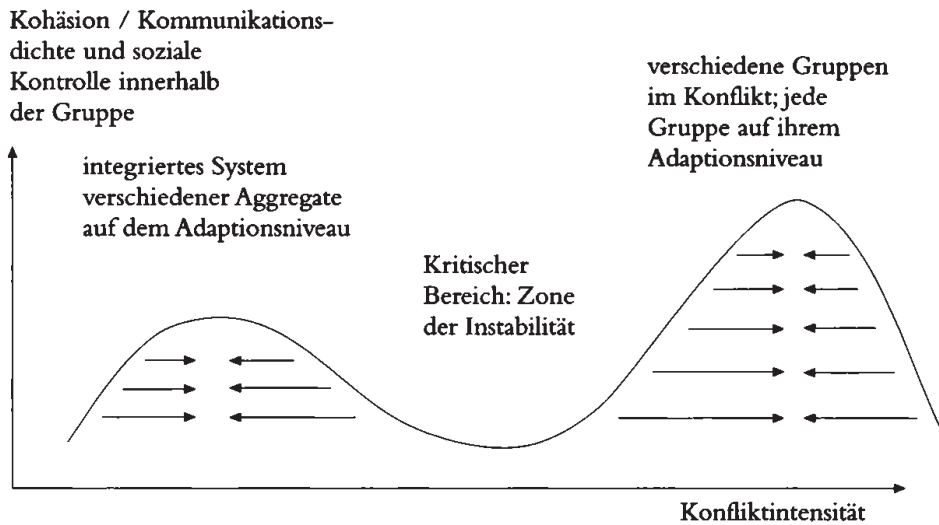


Abb. 1: Zusammenhang zwischen Intergruppenkonflikt und Intragruppenkohäsion

Versuchen wir, diese Überlegungen für unser Thema nutzbar zu machen. Wir wollen anhand einiger konkreter Beispiele zeigen, wie sich die postulierten sozial-kognitiven Kräfte im Prozeß der jüdischen Assimilation manifestieren. Wir werden sehen, daß die dabei auftauchenden Probleme zumindest teilweise generationsspezifisch sind. Wir werden auch sehen, daß sich die Bevorzugung der innovativen Disziplinen seitens der deutsch-jüdischen Physiker strukturell aus der sozial-kognitiven Situation der Kinder halbassimilierter Juden erklären läßt – aus einer Lage zwischen den Kulturen, dem Judentum nach eigenem Empfinden und Denken nicht mehr zugehörig, von der deutschen Umgebung mißtrauisch beäugt und noch nicht voll anerkannt. Diese Lage bezeichnen wir mit dem terminus technicus *marginal*. David Preston hat den zugrundeliegenden Sachverhalt bereits 1971 wie folgt formuliert:

Psychological Research on Antisemitism (Current Research on Antisemitism, Vol.2, edited by Herbert A. Strauss and Werner Bergmann), Berlin-New York 1988.

⁴¹ Dazu Klaus Fischer, 'The Social and Cognitive Dynamics of Paradigmatic Change: A Scientometric Approach', in: *Science in Context* 5 (1992), S. 51–96.

„The characteristics of the German Jews acquired by virtue of their being only partially native to German culture also created a compatibility with science. The position of marginality, of sharing both the German and the Jewish social and cultural forms, gave them an additional perspective and critical posture which was not typical of the native German. This influenced their contribution to science which involved approaching critically the basic assumptions of science as it existed in the past and committing themselves to new and initially unpopular developments in scientific theory. In brief, German Jewish cultural marginality provided a skeptical posture through a broadened perspective which predisposed them to criticism of the shortcomings of the old and interest in the potentialities of the new. Their participation in and contributions to revolutionary science reflect this marginality.“⁴²

Was bei Preston allerdings offen bleibt, ist die Antwort auf die Frage, *warum* Marginalität zu einer skeptischen Haltung führen und die Erfindung und Aufnahme neuartiger wissenschaftlicher Theorien begünstigen soll. Diesem Mechanismus wollen wir uns jetzt zuwenden. Zu seiner Explikation brauchen wir den Begriff der Anomie. Unsere Hypothese lautet, daß Marginalität zu Anomie führt und daß Anomie die von Preston beschriebenen kognitiven Konsequenzen haben kann.

Anomie bedeutet, daß es für ein Individuum kein System von Normen und Geboten mehr gibt, dem es fraglos Geltung zuerkennt, das es beachten kann, ohne viel darüber nachzudenken. Ein solches Individuum ist in soziologischem Sinne enturzelt, es ist auf der Suche nach akzeptablen Normen, nach Gründen, warum man so und nicht anders handeln oder denken soll. Der Mensch in dieser Lage hat den Schutz der sozialen Höhle, den ihm seine primäre Bezugsgruppe bot, verlassen – nicht aus freiem Willen, sondern weil er in eine Situation geworfen ist, in der konkurrierende Normensysteme auf ihn einwirken. Aus dieser Lage, die nicht die perspektivischen Verzerrungen des Blicks aus der sozialen Höhle aufweist, kann das Individuum leichter als sonst erkennen, daß diese Normensysteme keineswegs sicher begründet sind, sondern allesamt auf schwankendem Boden stehen. In dieser Lage außerhalb jenes denkökonomisch so günstigen Gruppenmilieus erkennt das Individuum – oder besser: wird ihm die Erkenntnis aufgezwungen –, daß es sich nicht auf die vorgefundenen Traditionen verlassen kann, daß es die für es akzeptablen Normen selbst suchen und selbst begründen muß⁴³.

Dies ist eine Position, die in der Geistesgeschichte etwas unfreundlich als Eklektizismus bezeichnet wird. In Wirklichkeit ist der Eklektizismus keine unreife Haltung, sondern die einzige Position, die ein wirklich selbständig denkender Philosoph einnehmen kann. Konsequenter durchgehalten, ist er jedoch mit enormen mentalen und kognitiven, und wohl auch sozialen, Kosten verbunden. Die britische Anthropologin Mary Douglas beschreibt diese Kosten mit folgenden Worten: „The eclectic who picks and chooses consciously, each position taken according to

⁴² Preston, *op.cit.*, S. 178f.

⁴³ Es war übrigens in einer Situation dieses Typs, in der die milesischen Naturphilosophen im 7. und 6. Jh. v. Chr. die Möglichkeit einer rationalen, nicht auf Religion oder Tradition gestützten Kosmologie entdeckten.

his judgement of the issue ... is likely to be plagued with the sense of unreality and danger. The gap between sinister appearances und real existence absorbs his mind. Between sophistication and incoherence, he is almost unmanned.“⁴⁴

Indikatoren von Anomie sind extremer Antiritualismus, Suche nach dem Echten, Ursprünglichen und Unmittelbaren, Ablehnung der konventionellen Form, Individualismus, Humanismus, Kosmopolitismus. All dies finden wir in gehäufte Form bei vielen unserer jüdischen Emigranten. In seiner Autobiographie „Von Berlin nach Berkeley“ beschreibt der emigrierte Soziologe Reinhard Bendix seinen Vater. Dieser hatte aus Protest gegen den für ihn sinnlos gewordenen Ritualismus seiner Eltern 1897, im Alter von 22 Jahren, mit dem Judentum gebrochen, indem er alle jüdischen Gebräuche aufgab. Bendix schreibt über ihn: „Auf seinem offiziellen Kanzleipapier fand sich der aufgestempelte Vermerk: ‚Ich bitte alle Höflichkeitsformeln zu unterlassen, wie ich selbst es tue.‘ Alle Geschäftsbriefe meines Vaters begannen sogleich mit der jeweiligen Mitteilung und endeten mit seiner Unterschrift; alle Floskeln wie ‚Sehr geehrte Herren‘ oder ‚Mit vorzüglicher Hochachtung‘ blieben fort ... In seinen Augen wurde von diesen Formalitäten zuviel Aufhebens gemacht. Es wurde Zeit, daß jemand wie er den Anfang machte und eine größere Unmittelbarkeit des Umgangs praktizierte, die mit all den abgedroschenen und verlogenen Phrasen aufräumte.“⁴⁵ „Ich weiß“ – so Reinhard Bendix an anderer Stelle – „von seiner großen Sympathie für die Mühseligen und Beladenen und von seiner tiefen Skepsis gegenüber der bürgerlichen Gesellschaft. In Kleidung und Benehmen gab er sich formlos bis zur Nachlässigkeit.“⁴⁶ Diese Haltung schlug sich auch in der Erziehung der Kinder nieder. „Als kleiner Junge und auch als Halbwüchsiger war ich mir nicht bewußt, Jude zu sein. Ich wuchs mit Zitaten aus den deutschen Klassikern, nicht aus der Bibel oder dem Talmud auf ... Uns Kindern hatte man deutsche und nicht ‚jüdisch klingende‘ Namen gegeben, und man schärfte uns ein, alles zu unterlassen, was angeblich ‚jüdische Manieren‘ waren ... Wir wuchsen in einem Berliner Milieu auf, in dem die unbestrittene Tatsache unserer jüdischen Abkunft mit dem Judentum selbst überhaupt nichts zu tun hatte.“⁴⁷

Typisch für die anomische Situation des Vaters von Reinhard Bendix ist seine Entscheidung der Frage, welchen Religionsunterricht der Sohn in der Schule besuchen solle. „Meine Eltern hatten auf meine religiöse Unterweisung bisher nicht geachtet, und so mußte ich sie mit 13 Jahren fragen, welchen Religionsunterricht ich besuchen solle. Mein Vater überzeugte mich davon, den Religionsunterricht aller drei Glaubensrichtungen zu besuchen, da in seinen Augen der Protestantismus, Katholizismus und das Judentum drei gleichermaßen mögliche religiöse Weltan-

⁴⁴ Mary Douglas, ‚In the Nature of Things‘, in: idem., *Implicit Meanings*, London 1975, S. 227f. Zur Geistesgeschichte der Eklektizismus vgl. Michael Albrecht, *Eklektik*, Stuttgart-Bad Cannstadt 1994.

⁴⁵ Reinhard Bendix. *Von Berlin nach Berkeley. Deutsch-jüdische Identitäten*, Frankfurt a. Main 1985, S. 119f.

⁴⁶ *Ibid.*, S. 48.

⁴⁷ *Ibid.*, S. 220.

schauungen waren. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er noch andere Weltreligionen hinzugefügt. Wenn man in ihn drang, neigte er selbst einem Pantheismus zu.“⁴⁸

Bendix ist kein Einzelfall, sondern nur ein Beispiel für einen Typus. Um diesem Argument noch ein wenig mehr Nachdruck zu verleihen, will ich nur noch das Beispiel des bekannten theoretischen Physikers Paul Ehrenfest nennen, der in Wien vor dem Ersten Weltkrieg aufwuchs. Ehrenfests Eltern konvertierten nicht, aber sie hielten sich auch nicht mehr an die jüdischen Gebote, obwohl die Kinder ein gewisses Maß an informeller Unterweisung in den Grundlagen des mosaischen Glaubens erhielten. Dies erschien dem Kind Paul Ehrenfest als eklatanter Widerspruch. Sein Biograph Martin J. Klein schreibt dazu: „The contrast between the precepts of the Jewish religion and their nonobservance at home upset him. Why didn't his parents keep a kosher home? Why did they work on the Sabbath? Why did they answer these questions evasively or with lies? Nothing is so glaringly false and wrong to a child as hypocrisy.“⁴⁹ Da Paul Ehrenfest im Wiener Stadtteil Favoriten aufwuchs, in dem vorwiegend Katholiken wohnten, fiel ihm allerdings bald auf, daß Heuchelei kein exklusives Merkmal seiner Eltern war. „He eventually realized that Catholics were no freer of hypocrisy than Jews, that they deviated from their religion as variously and as much as his own people did. By the age of twelve all of Paul's faith was gone, and he took great pleasure arguing the absurdity and falseness of all organized religions.“⁵⁰ Ihre Kinder erzogen die Ehrenfests nach den Grundsätzen, die wir als typisch für eine anomische sozial-kognitive Lage genannt hatten. Über Ehrenfests Tochter schreibt der bekannte emigrierte Kernphysiker Viktor Weisskopf in seiner Autobiographie: „Ehrenfests Tochter Tanja war eine höchst originelle Person. Wie ihr einer Bruder wurde sie zu Hause unterrichtet von ihren Eltern, die das praktizierte Schulsystem strikt ablehnten. Sie wollten ihre Kinder dazu ermutigen, ihre Individualität zu entfalten, und das gelang ihnen bei Tanja fraglos. Sie trug Sackkleider, benutzte keinerlei Make-up ... so etwas wie ein ‚hübsches‘ Kleid (existierte für Tanja) nicht. Ich war fasziniert von ihr.“⁵¹

V. Marginalität und Innovation in der Wissenschaft

Was sind die Folgen von Marginalität und Anomie in der Wissenschaft? Im Grunde haben wir die Frage bereits beantwortet. Auch in der Wissenschaft gilt, daß Marginalität die sozialen Kontrollen durch die Gemeinschaft vermindert und im Extremfall aufhebt. Der Prozeß hat eine soziale und eine kognitive Seite. Betrachten wir zunächst kurz die soziale Seite.

⁴⁸ *Ibid.*, S. 221f.

⁴⁹ Martin J. Klein, *Paul Ehrenfest*, Vol. I, *The Making of a Theoretical Physicist*, North-Holland 1970, S. 26

⁵⁰ *Ibid.*, S. 27.

⁵¹ Viktor Weisskopf, *Mein Leben*, Bern 1991, S. 52.

Für die Wissenschaftsgemeinschaft ist der Forscher mit Marginalitätsstatus nicht nur ein unsicherer Kantonist, sondern auch jemand mit potentiell verrückten oder für die Gemeinschaft sogar gefährlichen Ideen. Die Gemeinschaft erwartet von ihm keine Konformität und wird deshalb auch nur begrenzte Anstrengungen machen, ihn zur Mehrheitsmeinung zu bekehren. Die Nichtanerkennung als vollwertiges Mitglied kann in verschiedenen Formen und Ausprägungen vorliegen. Es kann sein, daß man von ihm höhere Leistungen für gleiche Belohnungen fordert, daß man ihn seltener zitiert, seine Arbeiten häufiger negativ begutachtet, ihn seltener auf Kongresse einlädt, ihn bei Prüfungen und Beförderungen benachteiligt, bei gesellschaftlichen Anlässen als unwillkommenen Gast behandelt usw. Tausend Formen der sozialen Ausgrenzung sind möglich. Der marginale Wissenschaftler ist dennoch kein Paria. In vielen Fällen sind die sozialen Grenzen zwischen dem marginalen Individuum und der zentralen Gruppe diffus. Sie sind eine Sache des Grades und der Interpretation. Zudem sind sie über die Zeit variabel. Wenn die Grenze zwischen marginalem Forscher und Majoritätsgruppe nur schwach ausgeprägt ist, kann es sein, daß der Betreffende keine Kosten scheut, durch besondere Leistungen in Verbindung mit besonders konformem Verhalten und Denken von der Gemeinschaft anerkannt zu werden. Der Chemiker Fritz Haber, von den Alliierten wegen seiner Mitwirkung an der wissenschaftlichen Ermöglichung des Gaskrieges nach 1918 als Kriegsverbrecher gesucht, mag ein Beispiel dafür sein.

Betrachten wir die kognitive Seite. Diese wird durch die Folgen der Anomie geprägt. Eine spezifische Form der Reaktion auf „Anomie“ ist nach Robert K. Merton *Innovation: Denken und Verhalten abseits der Konvention*. Andere Reaktionen sind der „Rückzug“ auf ein subkulturelles Milieu, die Ausbildung eines „Hyperkonformismus“ (Ritualismus) oder die offene „Rebellion“ gegen das soziale System, das den Betreffenden die beanspruchten Gratifikationen versagt. Typisch für die anomische Lage ist eine erhöhte Wahrscheinlichkeit des Selbstmordes⁵². Welche Reaktionsform zu erwarten ist, läßt sich nur durch Untersuchung der Wertesysteme und Weltbilder der Betreffenden entscheiden. Was die Wissenschaft angeht, so ist in unserem Zusammenhang vor allem die Reaktionsform der Innovation interessant.

Betrachten wir dazu den Mechanismus, der wissenschaftliche Innovation mit Marginalität verknüpft, etwas genauer. Seine Basis besteht darin, daß mit den sozialen Bindungen der marginalen Personen an die Majoritätsgruppe auch die Verbindlichkeit ihres Klassifikations- und Normensystems schwindet. Dies ist eine Sache des Grades. Je deutlicher die sozialen Grenzen, desto stärker die kognitiven Effekte von Marginalität. Ihrer sozialen Stütze beraubt, werden Theorien als hinderliche Denkschablonen, Konventionen als leere Floskeln, eingefahrene Meinungen als haltlose Vorurteile erkannt. Der marginale Wissenschaftler zieht Möglichkeiten, Methoden, Begriffe und Theorien in Betracht, die dem Blick der wissenschaftlichen Gemeinschaft entgehen. Sicherlich sind Abweichungen in der Wissenschaft

⁵² Zahlen über die Selbstmordwahrscheinlichkeit von Wissenschaftlern unter anomischen Bedingungen liegen allerdings nicht vor.

durch die Natur der Dinge begrenzt. Aber auch in der Wissenschaft sind Klassifikationssysteme und Denkkategorien nicht vollständig durch die Struktur der Wirklichkeit oder des Verstandes bestimmt. Sie müssen darüber hinaus sozial gefestigt werden. Und gerade in den innovativsten Bereichen der Wissenschaft, an der Grenze zwischen Halbwissen und Nichtwissen, ist die Bandbreite der Denkmöglichkeiten am größten. Es besteht ein großer Interpretationsspielraum, der durch soziale Anker begrenzt werden muß. Fehlt dieser Anker, dann fehlt dem Forscher in den „Grenzwissenschaften“ das Kriterium, das die akzeptierbare Spekulation von der paranoiden, pseudowissenschaftlichen Spintisiererei trennt. Alles ist möglich, nichts erscheint so verrückt, als daß es nicht dennoch der Fall sein könnte.

Anomie im Kontext wissenschaftlicher Gemeinschaften bedeutet nicht, daß die Betroffenen *kein* Klassifikationssystem haben. Im Gegenteil: sie haben zu viele, zwischen denen sie frei entscheiden können. Dies ist nicht nur für das subjektive Empfinden unangenehm. Weil das kognitive System der Betroffenen permanent überlastet wird, gerät es unter Dauerstress. Demgegenüber vereinfacht es die Sache, wenn die Gruppe dem einzelnen eine Reihe von Entscheidungen abnimmt. Doch diese Form von Denkökonomie kommt dem marginalen Wissenschaftler nicht zu Hilfe, der soziale Anker findet keinen Halt. Da die sozialen Loyalitäten marginaler Personen unklar sind, durchleben sie gewissermaßen alle „Qualen der Wahl“ auf persönlicher Ebene. Der Bonus dieser Qual besteht darin, daß marginale Wissenschaftler in besonderer Weise dazu befähigt sind, Schwächen und Lücken der vorherrschenden Theorien und Meinungen aufzudecken und Alternativen zu entwickeln.

Da der marginale Wissenschaftler in das sozialkommunikative Netz der paradigmaleiteten Forschung lockerer eingebunden ist als andere, entgeht er mit größerer Wahrscheinlichkeit als jene der Tendenz zur Dogmatisierung bestimmter Ideen und zur Verdinglichung theoretischer Entitäten, durch die die „Normale Wissenschaft“ sich nach den Analysen von Thomas S. Kuhn auszeichnet⁵³. Der Marginalitätsstatus hat jedoch außer Vorteilen auch Nachteile. Einer der Nachteile besteht in einem strukturell bedingten Mangel an kritischen Instanzen. Das kommunikative Netz, innerhalb dessen die soziale Kontrolle der wissenschaftlichen Tätigkeit stattfindet, ist an den Rändern des Wissenschaftssystems schwächer ausgeprägt als im Zentrum. Dies kann dazu führen, daß logische Widersprüche und empirische Schwierigkeiten eher toleriert oder länger unentdeckt bleiben als in der „Normalen Wissenschaft“. Diese soziale Position führt daher leicht zu einer Einstellung, die Wissenschaftssoziologen und -anthropologen (Lakatos, Bloor, Caneva, Douglas) als „monster-embracing“ oder „monster-assimilating“ bezeichnen⁵⁴. Die „Monster“,

⁵³ Vgl. Thomas S. Kuhn, *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt a. Main 1967.

⁵⁴ Vgl. Mary Douglas, *Purity and Danger. An Analysis of the Concepts of Pollution and Taboo*, London 1978; idem., *Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Sozialanthropologische Studien in Industriegesellschaft und Stammeskultur*, Frankfurt 1974; idem., *Implicit Meanings. Essays in Anthropology*, London 1975. Anwendungen der von Mary Douglas entwickelten Form der Analyse in der Wissenschaftsgeschichte findet man bei Kenneth K. Caneva, ‚What Should We Do with the Monster? Electromagnetism and the Psychosociology of Knowledge‘, in: E. Mendelsohn/Y. Elkana (eds.), *Sciences*

von denen hier die Rede ist, sind wissenschaftliche Anomalien, unscharfe Begriffe, metaphysische Probleme, methodologische Unklarheiten, strittige Entitäten, usw.

VI. Fazit

Damit kommen wir zur entscheidenden Frage: Kann der eben vorgestellte Ansatz die zu Anfang präsentierten Daten erklären? Betrachten wir dazu die Lage der Physik in Deutschland in den zwanziger Jahren. In dieser Zeit können wir die Entwicklung einer neuen grundlegenden physikalischen Theorie beobachten, die damals vielen Zeitgenossen als „ziemlich verrückt“ galt. Es gab Physiker, die sich gegenseitig schworen, die Physik aufzugeben, wenn diese „Quantenfaselei“ sich bewahrheiten sollte. Sie hat sich indes nicht nur bewahrheitet, sondern das Weltbild der klassischen Physik mit seinen Pfeilern *Kausalität*, *Stetigkeit*, *Eindeutigkeit*, *Lokalität* in Schutt und Asche gelegt. Die zur Erklärung der experimentellen Befunde benötigten neuen Ideen hatten weitaus radikalere weltanschauliche Konsequenzen als zunächst geahnt⁵⁵.

Die Quantentheoretiker rüttelten an den Grundlagen der neuzeitlichen Metaphysik, Ontologie und Erkenntnistheorie. Sie gaben nicht nur das Kausalprinzip und das Stetigkeitsprinzip auf, sondern waren sogar bereit, nötigenfalls auf das Prinzip der Erhaltung der Energie zu verzichten. Den Beobachter sahen sie als integralen Bestandteil jeder mikrophysikalischen Experimentalanordnung. Nach der Quantentheorie kann sich im Mikrobereich die Zeit umkehren. Teilchen interagieren mit anderen Teilchen, indem sie eine dritte Art von Teilchen aussenden, die ein Mehrfaches der eigenen Masse haben kann. Jedes Teilchen erzeugt durch seine bloße Existenz ein Meer virtueller Teilchen gleicher Art, die mit ihm selbst interagieren können. Theoretisch könnte ein Elektron in meinem Gehirn mit einem virtuellen Elektron seines eigenen Feldes interagieren, das sich irgendwo – Lichtjahre entfernt – im Kosmos befindet, und dadurch weitere Prozesse in mir auslösen. Vorgänge, die Millionen von Lichtjahren entfernt ablaufen, können nach dem Bell-schen Theorem kausal gekoppelt sein (Prinzip der Nichtlokalität). Im Mikrobereich gibt es keine anschauliche und zugleich logisch konsistente Beschreibung eines Vorgangs mehr, weil man je nach Prozeß entweder das Partikel- oder das Wel-

and Cultures. *Anthropological and Historical Studies of the Sciences*, Dordrecht 1981; David R. Oldroyd, ‚Grid/Group Analysis for Historians of Science?‘, in: *History of Science* XXIV 1986; David Bloor, *Knowledge and Social Imagery*, London 1976; idem., ‚Polyhedra and the Abominations of Leviticus‘, in: *The British Journal for the History of Science* 11, 1978. Siehe auch: Imre Lakatos, *Proofs and Refutations. The Logic of Mathematical Discovery*, Cambridge 1976.

⁵⁵ Zu einem Zeitpunkt, als das neue quantenphysikalische Weltbild noch nicht voll entwickelt war, sagte Niels Bohr einmal in einem Kolloquium, nachdem der Referent einige sonderbare Konsequenzen seiner Annahmen vorgestellt hatte (ich zitiere sinngemäß): „Ja, ich stimme Ihnen zu, daß das ziemlich verrückt ist, was Sie da vorschlagen. Ich bezweifle allerdings, daß es bereits verrückt genug ist!“

lenbild benutzen muß. Nach klassischen Vorstellungen erscheint dies alles irrational, ja absurd⁵⁶.

Hier wird es für unser Problem interessant. Wenn die Analyse des amerikanischen Wissenschaftshistorikers Paul Forman auch nur zur Hälfte stimmt, dann gab es in Deutschland zur Zeit der Weimarer Republik eine empirisch nachvollziehbare „Resonanz“ zwischen dem wachsenden Irrationalismus in Kultur, Philosophie und Politik und der Leichtigkeit der Aufnahme der neuen akausalen Quantentheorie⁵⁷.

Nach Forman litt das Image der exakten Wissenschaften in Deutschland enorm unter dem verlorenen Weltkrieg. Eine Welle von neoromantischer Vernunftfeindlichkeit, Kulturpessimismus, Okkultismus, Spiritismus schwappte über das Land. Physiker beklagten sich nicht selten über das ihrer Wissenschaft feindselige Milieu, das lieber dem Astrologen und Parawissenschaftler zuhörte als dem Astronomen oder dem Physiker. Die Physik selbst – so scheint es – war in diesem Milieu zur marginalen Institution geworden. Weite Teile der Öffentlichkeit waren davon überzeugt, daß die Wissenschaften mit ihren Methoden in eine Sackgasse geraten waren. Der demokratische Staatssekretär des preußischen Kultusministeriums Carl Heinrich Becker – er war von Hause aus Geisteswissenschaftler – erklärte 1920 in einem Entwurf zur Universitätsreform: „Das Grundübel ist die Überschätzung des rein Intellektuellen in unserer Kulturbetätigung. Die ausschließliche Vorherrschaft der rationalistischen Denkweise, die zum Egoismus und Materialismus in krasser Form führen mußte und geführt hat“. Und in einem anderen Pamphlet, welches er um diese Zeit verfaßte, heißt es, daß „unser ganzes Erziehungssystem zu ausschließlich auf den Intellekt eingestellt ist. Wir müssen wieder *Ehrfurcht* bekommen vor dem *Irrationalen*“⁵⁸.

Mit ähnlichen Feststellungen brillierte der sozialdemokratische Kultusminister Konrad Haenisch. Dies zeigt, daß es nicht nur rechte Kreise waren, die dem neuen Zeitgeist folgten. Er durchdrang das ganze soziale Gefüge. In seiner Oberstufenreform ging das Ministerium von einem „hinter uns liegenden wirtschaftspolitischen, technischen und positivistischen Zeitalter“ aus und kürzte konsequenterweise den naturwissenschaftlichen Unterricht rigoros. „Für unser Unterrichtswesen“ so be-

⁵⁶ Einige Beispiele aus der zeitgenössischen Diskussion seien an dieser Stelle genannt: W. Schottky, ‚Das Kausalproblem der Quantentheorie als eine Grundfrage der modernen Naturforschung überhaupt‘, in: *Die Naturwissenschaften* 9 (1921) S. 492–496 und 506–511; Kurt Riezler, ‚Die Krise der „Wirklichkeit“‘, in: *Die Naturwissenschaften* 16 (1928), S. 705–712; Ludwik Fleck, ‚Zur Krise der „Wirklichkeit“‘, in: *Die Naturwissenschaften* 17 (1929), S. 425–430; Philipp Frank, ‚Was bedeuten die gegenwärtigen physikalischen Theorien für die allgemeine Erkenntnislehre?‘, in: *Die Naturwissenschaften* 17 (1929), S. 971–977 und 987–994; Richard von Mises, ‚Über das naturwissenschaftliche Weltbild der Gegenwart‘, in: *Die Naturwissenschaften* 18 (1930), S. 885–893.

⁵⁷ Vgl. Paul Forman, ‚Weimar Culture, Causality, and Quantum Theory, 1918–1927: Adaptation by German Physicists and Mathematicians to a Hostile Intellectual Environment‘, in: *Hist. Stud. Phys. Sc.* 593, 1971, S. 1–115; dt. Übers. in: Karl v. Meyenn (Hrsg.), *Quantentheorie und Weimarer Republik*, Braunschweig 1994.

⁵⁸ Forman, *loc. cit.*, S. 85.

merkte (der Göttinger Mathematiker Felix) Klein bitter, ‚bedeutet diese Schulreform das Ende des naturwissenschaftlichen Jahrhunderts‘.⁵⁹

Das für uns entscheidende Faktum besteht darin, daß die an der traditionellen Theorie festhaltenden, vor allem aber die experimentellen Physiker vehement gegen die ihnen zugedachte neue Rolle ankämpften, während die Anhänger der neuen akausalen Quantentheorie reibungslos in sie hineinschlüpften und sich von der Irrationalismuswelle forttragen ließen – ohne daß sie selbst alle Elemente dieser Strömung zu akzeptieren brauchten. Physiker mit marginalen Statusmerkmalen waren geradezu prädestiniert für eine Beteiligung am Ausbau der neuen Physik und ihrer Anwendung in den verschiedenen Teilgebieten der Disziplin⁶⁰.

Kommen wir zur Hauptfrage: Erklärt der skizzierte Mechanismus unsere Daten?

Wir meinen, daß er folgende Phänomene befriedigend erklärt:

- 1) die hohe Beteiligung der jüdischen Physiker an der Quantentheorie;
- 2) die Reihenfolge unter ihren neueren Anwendungsfeldern – von der Atomphysik bis zur Spektroskopie.

Er erklärt aber nicht die Reihenfolge unter den alten Gebieten. Hier benötigen wir eine zusätzliche Hypothese, die sich auf das Ansehen dieser Gebiete als mehr oder weniger interessant, modern oder antiquiert bezieht. Unsere theoretische Prämisse lautet, daß marginale Physiker sich häufiger als andere in solche Gebiete begeben, in denen sie in nächster Zeit Fortschritte oder Änderungen erwarten. Aus diesen Voraussetzungen kann man folgern, daß die von uns empirisch festgestellte Ordnung unter den Disziplinen die Wahrnehmung des Veränderungs- oder Innovationspotentials dieser Disziplinen widerspiegeln wird. Eine unabhängige empirische Überprüfung dieser Schlußfolgerung liegt bisher nicht vor.

⁵⁹ Forman, *loc.cit.*, S. 86.

⁶⁰ Diese Aussagen beziehen sich auf *statistische Gesamtheiten*, nicht auf Individuen. Natürlich beteiligten sich am Ausbau der Quantentheorie maßgeblich *auch* Personen, die man kaum als marginal bezeichnen kann (z. B. Heisenberg), und natürlich beteiligten sich *nicht alle* marginalen Physiker an ihrem Ausbau. Der Sinn der statistischen Aussage ist, daß sich unter den Förderern und Anhängern der neuen Quantentheorie ein größerer Anteil von marginalen Personen befinden sollte als unter ihren Gegnern.

JACOB BORUT

“Bin ich doch ein Israelit, ehre ich auch den Bischof mit”

Village and Small-Town Jews within the Social Spheres of
Western German Communities during the Weimar Period

The historiographical “wave” concerning village Jews hardly deals with the Weimar period. There is no separate study of the period, and monographs dealing with the subject from various aspects (the majority being local historical studies about the Jews in a particular village) devote most of their space to earlier periods and to the Nazi time, while the Weimar era is given no more than a few pages, if that. Researchers into this topic are chiefly interested in earlier centuries, where relatively developed systems of Jewish institutions and social life existed. From the beginning of the twentieth century, Jewish village communities underwent a severe crisis, as emigration to the towns, combined with modernist influences, caused a sharp decrease (and in many places a total disappearance) of institutionalized Jewish life, such as regular synagogue prayers, daily education, Jewish *Vereine*, etc.¹ This era, therefore, is ignored in many essays, while others deal only with antisemitic aspects. However, for workers in this field, especially those concerned with the subject of Jewish integration within German society, it is precisely this period which ought to be of interest. It is in the villages and small towns of the Weimar time that one can examine to what extent Jews – without specific social institutions and with hardly any Jewish society – had integrated within village institutions and social life. This paper will attempt that examination by focusing on two points: the relationships of the Jews with the local *Vereine*, and their religious life. *Vereine* are considered as one of the most, if not *the* most, important social institution in German community life.² The system of local *Vereine* in the villages mainly developed towards the end of

¹ For a description “from within” of the process, by a teacher in a small community at the time, see Heinemann Stern, *Warum Hassen Sie uns eigentlich?*, Düsseldorf 1970, pp. 61–67.

² There is an immense literature on this subject. The primary study is Thomas Nipperdey, ‘Verein als soziale Struktur in Deutschland im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert’, in H. Boockmann, A. Esch, H. Heimpel *et al.*, *Geschichtswissenschaft und Vereinswesen im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1972, p. 7ff. A summary of the literature on the subject appears in Heinrich Best (ed.), *Vereine in Deutschland*, Bonn 1993. On the sociological aspects of the *Vereine*, see also Gerhard Wurzbacher, ‘Der Verein in der freien Gesellschaft’, in *Grundsatzreferate des DSB-Bundestages*, Berlin 1962; Jörg Siewert, ‘Zur Thematisierung des Vereinswesens in der Deutschen Soziologie’, in Otto Dann (ed.), *Vereinswesen und bürgerliche Gesellschaft in Deutschland. Historische Zeitschrift, Beiheft 9*, Munich 1984, pp. 151–180, esp. pp. 154–158, 168–174.

the nineteenth century,³ and Jews were among the chief helpers and supporters of their introduction into the countryside. Village and small-town Jews were members of the *Dorfbürgertum*, the village bourgeoisie: most of them were merchants, in many places teachers, sometimes a physician or lawyer. And the *Dorfbürgertum* was the “carrier group” transferring modern urban norms to the village and developing social institutions such as the *Vereine*.⁴

There are relatively few studies of *Vereine* in the Weimar period,⁵ and even fewer on such organisations in small towns and villages, but there is general agreement on the vital role they played in the local social and political systems, at least until the economic crisis of the late 1920s.⁶ In fact, many researchers refer to a “cult of associations” – *Vereinsmeierei* – among Germany’s lower middle classes in the Weimar period.⁷ The subject of Jewish participation in these societies is therefore extremely interesting, since it can serve as a useful indicator of Jews’ social standing. I wish to analyse this subject according to information gathered at the local level, concerning the lives of Jews in the many small towns and villages of the Rhine Province, Westphalia and the Bavarian Palatinate, the Pfalz. These areas, although some of them are regarded as a model of rapid industrialisation and urbanisation, included large groups of *Dorffjuden* – in fact, the greatest concentration of them in Prussia was not in Hessen, as many believe, but in the Rhine Province.⁸

³ Ernst M. Wallner, ‘Die Rezeption stadtbürgerlichen Vereinswesens durch die Bevölkerung auf dem Lande’, in Günter Wiegelmann (ed.), *Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1973, pp. 160–173; Albrecht Lehmann, ‘Zur Volkskundlichen Vereinsforschung’, in Dann (ed.), *op. cit.*, pp. 137–8.

⁴ Bernhard Deneke, ‘Fragen zur Rezeption bürgerlicher Sachkultur bei der ländlichen Bevölkerung’, in Wiegelmann (ed.), *op. cit.*, pp. 50–71; Wallner, *loc. cit.*

⁵ Oded Heilbronner, “‘Der Fahrradverein im Dienste der [Nationalliberalen] Politik’. Verein als politische und soziale Struktur in Deutschland im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert’, in *Jahrbuch für Liberalismusforschung IX* (1995), pp. 179–201, and see footnote 10 for various examples. I am indebted to Dr. Heilbronner for his help in finding sources on German *Vereine*.

⁶ See, for example, Robert Hopwood, ‘Paladins of the Bürgertum: Cultural Clubs and Politics in small German Towns, 1918–1925’, in *Historical Papers* [of the Canadian Historical Association], 1974, pp. 213–235; *idem*, ‘Mobilization of a Nationalist Community, 1919–1923’, in *German History*, X (1992), pp. 149–176; John R. Eidson, ‘German Club Life as a Local Cultural System’, in *Comparative Studies of Society and History*, XVI (1990), pp. 357–382; Rudy Koshar, ‘Cult of Associations? The Lower Middle Classes in Weimar Germany’, in *idem* (ed.), *Splintered Classes. Politics and the Lower Middle Classes in Interwar Europe*, New York 1990, pp. 31–54; Oded Heilbronner, ‘Der Verlassene Stammtisch. Vom Verfall der bürgerlichen Infrastruktur und der Aufstieg der NSDAP am Beispiel der Region Schwarzwald’, in *Geschichte und Gesellschaft*, XIX (1993), pp. 178–201.

⁷ See the sources given by Koshar, ‘Cult’, *loc. cit.*. Although Koshar himself presents a somewhat opposing view, he does stress the importance of the *Vereine* to all social strata.

⁸ The census of 1925 showed that in the Rhine Province there were 18,265 Jews living in *Landkreisen* (as against 16,966 in Hessen-Nassau). Those constituted 4.7% of the total *Landkreis* population in the Province, whereas for Prussia the figure was 3.4%. Westphalia had the highest proportion of *Landkreis* Jews among the Jewish population – 42.5%. See Max Birnbaum, ‘Die Jüdische Bevölkerung in Preussen’ in *Gemeindeblatt für die jüdische Gemeinden Preußens*, XII, No. 4 (1st July 1934), pp. 7–9. Geographically, large concentrations of Jewish village population existed in the

On the subject of Jewish membership in local *Vereine*, two questions arise: which types of *Vereine* had Jewish members, and what positions could those members reach?

This essay will not deal with the whole spectrum of local *Vereine*, which included religious, political (in fact, German political parties were also *Vereine*) and professional associations, amongst others. The investigation here will be limited to what are generally called “gesellige Vereine”, using Rudy Koshar’s distinction between “groups whose main activity is face to face contact and sociability” and those “that defend or pursue collective political and economic interests in the polity”.⁹ Research into the networks of *Vereine* in small towns and villages agrees that the most highly regarded types of *Verein* were the *Turnvereine* (gymnasts), the *Männergesangsvereine* (male voice choirs), the *Schützenvereine* (shooting associations), and perhaps also the *Krieger- or Militärvereine* (ex-servicemen).¹⁰ Evidence shows that Jews had access to these associations, and could become well-respected members. This was in contrast to the situation in many German towns, where the Jews were barred from the elitist social *Vereine*.¹¹

The most interesting case is that of the the *Militär- or Kriegervereine*, bastions of conservative, Right-wing views – not the place where one would expect to find Jews. Yet they were there.¹² On examination of the sources concerning Jewish membership in German *Vereine*, the first thing that strikes the eye is the unexpectedly high number of Jews who were members of exactly these *Vereine*. And the reports about their membership always indicate that these were active members, who received public recognition from the societies: for example, at a *Jubiläum* or other important occasion in a Jewish colleague’s life, the *Verein* would send a delegation, or it might join in a torchlight procession in his honour, or would turn out in strength, displaying its banners, at the funeral of a Jewish fellow-member.

The second striking fact to emerge was that those Jewish *Verein* members who received such public honours were always prominent people, local Jewish notables. Most of them were members of the Jewish community leadership, and some at least

Southern Rhine Province (*Regierungsbezirke* Trier and Coblenz), and Northern and Western Westphalia (including the *Münsterland*). But village and small town Jewish communities were also found in the industrialized areas, and those were also considered in the research.

I should like to say at this stage that I do not consider the village Jews of the West, or village Jews of any other area, to be the “typical German *Dorfjuden*“, but rather that *Dorfjuden*, like Jews and Germans in general, were diverse, and no specific area can typify the whole country.

⁹ Koshar, ‘Cult’, *loc. cit.*, p. 32.

¹⁰ See the sources mentioned in note 6. For a very important and useful study of the *Vereine* system in a country region see Renate Pflaum, ‘Die Vereine als Produkt und Gegengewicht sozialer Differenzierung’, in Gerhard Wurzbacher, with collaboration by Renate Pflaum, *Das Dorf im Spannungsfeld industrieller Entwicklung*, Stuttgart 1961, pp. 151–182. Although it examines the period after World War II, there are many insights into developments during the Weimar period.

¹¹ See, for example, Wolfgang Meyer, *Das Vereinswesen der Stadt Nürnberg im 19. Jahrhundert*. Nürnberg 1970.

¹² On Jews in *Kriegervereine* in Württemberg, see Utz Jeggle, *Judendörfer in Württemberg*, Tübingen 1969, pp. 249–252.

– probably most of them – were well-to-do people who no doubt gave generous donations to their *Vereine*. We should remember that after the First World War, the *Militär-* and *Kriegervereine* took upon themselves the task of providing for the families of war victims, thus greatly increasing their own financial needs. Apparently, the constant search for revenue had something to do with their choice of Jewish members.

Another shared characteristic was the age of Jewish *Kriegerverein* members: they were quite elderly, in their sixties or seventies during the Weimar period, having joined before the First World War. It is interesting to note that after the war, the average membership age became much lower than before, as the young ex-servicemen joined the *Vereine*. In many places, indeed, the societies' social prestige had been lowered as they opened their doors to veterans of all social ranks. But the younger Jews among the ex-soldiers apparently did not join. It seems, therefore, that – unlike the general population at that time – Jews became members only if they were socially prominent and wealthy enough to support the societies and their activities. The new Jewish generation that had come back from the trenches did not find a welcome here.

The *Schützenvereine* had a somewhat wider Jewish membership than the *Militär-* or *Kriegervereine*, but again, their Jewish members seem to have been from the higher echelons of the local population (though not necessarily local notables). Financial means seemed to be an important criterion for acceptance of Jews. In Kastellaun im Hunsrück, for example, the Right-wing elitist *Schützenverein* “Wilhelm Tell” did not accept Jews as members, apart from two wealthy local men. Both of these, however, were chosen as *Schützenkönig* in one of the society's annual festivals.¹³ Again, most Jewish members were from the generation that had joined the societies before the war. *Sängervereine* and *Turnvereine* also had Jewish members, who did not have such distinct social or age profiles as in the cases already mentioned. Jews also joined the *Sportvereine* which, during the Weimar period, developed a strong presence in villages and small towns. Organisations dedicated to football and swimming were especially successful. These *Vereine* were new to the countryside, because village dwellers, engaged in hard physical work during the week, considered their Sunday as a day of rest, and did not want to spend it in ways that required more physical activity.¹⁴ There were also ideological considerations: *Turnen* was seen as a German tradition, while football was considered a foreign import from England. Football emphasised competition and strife while *Turnen* emphasised harmony and unity of action. As for swimming in public, this was rejected out of hand by the church, as public exposure of human flesh would be a ready source of sin. The rapid development of the *Sportvereine* in the country during the 1920s was caused by a combination of several factors: the occupational diversification of the rural population, as more and more of them were no longer engaged in agriculture;

¹³ Pies, Christof (ed.), *Judentum und Nationalsozialismus, Projektwoche der Gesamtschule Kastellaun*, (Veröffentlichungen zur Kastellauner Geschichte, vol. I), Kastellaun 1992, pp. 86–88.

¹⁴ See Pflaum, *loc. cit.*, pp. 154–155, 157.

the growing influence of mass culture and the import of leisure activity trends from the West, even when they were opposed by local bastions of tradition, such as the church; and agricultural modernisation, especially through motorisation, which greatly reduced the physical effort required of farm-workers. The new *Sportvereine*, together with the *Wandervereine*, attracted a respectable Jewish participation (bearing in mind that the Jewish village population was quite small) from the younger generation.

Jews were members of other types of *Vereine*, especially those connected with the professional and social characteristics of village and small town *Bürgertum*: *Handelsvereine* (trade associations), theatre groups, museum societies, etc. Volunteer fire brigades represented one type of *Verein* that had relatively many Jewish members.

Jewish women were not so involved in German *Vereine*. They had much less free time than Jewish men, as Marion Kaplan has shown,¹⁵ and they were much more active in Jewish *Vereine*, mostly devoted to charity. Almost every small town had a Jewish women's society, and women also busied themselves with burial charity, whether or not a formal Jewish society existed for that purpose.¹⁶ Some Jewish women were active in local German women's societies, especially those benefiting the Red Cross, but their numbers were much lower than those of their menfolk. These women also supported Jewish women's societies and were in the older age-groups; their children were probably married and they had more free time to devote to *Verein* activity.

Younger Jewish women, however, were admitted to some right-wing *Vereine*, especially *Schützenvereine*, sometimes more easily than their male counterparts. The right-wing *Turnverein Kastellaun*, for example, would not accept Jewish men as members, but did allow Jewish women to join. In Wulfen, close to the industrialised area of Westphalia, we have no record of Jewish members in the local *Schützenverein*, but a Jewish woman was the *Ehrendame* of the *Schützenfest* in 1930.¹⁷ There are several records of Jewish women chosen as *Schützenköniginnen* in those societies. It is true that these women had a purely decorative function, but the social importance of such choices should not be underestimated: the giving of a social role coveted by practically every young female in the village, to a Jewish woman.

The picture of a close relationship between the Jews and their Christian neighbours, as evidenced by their lively participation in those important social institutions, the *Vereine*, is strengthened by numerous personal reports about the part they played in the many less official social institutions, such as the *Stammtische* and local festivals. In some places, Stadtlohn in the Münsterland for example, the town even provided them with kosher food at its festivals. They had friendly contacts with the surrounding society, as exemplified by a common practice at Easter, when the Jews

¹⁵ Marion Kaplan, *The Making of the Jewish Middle Class. Women, family and Identity in Imperial Germany*, Oxford 1991, pp. 27–29, 31, 33–36.

¹⁶ *Ibid.*, p. 194.

¹⁷ Pies, *op. cit.* (Kastellaun); Wolf Stegemann, S. Johanna Eichmann, *Juden in Dorsten und in der Herrlichkeit Lembeck*, Dorsten 1989, p. 260. (Wulfen).

gave their neighbours matzot – known locally as *Judenbrot* – and received Easter eggs in return. There are also many reports of warm personal relationships between Jews and their Christian neighbours, and it seems that village Jews had much closer relations with the society around them than did Jews in the towns, although the latter were much more acculturated to German culture and habits.¹⁸ Apparently, it was especially the Jewish women who enjoyed close friendships with Christian women.¹⁹ Indeed, accounts of personal social occasions such as birthdays show that when Christians celebrated the birthday of a prominent Jewish man, they did so in a semi-official manner, such as organising a torchlight procession or sending a delegation to his home. Jewish women received such honours only when they and their husbands celebrated their golden wedding. On the other hand, the celebrations of women's birthdays show a much more personal touch. When Mathilde Herz of Mayen, in the Southern Rhine Province, woke up on her eightieth birthday, she found the entrance to her home decorated with wreaths of flowers and palm branches, and many of her neighbours hung flags on their houses in her honour.²⁰

Nevertheless, some researchers who have taken a closer look at these relationships noted that although good mutual relations did exist, there was among the Christian population a feeling that Jews were different, they were not “one of us”. Barbara Becker-Jäckli speaks about a sense of *Anderssein* about the Jews, accompanied by a feeling of their belonging “in the second rank” (*Zweitrangigkeit*). Evidently, therefore, there was also a limit to these mutual relationships and, as Marion Kaplan noted concerning women in the countryside, they were not allowed to be carried “too far”.²¹

In every society, there is a limit to the position a minority can reach within the majority society. There is an invisible barrier, beyond which that minority cannot go: it is not the same for every member of the minority, and does not remain permanently fixed. Our findings so far indicate that, within the *Vereine*, the barrier was set lower for wealthy and socially prominent Jews, who could join more prestigious societies than their co-religionists. During the Weimar period, the barrier was, in general, set at a higher level for Jews than it had been before the First World War, so that it was harder for Jews to be accepted into certain kinds of societies.

This shifting of the barrier accounts for what, according to my findings, is the most striking difference concerning this subject between the Weimar period and former times: the disappearance of the Jewish teacher from local *Vereine*. In the nineteenth century, when *Vereine* were becoming more and more part of the rural

¹⁸ See Trude Maurer, ‘Die Juden in der Weimar Republik’, in Dirk Blasius, Dan Diner (eds.), *Zerbrochene Geschichte. Leben und Selbstverständnis der Juden in Deutschland*, Frankfurt 1991, p. 113.

¹⁹ Kaplan, *op. cit.* pp. 127–129.

²⁰ *Israelitisches Familienblatt*, XXXII, No. 39 (25th September 1930), [p. 6].

²¹ Barbara Becker-Jäckli, *Juden in Brühl*, Brühl 1988, pp. 145–155; Josef Wisskirchen, ‘Juden in Stommeln – Mitglieder der Dorfgemeinschaft? Über das Zusammenleben jüdischer und christlicher Stommelner vom Anfang des 20. Jahrhunderts bis zur Deportation 1941/1942’, in *Juden in Stommeln. Geschichte einer jüdischen Gemeinde im Kölner Umland*, vol. II, Pulheim 1987, pp. 40–48, 52–53, and see also pp. 12–15; Jeggle, *op. cit.*, pp. 244–245, 309–324; Kaplan, *op. cit.*, p. 128.

social scene, Jewish teachers were often leading members and sometimes among the initiators and founders of various local *Vereine* – such as Levi Cohen of Borken, who initiated, chaired and led the stenographic society in his town.²² In some cases, they joined existing societies, including prestigious ones such as the *Turnverein* or *Männergesangverein*, and became secretaries or committee members. In the Weimar period, Jewish teachers are not found in the *Vereine*, even as ordinary members, unless they had joined before the First World War. The primary reason was that there were far fewer rural Jewish teachers at that time than earlier, since Jewish education was the first victim of the crisis of small communities, mentioned at the beginning of this essay. Teachers who worked in small communities had a much reduced social status than before the war: their salaries were low, and became even lower in real terms as community leaders did not increase them in line with the rising cost of living. They therefore had to resort to other work, some of it considered degrading, and even ask for welfare support, *Zedaka*. Their social position had therefore largely diminished. At the same time, the invisible barrier limiting Jewish access to the respected local *Verein* became more impenetrable during Weimar times, and Jewish teachers could no longer cross it.

These hidden boundaries are displayed more clearly when we come to the question of which *Vereine* did not have Jewish members, a question not easy to answer for several reasons. First of all, the network of small town *Vereine* developed to such an extent that in many places there were more *Vereine* than Jews. Weiden, in Bavaria, with a population of about 20,000, had no less than 220 *Vereine* in 1932. Villingen, in Baden, had about 150 *Vereine* at that time. Boppard am Rhein, with a population of about 9,000, had 70 *Vereine*.²³

Apart from that, only scanty information exists about the complete make-up of village or small-town *Verein* networks. Detailed lists are hard to come by, and even when found give no information about the social characteristics of the *Verein*. There were in Germany several competing social milieus providing alternative social and political networks for their members.²⁴ Most of the local *Vereine* were connected with the existing social divisions, so that one Rhine Province town might have, for example, several *Turnvereine* – one Catholic, one or even two *Bürgerlich* (one being more right-wing than the other), and – in the industrialised areas – one Socialist, and perhaps also a Communist *Turnverein*.

As for the Jews, they had no access to Catholic *Vereine*, and wanted no connection with the left-wing ones. They were, as we noted earlier, part of the *Bürgerlich* milieu, and were linked with its *Vereine*. As it is hard to discover which local *Vereine* catered for that milieu, it is not easy to identify a pattern concerning the types of bourgeois *Vereine* in which Jews were not members. From what I found, it seems

²² Mechtild Öning et al., *Leben und Schicksal der Juden in Borken*, Borken 1989, p. 47.

²³ Hopwood, *loc. cit.*, p. 233, note 8; *Adressbuch der Stadt Villingen*, 1930–1932; Eidson, *loc. cit.*, pp. 361, 362.

²⁴ The basic study is Thomas Nipperdey, ‘Parteiensystem und Sozialstruktur: Zum Problem der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft’, in Gerhard A. Ritter (ed.), *Die deutschen Parteien vor 1918*, Köln 1973.

that one of these was the local *Karnevalverein*. Such societies existed in small towns, sometimes in villages, but apparently they had no Jewish members. However, it should be mentioned in this context that the *Karnevalverein* of Cologne, home of the largest German carnival, did have Jewish members, some in prominent positions. Similarly, the Düsseldorf carnival society also had Jewish members. It would appear that in big cities the carnival-type jollity and humour is more anonymous, while in the smaller places, where everybody knows everybody else, the situation must be more personal.²⁵ Making this kind of fun went beyond the limits allowed to Jews.²⁶

Another type of society without Jewish members was the *Reitverein* and/or the *Pferdezuchtverein* (equestrian and bloodstock societies). In the places we have examined, this society had high status and developed in the small towns during the second half of the Weimar period, when motorisation reduced the use of horses for agriculture and transport; riding therefore increasingly took on the character of a leisure activity. Horse-breeding, in particular, gradually came into the domain of a wealthy elite, to which Jewish access was very limited. In my opinion, some affluent Jews could have entered such *Vereine*, had these societies developed earlier, at the beginning of the twentieth century.²⁷ In the late Weimar years, however, the social possibilities had changed. A similar explanation might also account for the very limited presence of Jews in historical preservation societies in small towns, while in larger places, where such associations had an older tradition, Jewish presence was much stronger.

So far, we have spoken about the barriers that kept Jews from joining *Vereine*. Were similar impediments also evident within the *Vereine*?

To find an answer, we should consider what positions Jews could reach within the *Vereine*, remembering that Jews had played a prominent role in introducing the *Vereine* into small towns and villages, shared in their founding and organisation, and provided vital financial support.²⁸ Jews did, indeed, reach some high positions in local *Vereine* – as treasurers, secretaries and committee members. They were especially prominent in merchant and trade societies. But the invisible barrier again becomes apparent when we look for Jews as chairmen of *Vereine*, even those that they had themselves founded. Siegfried Hony, an industrialist in Wissen near Betzdorf, in 1925 established a *Sportverein* called “Siegfried” (his own name).²⁹ This

²⁵ See Pflaum, *loc. cit.*, p. 171.

²⁶ In the few places that did have Jewish members, these were old societies that had had Jewish members before the Weimar area. See Willi Feld, with occasional collaboration by Thomas Starosta, *Geschichte des Judentums im Kreise Steinfurt von den Anfängen bis zur Vernichtung*, (Steinfurter Hefte, 13), Steinfurt 1991 (März 1991), p. 68 (relates to the Wilhelminian period, without information on participation during Weimar: see also p. 78); conversation with Michael Heyman, 28th September 1995 (Emmerich).

²⁷ In Württemberg, a Jew was the founder of a village *Reitverein*. See Jeggle, *op. cit.*, p. 248 (the year of foundation was not given).

²⁸ See note 4, and also Jeggle, *op. cit.*, p. 248.

²⁹ Of course, “Siegfried” is a very old German name. But the fact is that the local inhabitants did think that Hony had named the *Verein* after himself, as shown in the source mentioned in Note

Verein was considered Jewish by the Nazis, who disbanded it when they came to power. But Hony himself held in it only the role of *Sportobmann* (sports director), and not chairman.³⁰ We find similar cases in other places. For a Jew to become chairman – such as Karl Dannenbaum, the chairman of the *Ladeninhaberverein* (shop-keepers’ association) of Rheda in Westphalia³¹ – was very rare indeed.

The case of Siegfried Hony, who founded a *Verein*, gave it his own name, but was not its chairman, indicates that the Jews accepted the existence of a social code that limited possibilities for them within their own society. It should be emphasised quite strongly that village Jews accepted these barriers and nurtured no resentment against them. They felt themselves “at home” in their communities, wanted to belong to the local social system, and bore no grudge against it, even when its codes discriminated against them.

From the second half of 1930 – that is, just a few months before the *Reichstag* elections leading to the big breakthrough of the Nazi party – there is a sharp decrease in the number of press reports about various public honours accorded to Jews by *Vereine*, or even by the Christian public. Not that Jewish notables suddenly stopped having golden weddings, significant birthdays, or, on the other hand, funerals – just that such occasions, which had formerly evoked some form of public recognition, were now mostly confined to Jewish circles. Phrases such as “the great popularity of the deceased was demonstrated by the large attendance of local inhabitants from all classes and religions” became rare in the press, and reports about the presence of *Vereine* on Jewish social occasions are even more rare.

This could be partly attributed to the economic crisis and its severe effects on the *Vereine*, many of which were completely or partly paralysed financially.³² But the main reason is to be sought elsewhere, as demonstrated by the reports themselves, including those that did tell of Christian participation in Jewish occasions. Some of them explicitly mentioned that this was in spite of the local public mood. A report about a torchlight procession held in Moers, for example, on the eighty-fifth birthday of a local Jew, noted that this happened “in spite of the anti-Jewish current, which unfortunately is strong here too”.³³ An indication of the social position of Jews is the sudden flourishing of Jewish *Vereine* in the small towns, and especially the creation of many local *Jugendbünde*. Jewish youth felt rejected by the society surrounding them, and turned inwards. However, Jews who were already members of existing *Vereine* stayed there – until they were thrown out by the Nazis.

30. He could not have been so isolated from local life as not to realise the implications of giving the society his own name. Nevertheless, this is what he did.

³⁰ Günter Heuzeroth, ‘Jüdisch-Deutsche Bürger unserer Heimat. Teil III’, in *Heimat-Jahrbuch des Kreises Altenkirchen*, XIX, 1977, p. 124. For another example see *C. V.-Zeitung*, x, No. 6 (16th February 1931), p. 63).

³¹ *Israelitisches Familienblatt*, XXXIII, No. 38 (24th September 1931).

³² Oded Heilbronner demonstrated that point on the *Vereine* in the Schwarzwald region. See especially ‘Der verlassene Stammtisch’, *loc. cit.* (note 5).

³³ *Israelitisches Familienblatt*, XXXIII, No. 6 (5th February 1931), p. 5.

Turning from the outward relations of Jews to an inner sphere, that of religious life in small communities, here the Jews were especially distinct as a group differing from all other village dwellers. This is therefore a crucial point that needs examining from the perspective of the interrelationship between Germans and Jews. It is here that the interplay between various social forces can be observed: the Jewish tradition on the one hand, the *Bürgerlich* value-orientations transferred from the towns on the other, together with the role of local village value-systems and public opinion; it can then be seen how all these came to shape the Jewish way of life and self-perception³⁴ at the local level.

In many modern articles about German Jewry, and in talks with German Jews who grew up in the cities, *Dorffjuden* are described as thoroughly traditionalist Jews. The villages are depicted as bastions of the Jewish religion, where Orthodoxy had survived the winds of modernism, and Jewish religious laws were kept wholeheartedly, even if not to the letter – since *Dorffjuden* were not considered experts in the Jewish *halacha*.³⁵ Those characterisations contrast with descriptions in Jewish journals of the Weimar period itself, which sometimes give a picture of the villages as places where Orthodoxy is nearly non-existent.³⁶

It is among Jewish Orthodox spokesmen and in Jewish Orthodox journals that there is found a truly desperate tone in describing the position of religion in the villages. Even in Bavaria, usually considered the strongest bastion of village Orthodoxy, local rabbis discussed the state of religious life in extreme terms. One, speaking at an Orthodox gathering, said that “*in manche Kreisen auf dem Lande scheint fast alles jüdische Leben erloschen*.”³⁷ Another Orthodox rabbi, Dr. Wohlgemuth from Kitzingen, went so far as to describe the position in the small communities as a “*Zeitalter des Achas*”³⁸ – that is, a time when most of the people of Israel were committed to “*Avoda zara*” – the worship of idols.³⁹ Orthodox newspapers, such as *Der Israelit* in Frankfurt and the *Jüdischer Beobachter* in Cologne also dealt extensively in the early 1920s with what they described as a crisis of religion in the villages.⁴⁰ In fact, Orthodox organisations even in-

³⁴ For a background to the connection between self-identity and religion, see Hans Mol, ‘Introduction’, in *idem* (ed.), *Identity and Religion. International Cross-Cultural Approaches*, London 1978, pp. 1–17.

³⁵ This view is depicted in numerous books and articles about village Jewry. See especially Hermann Schwab, *Jewish Rural Communities in Germany*, London n.d. [1956?]. For a more careful treatment of the subject, see Werner Cahnman, ‘Village and Small-Town Jews in Germany’, in *idem*, *German Jewry. Its History and Sociology*, Oxford n.d., pp. 53–55. Despite the title, his remarks refer only to the Baden and Württemberg areas; for the areas that we researched, in many respects we reached different conclusions.

³⁶ See, for example, Sally Neuburger, ‘Spezialfragen jüdischer Berufsberatung’, in *Gemeindeblatt Aachen*, V, No. 1 (1st June 1930), p. 2.

³⁷ *Bayrische Israelitische Gemeindezeitung*, I, No. 7 (18th August 1925), p. 116.

³⁸ *Ibid.*, III, No. 12, (13th December 1927), p. 11.

³⁹ It should be noted, however, that he did not use the term “*Zeitalter des Manasse*”, which is described in the Talmud as a time when everybody would have run to commit *Avoda Zara*. See Tractat Sanhedrin, 102b.

⁴⁰ *Der Israelit*, 60, No. 49/50 (18th December 1919), pp. 4–5; 61, No. 1 (8th January 1920),

initiated money-raising collections to help maintain or revive Jewish life in village communities, but the results were far from successful.⁴¹

The basic information gathered about the villages in the areas mentioned clearly indicates that most of the village and small-town Jews in them were not religiously Orthodox. They did not observe all the Jewish commands (*Mitzvot*), and they had neglected some of the most important ones. On the other hand, they were not secular or assimilated either. *Dorffjuden* were not homogenous – almost every village housed some Orthodox Jews who tried to keep the religious rules as strictly as they could. In some communities, too, were found extremely assimilationist Jews, who did not regard themselves as Jews at all. The great majority, it seems, were somewhere in the middle, keeping some of the Jewish rules and traditions, and trying to find their way as faithful Jews, patriotic Germans and loyal members of local society.

One important test concerning the amount to which a Jewish community observes the *Halacha* is the existence of Jewish ritual baths (*mikva’ot*). The *mikve* is an extremely important religious institution, as a Jewish married couple cannot touch each other after the wife’s menstruation until she has gone to the *mikve* and purified herself in the water (*tahara*, cleansing). Observation of the *tahara* rules is considered extremely important: and breaking them is one of the worst offences in Judaism, comparable with eating on the fast of *Yom Kippur* (the Day of Atonement) or eating *chametz* at Passover.

Keeping these rules, however, is rather inconvenient, and the maintenance of *mikva’ot* is costly. Therefore, with the spread of religious indifference and ideas of religious reform, it was the *tahara* rules that were among the first to be discarded, initially in the private sphere, as more and more couples failed to obey them, and then at community level, as communities controlled by reformers abandoned the maintenance of their *mikva’ot*. Therefore, the existence of ritual baths is an excellent indicator of the level of Orthodoxy within an area.

Figures published for Bavaria in 1926 show that most village communities there still maintained such baths, in spite of the economic situation, as follows:

Central Franconia: 45 communities, 38 ritual baths.

Lower Franconia: 112 communities, 97 ritual baths.

Swabia: 13 communities, 11 ritual baths.

Upper Franconia: 23 communities, 8 ritual baths.

pp. 3–4; No. 3 (22nd January 1920), p. 7; No. 5 (5th February 1920), pp. 3–4; No. 13/14 (1st April 1920), p. 4; No. 18 (6th May 1920), p. 9; No. 20/21 (20th May 1920), pp. 4–5. *Jüdischer Beobachter*, I, No. 4 (18th February 1921), p. 2; II, No. 13 (31st March 1922), p. 1. Specifically for the Rhine Province, see the dramatic opening of the discussions in the annual meeting of the *Verein für die jüdische Interessen Rheinlands*, in the *Jüdischer Volksfreund*, XVI, No. 2 (4th March 1920), p. 1, in *Der Israelit*, 61, No. 9 (4th February 1920), emphasising the grave concern for the fate of the *Landgemeinden* as a factor apparent in all the lectures and discussions.

⁴¹ On the *Rettungstag für die jüdischen Landgemeinden* in April 1920, see *Der Israelit*, 61, No. 11 (18th March 1920), pp. 1, 3; No. 12 (25th March 1920), p. 1. On the relatively small sums of money that Orthodox organisations could allocate to *Landgemeinden*, see *Der Israelit*, 61, No. 30 (29th July 1920), p. 5; No. 40 (7th October 1920), p. 4.

Yet Palatinate: with 74 communities, had only one *mikve*.⁴² For the Rhine Province and Westphalia we have no reliable figures, but we know for certain that there were hardly any *mikva'ot* in the small communities. There were a few, maintained with financial assistance by town-based Orthodox organisations such as the *Verein für die jüdischen Interessen Rheinlands*, based in Cologne, but it is obvious that the ratio of ritual baths to communities is closer to that of the Palatinate than to that of Lower Franconia.

Another important religious law that was broken in the villages is that forbidding work on the Sabbath. In very many villages, most or all of the Jewish shopkeepers opened their businesses and sold merchandise on that day. Often, some concessions were made to tradition: the shop was not “officially” open, but the goods were sold nearby, or inside it, but behind closed doors. In other cases, the shop was closed during the time of Sabbath morning prayer. In any case, the Sabbath rules were broken, and that publicly, as everybody knew what was happening inside the shop.

Nor did most *Dorffjuden* observe the religious laws in their private lives either. They did not pray regularly as required by Jewish law – in fact, there was hardly any small community in the West where public prayers were held in the synagogue on working days, even in communities that had the necessary ten people (the *minyan*) required for holding public prayer. Most village Jews did not lay their *tephillin* (phylacteries), did not say grace before and after eating, and were little concerned with the study of Jewish religious texts, although many of them were interested in German or classical writers.

Apart from religious laxity, village Jews seem to have lost part of their celebrated sense of Jewish solidarity, exemplified in many stories and recollections by the warm hospitality with which they received fellow Jews who came as visitors to their village. Reading the Jewish papers of the Weimar time, one can still find descriptions of *Dorffjuden* hospitality in the literary sections, in stories or anecdotes concerning village life. But in the news pages might be found an account of a Jew from Frankfurt who came to a village (apparently in Hessen) and found that all the Jewish families, except one, refused to supply him with kosher food, even if he paid for it.⁴³ That story fits the information I found in the files of a small community in the Palatinate, Böhl-Iggelheim, that did not have ten members and therefore every year, for the high holidays, had to bring two or three Jews and someone to lead the prayers from nearby towns. The financial records show that that these guests were not invited to stay with Jewish families: the money for their lodging was paid to Christian innkeepers. These changed, so it was not a question of one who specialised in housing the Jewish guests. Only from 1931 onward was some of the rental paid to a local Jewish woman – another source of income in those hard times.⁴⁴

⁴² *Bayrische Israelitische Gemeindezeitung*, II, No. 5 (7th May 1926), p. 151.

⁴³ *Der Israelit*, 62, No. 38 (22th September 1921), pp. 3–4.

⁴⁴ Central Archives for the History of the Jewish people, Jerusalem (hereafter CAHJP) Rep. Pf III, 2a-2j.

I shall not go into a detailed analysis of the causes for “Das jüdische Problem auf dem Lande”⁴⁵, as I have dealt with that subject elsewhere, but will mention that it resulted from a combination of several factors: one long-term, one medium-term and one short-term. The long-term process was the decline in Jewish observance which, according to Werner Cahnman, had already begun in the wake of the Shabbatai Zvi messianic movement (i.e. in the late seventeenth century), although in my opinion it had more to do with the coming of modernism and the influence of cities on the Jews, who were more bourgeois in their inclinations than most village dwellers and enjoyed better connections with city life and fashions⁴⁶ It led to the inability of newer generations to acquire the authentic religious feeling that former generations had felt in connection with observance of the *mitzvot*.⁴⁷ “What had been a divine commandment for the grandfathers tended to become a hallowed usage for the fathers and finally was performed merely... because public opinion seemed to insist on it”.⁴⁸

The best-known factor is that of the decrease in Jewish village population, and the consequent inability of the communities to maintain their former Jewish institutions, especially in the field of education. This well-known process began towards the end of the nineteenth century, and was the reason that the younger generation of *Dorffjuden* grew up with little or no Jewish education.

It was through the weakening of religious feeling that the population decline had serious effects. When community numbers dwindled, each member had to pay more in order to keep a teacher and a school, and it was harder to find a *minyán* every day. Community members were required to make sacrifices, especially financial ones, to continue religious life; given the decrease in religious feelings, more and more people were unwilling to make such sacrifices.

The last factor was the First World War, which demanded much heavier sacrifices.⁴⁹ The limits set on trading activities, especially the appointed days of business, made it hard for merchants and customers to observe the Sabbath. The difficulties in food supply and production made it very hard to obtain kosher foods, such as margarine, that were not produced locally. And the lack of ritual slaughtermen (*shochatim*), as well as government instructions limiting the amount of *shechita*, made it impossible for many *Dorffjuden* to obtain kosher meat. An Orthodox rabbi from Cologne, Rabbi Wolf, discussing Jewish life during the war, singled out what he called the “stomach question (*Magenfrage*)” as a problem which defeated the Jewish spirit,

⁴⁵ This is the title of an article by Dr. Theo Heymann in the *Jüdischer Beobachter*, I, No. 4 (18th February 1921), p. 2.

⁴⁶ This point is convincingly demonstrated by Jeggle, *op. cit.*, esp. pp. 219–257.

⁴⁷ Cahnman, pp. 54–55.

⁴⁸ *Ibid.*, p. 18, based on Erich Rosenthal, ‘Eine jüdische Kleinstadtgemeinde’, in *Der Morgen*, IX (1933), pp. 372–378.

⁴⁹ What follows is based mainly on a speech by Rabbi Wolf, the rabbi for the *Verein für die jüdischen Interessen Rheinlands*, given at the meeting of the organisation’s members on 2nd February 1920. It was printed in the *Jüdischer Volksfreund*, XVI, No. 2 (4th March 1920), pp. 2–3, annexed to *Der Israelit*, 61, No. 9 (4th March 1920).

bringing a “frighteningly large part of the population to religious despair”. Had those Jews confronted such hardships in the nineteenth century, they would have endured them. But in smaller communities, with many members completely or partly indifferent to religion, the results were otherwise, and the end result was what Orthodox spokesmen in the cities called a crisis or a decline. But apathy towards religion did not altogether conquer the *Landgemeinden*. Our findings show that although most village communities were not Orthodox, their members cannot be defined as “secular”, not even as “religiously indifferent” in the full sense. They did keep some forms of Jewish religious life, and sometimes kept them very devoutly.

The *mitzvot* that were kept in the Western villages can be divided into several general groups, the first of which are the ones connected with the rites of passage – the turning points in the life cycle. It is then, according to sociological theory, that people most need the comfort of shared beliefs: therefore religious rituals connected with them have a special appeal. This theory has its limitations, but it is known that among other parts of German society that had undergone processes of modernisation and secularisation, for example the bourgeoisie and working classes, religious rituals such as baptism or marriage were retained longer and by more people than were other religious duties.⁵⁰

In the Jewish village and small-town communities, all religious rituals related to the rites of passage were kept fully, according to Jewish traditions, and with the enthusiastic participation of all – or nearly all – community members. Such rituals were the *brit mila* (circumcision) eight days after birth; the *barmitzvah* performed on the threshold of adulthood, at the age of 13; the wedding ceremony; and the rites of burial.

The second group of religious commandments kept by small communities concerned public prayers on special occasions. The most important of these, observed even at great financial sacrifice, was the public prayer at the High Holy Days. Many communities brought a special prayer-leader for that occasion, while those that did not have the ten men required for a *minyan* called on *Minianleute* from nearby towns, paying them for their services; for example, the Jews of Böhl-Iggelheim in the Palatinate invited a *chazan* (cantor) from Frankfurt and two or three *Minianleute*. The expenses sometimes represented 40% of a community’s yearly budget. In 1931, a year in which the economic situation worsened and efforts were made to cut some expenses, the community brought in a new and more highly-paid *chazan*. The former prayer-leader was also called on, at a much reduced fee, apparently to act as assistant. Clearly, this was a field which no one considered as a target for financial savings.⁵¹

⁵⁰ Gerhard A. Ritter, *Staat, Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung in Deutschland*, Berlin, Bonn 1980, p. 30. See the information about the high level of religious ceremonies in W. Konze, ‘Sozialgeschichte 1850–1914’ in H. Aubin, W. Zorn (eds.), *Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte*, vol. II, Stuttgart 1976, p. 668.

⁵¹ CAHJP, Rep. Pf. III, 2, a-j.

In most village communities, so long as there were enough Jews in the village, a *minyan* was gathered every Sabbath. Small-town Jews, on the other hand, did not exert themselves to constitute a *minyan* every Saturday.⁵²

The third general group of commandments kept by most village and small-town Jews were those connected with the home and family life, supervised mostly by women. Jews kept kosher, ate the festive meals required on the Sabbath and holidays, and recited *kiddush* over the wine. At Passover, they eschewed leaven and ate *matzot*. This would suggest that Marion Kaplan’s claim that Jewish women were more tradition-bound than men during the Kaiserreich⁵³ might also have been true for villages in the Weimar time. Some reports from small communities support this, indicating that Jewish women had observed certain *mitzvot* more devoutly than their menfolk.⁵⁴ We must not, however, think that village women were Orthodox, as we know that most of them did not observe the rules of *tahara*, nor the strict observance of the Sabbath. Some also helped their husbands in his business on Saturdays. Jews in the Weimar time had an additional reason, besides religious devotion, to keep a kosher kitchen: they wanted their parents and other relatives to eat with them in their homes. As I was told by a woman who grew up in a non-Orthodox family in Marsberg: “My parents kept kosher at home, but I don’t know what they ate when they travelled to Cassel”.⁵⁵

This remark, when we think of it, tells us something more: even if her parents did eat non-kosher food, they did so in the big town. They did not do it in their own town, in front of their neighbours. Indeed, a profile of an outspokenly Liberal Jew in Lechenich, based on descriptions by local inhabitants, bore two distinctive marks: he voted for the *Deutsche Demokratische Partei* (whereas other Jews voted for the *Zentrum*), and he ate pork openly, at home and elsewhere – which tells us that other Jews did not do so.⁵⁶

Reverting to the first two groups of commandments, connected with rites of passage and with the synagogue and public prayers, I believe that they share a common denominator, and that this relates to social and religious norms of the village. The Jews were part of the village community, typically one in which religion and religious rituals played a major role in social norms, self-identification and also in social life – especially in the Catholic villages in the Rhineland and Westphalia. Local public opinion did not look favourably upon the religiously indifferent. Just as Catholics were expected to keep to the rules of their religion, so were the Jews expected to obey the ordinances of *their* religion. The two groups of commandments observed by most Jews were those which were parallel with the Christian com-

⁵² See, for example, *Gemeindeblatt Aachen*, I, No. 6 (1st September 1926), p. 4. The same conclusion was reached by Siegfried Ucko, who wrote about the small communities in Württemberg. Siegfried Ucko, ‘Die Kleingemeinde’, CAHJP, Inv. 1418.

⁵³ Kaplan, *op. cit.*, esp. Chapter 2.

⁵⁴ See, for example, Franz Blanke, *Juden in Anröchte seit 1619*, Anröchte 1991, p. 185.

⁵⁵ Conversation with Berta Rehberger, 22nd May 1995.

⁵⁶ Heidi and Cornelius Bormann, *Heimat an der Erft, Die Landjuden in den Synagogengemeinden Gymnich, Friesheim und Lechenich*, Erftstadt p. 37. 1994,

mandments observed by most Christian villagers. The rituals pertaining to rites of passage were, as already noted, performed by most Germans, the percentage of participants being higher in villages than in the towns.⁵⁷ While Sunday church attendance had declined sharply in the towns, it remained very high in the villages, especially Catholic ones. Catholic villagers, even in the 1970's, referred to Sunday church attendance as their "Sunday duty".⁵⁸ Under these circumstances, Jews felt that they should also perform their rites of passage in accordance with tradition, and that they too should carry out their "Saturday duty" in the synagogue. This was part of their outlook as villagers. Therefore, even most of those who ate non-kosher food did not do so publicly. In many small towns, where there was less pressure from local opinion, Sabbath prayers were not held regularly, and in villages and towns where such prayers were held, Jewish memoirs tell us that the *Schwätz* – the chats in the synagogue courtyard – and not the prayers, were considered the main attraction. This shows that prayers were seen by many village Jews to be a social, rather than a religious occasion – a social duty carried out against the background of a local society and a Jewish tradition in which social and religious obligations were mixed and everyone was expected to fulfil both.

Jews in Weimar villages, especially Catholic ones, felt themselves part of the local community to the extent of participating in Catholic occasions. Numerous reports tell us that Jews decorated their homes on Catholic holidays and festivals; on rare occasions Jewish individuals even took part in Catholic processions.⁵⁹ When Catholic bishops visited, local Jews also decorated their homes, and hung signs that said: "*Bin ich doch ein Israelit, ehre ich auch den Bischof mit*", or similar phrases.⁶⁰ The Jews also showed special respect for local clergymen. It was common practice, from the nineteenth century onwards, to invite them to important community celebrations, such as the inauguration of a synagogue. In the Weimar time, it became usual after such inaugurations to organise a banquet in a nearby hotel or restaurant and invite the local dignitaries (in a small town) or the whole population (in a village). Jewish communities also welcomed new clergymen with newspaper advertisements conveying their greetings, such as the following, published in the *Borkener Zeitung* when a new Dean took office:

⁵⁷ See the information for the Aachen area in Günter Plum, *Gesellschaftsstruktur und politisches Bewusstsein in einer katholischen Region 1928–1933*, Stuttgart 1972, p. 217, n. 88; p. 229, n. 4; p. 282, Ap. 9.

⁵⁸ Günter Golde, *Catholics and Protestants. Agricultural Modernization in Two German Villages*, New York 1975, p. 171.

⁵⁹ See, for example, Manfred van Rey, *Leben und Sterben unserer jüdischen Mitbürger in Königswinter*, Königswinter 1985, p. 89.

⁶⁰ The quotation comes from Kobern. See Elisabeth Haas-Reck, 'Juden in Kobern' in *Kober-Gandorf – von der Vergangenheit zur Gegenwart*, [no place of publication] 1980, p. 267. For similar occurrences, see Heuzeroth, *loc. cit.*, p. 128 (Betzdorf); conversation with Janet Wolf, 16th April 1995; Stegemann, Eichmann, *op. cit.*, p. 260 (Wulfen); Anton Lehnhäuser, 'Geschichte der jüdischen Gemeinde in Essen-Steele' in *Das Münster am Hallweg*, 28 (1975), No. 6, p. 130.

In Borken jubelt groß und klein
 Drum wollen auch dabei wir sein
 Und rufen dem Priester, dem würdigen, frommen
 Freudig entgegen: “Sei herzlich willkommen!”
 Die Israelitische Gemeinde⁶¹

Jews always participated, making handsome contributions, in collections for church building or renovation. There are far fewer reports of similar respect paid by Christian clergymen to their Jewish counterparts.

We also read of Jewish girls (but not boys) who attended church services with their Christian friends; one such girl from Kröv was severely reprimanded by the priest for missing a service. These church visits took place with the knowledge of the parents.⁶²

Village and small-town Jews in Western Germany had a rather complicated self-perception, based on seeing themselves not only as Jews and loyal Germans, but also as members of the local *Gemeinde*,⁶³ willing to adapt to its special norms and attitudes – or rather, as the community itself was not a homogeneous social unit, to the norms and attitudes of the local *Dorfbürgertum*. Religious life and participation in local *Vereine* – in which the Jews ungrudgingly accepted norms that discriminated against them – were two important spheres in which this tendency was demonstrated. As the Jewish community dwindled, its members emigrating to the towns, the force of Jewish public opinion lost its significance as a medium for social control. In contrast, the public opinion of Christian neighbours in the village retained its importance, and local norms came to play a decisive part in shaping Jewish public behaviour, including its religious activities. So, not only Jewish tradition but also Christian value-orientations came to play a major role in shaping the form that Jewish religious life took in the small communities. By combining parts of their own tradition with those Gentile values, village Jews might indeed have felt themselves to be simultaneously loyal Jews and good Germans and community members. All over Germany, Jews from various regions and social groups made efforts to come to terms with both *Deutschtum* and *Judentum*, hoping to create a German-Jewish symbiosis. In the norms that dominated the social and religious life of village and small-town Jews, we can see one example of these efforts – efforts whose last remnants were destroyed with the synagogues in November 1938.

⁶¹ Öning, *op. cit.*, (note 22), p. 30.

⁶² Hubert Gessinger, *Die Juden von Zeltingen-Rachtig*, [no publishing details], p. 27. Note the father's reaction to the priest's words.

⁶³ On identification with the local community as a social force, see John Theibault, 'Community and Herrschaft in the Seventeenth Century German Village', in *Journal of Modern History* 64, No. 1 (March 1992), pp. 1–21.

CLAUDIA T. PRESTEL

The “New Jewish Woman” in Weimar Germany*

Harriet Freidenreich has argued that “prior to the Nazi era, Germany and Austria certainly produced a very large number of ‘new women’ of Jewish origin, but the ‘new Jewish woman’, a modern woman with a strong, positive Jewish identity, had scarcely begun to emerge”.¹

It seems a rather harsh judgement and in this paper I shall argue that the phenomenon of the “new Jewish woman” was evident much earlier and was fairly common in the Weimar Republic. The Jewish press, for example, published numerous articles on modern women and modern marriages as well as on the “new family” in the 1920s.

The majority of the “new Jewish women” certainly belonged to the middle class; however there can be no doubt that the phenomenon was also evident in lower strata of society. For the purpose of this paper, I define the “new Jewish woman” as a “new woman” with a Jewish identity, understood in a broad sense. The “new Jewish woman” is one who possessed either a secular or a religious Jewish identity; I include women who were critical of certain aspects of Judaism, since in the 1920s it was possible to feel a strong sense of belonging to the Jewish people while at the same time distancing oneself from communal or religious life. With this definition in mind I will analyse some aspects of the life of the “new Jewish woman”, especially the perception of the body and attitudes towards sexuality, motherhood, marriage, birth control and sport. Other points I will address are involvement in communal matters or Jewish organisations, the role of religion and the role of so-called mixed marriages in the creation of the “new woman”.

* This study was made possible by grants from the Deutsche Forschungsgemeinschaft and the Fritz Thyssen Stiftung.

¹ Harriet Pass Freidenreich, ‘Jewish Identity and the “New Woman”’: Central European Jewish University Women in the Early Twentieth Century’, paper delivered at a conference on Gender and Judaism, Ohio State University, Columbus, Ohio, 27th April 1993. I would like to thank Harriet Freidenreich for the manuscript.

The “New Jewish Woman” and Jewish Public Life

At the beginning of the twentieth century, women were expanding the range of their activities in Jewish communities and by the end of the first decade the idea of equality was being discussed. In the field of social work the demand for “absolute equality” was raised in 1909 within the *Verband für jüdische Wohlfahrtspflege*, a Berlin social welfare organisation with eight female and 64 male members. It was the state authorities who blocked this first attempt.² In the same year, however, the *Deutsch-Israelitische Gemeindegemeinschaft* (DIGB) (Association of German-Israelite Communities) allowed women to vote, provided they were single, independent and paid taxes to the community.³ Even if only a small number of women could vote—and even this small number was kept from active participation⁴—this decision acknowledged the emergence of the “new Jewish woman”: the single, independent woman who supported herself financially and could therefore be an equal member in the decision making process of the affairs of German Jewry. As a consequence of the grant of suffrage to women in Germany after World War I, Jewish women received almost equal rights in the newly founded *Landesverbände* (associations of Jewish communities) in Prussia and Bavaria⁵ and in Prussia about 10% of the deputies elected were women.⁶

In the Prussian *Landesverband* we find personalities with names well-known not only among German Jewry but also within non-Jewish society, such as Henriette Fürth (1861–1938), Ernestine Eschelbacher (1858–1931), Else Rabin, Paula Ollendorff (1860–1938), head of the social committee, Siddy Wronsky (1883–1947), head of the population policy committee, the lawyer Margarete Berent (1887–1965) (in 1932 elected deputy secretary of the *Engere Rat* and head of the department for the preservation of artistic and cultural monuments), the social worker and police official Martha Mosse (1884–1977) and the historian Ellen Littmann.⁷ Some of these women—like Ernestine Eschelbacher, a rabbi’s wife—might not have been “new women” in the narrow sense,⁸ but were so in their public activities. This

² *Israelitisches Familienblatt*, 23 December 1909, p. 10; *Der Gemeindebote*, 10 December 1909, p. 1.

³ CAHJP (Central Archives for the History of the Jewish People, Jerusalem), Kn, II, A, III, 6.

⁴ The DIGB withheld the passive vote (the right to be elected) because this was regarded as too revolutionary a step, “too important to be bound up with the affairs of a minority”. CAHJP, M 1/9.

⁵ A compromise with the conservative faction was, however, reached and women were excluded from committees dealing with conservative religious matters.

⁶ This number is similar to that in secular society, where almost 10% of the delegates in the first National Assembly were women. Renate Bridenthal, Atina Grossmann, Marion Kaplan (eds.), *When Biology became Destiny. Women in Weimar and Nazi Germany*, New York 1984, p. 7.

⁷ In Bavaria, however, a smaller percentage of women were elected into the *Verband Bayerischer Israelitischer Gemeinden*. Towards the end of the Weimar Republic their number declined even more and in 1931 only three women were elected for the period 1932–1937. *Blätter des Jüdischen Frauenbundes* (BJFB), July 1931, p. 9.

⁸ About her self-perception see my article ‘Weibliche Rollenzuweisung in jüdischen Organisationen: Das Beispiel des Bnei Briss’, in *Bulletin des Leo Baeck Instituts*, 85 (1990), pp. 51–79.

generation of women was active in Jewish and non-Jewish organisations and fought for female rights in Jewish society,⁹ especially the suffrage. Their main organisation, the *Jüdische Frauenbund* (JFB) (League of Jewish Women) wanted women to participate in the Jewish community on an equal basis with men. The JFB attracted only about 20% of all Jewish women over the age of 30, however, a larger number of women might have supported the ideas of the JFB without becoming members; working-class background¹⁰ or their ideological orientation, for example Zionism, proved to be a hindrance for membership in the JFB. The organisation's fight for the vote was partially successful. The majority of Jewish women were enfranchised as women had the vote in six of the seven major cities and 31 communities.¹¹

Determining the actual participation in communal politics is a more difficult matter. Unfortunately no numbers are available on the number of women who voted¹² or on their voting patterns, however we can identify those elected onto the executive committees.¹³ Women were always a small minority,¹⁴ and often there were no women representatives but this should not lead us to the conclusion that the "new Jewish woman" was only an illusion since there are more relevant criteria upon which to judge the phenomenon of the "new Jewish woman".

The "New Woman" and Her Body: Motherhood, Marriage and Sexuality

A changed attitude towards sexuality, motherhood and marriage is one of the important signs of the "new woman". Shulamit Volkov has established that in the second half of the 19th century Jews practised birth control earlier than the non-Jewish population.¹⁵ This could be interpreted as a sign that Jewish women had gained

⁹ See my article 'The Role and Image of Women in Jewish Society in Germany before and after the First World War', in *Mentalities/Mentalités*, X, No. 1, 1995, pp. 21–47.

¹⁰ See Marion Kaplan, 'Sisterhood under Siege: Feminism and Anti-Semitism in Germany, 1904–1938', in Bridenthal *et al.*, *op. cit.*, pp. 175–176. In Munich and Leipzig, however, the local JFB tried to attract employed as well as younger women. *BJFB*, No. 5, May 1931, p. 4.

¹¹ Kaplan, *loc. cit.*, p. 180. In 1929 women had the active vote in 31 communities and the passive vote in 23. CAHJP, AHW/313a (I).

¹² Before each election, the JFB appealed to women to vote not in order to exercise their rights but their women's duty. This might be a sign that participating in elections was still not taken for granted.

¹³ Never more than six women were elected. In Frankfurt a.M., women were members of the *Vorstand* as well as the *Repräsentanz* from 1921, *BJFB*, February 1928, p. 2. In Munich, three women were in the *Gemeindevertretung* and one in the *Vorstand*. Two women headed committees, *BJFB*, July 1932, p. 9.

¹⁴ According to a list published in 1932 by the JFB, women were *Repräsentantinnen* in 31 communities. In Frankfurt a.M., Munich, Königsberg, Stettin and Mannheim, four to six women were on the board. Berlin, the largest community in Germany, had elected only three women, as had Hamburg. *BJFB*, July 1932, p. 9.

¹⁵ Shulamit Volkov, *Jüdisches Leben und Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert*, Munich 1990, pp. 138–142.

more control over their bodies at this time and no longer defined their identity exclusively through motherhood. Contemporaries criticised women for their unwillingness to continue the traditional life style and birth control could be seen as a step towards the development of the “new woman”. However, one should not confuse childlessness with liberation and motherhood with backwardness since it does not seem an adequate instrument for the historical analysis of women’s lives, as Gisela Bock has argued.¹⁶ For many Jewish women motherhood was not a hindrance to “new womanhood”. As in the case of the German socialist feminists a generation earlier this commitment to motherhood did not mean that these “new women” simply redefined traditional sex-role divisions. They aimed rather at making motherhood fully compatible with expanded opportunities in public life.¹⁷ Especially in Jewish society some of the “new women” expressed their strong Jewish identity through support of motherhood—at least in words—as there existed a general concern about the future of German Jewry. To take one’s responsibility towards a future generation seriously could be a sign of new womanhood since the earlier assimilated woman had not fulfilled her duties towards the Jewish people, although a simple correlation between the concern for the future and the decision to have large families cannot be assumed.¹⁸ Regardless of the predominant ideology, the birth rate continued to drop and women who successfully combined the mothering of several children with public life were the exception.

The emergence of the “new woman” went hand in hand with the emergence of the “new mother”. The “new woman” aimed at transforming motherhood. The “new mother” was supposed to be a friend, a partner for her children. Confidence replaced respect and unlimited authority was no longer the ideal. Lucy Mecklenburg writing in 1932 for the *Blätter des Jüdischen Frauenbundes* argued that it was best for the children if their mother no longer concentrated all her energies on them. On the contrary, only a creative professional woman was capable of spending quality time with her children. “Less is more” was the motto.¹⁹ These ideas were important for the creation of a new type of mother and the expectations defined new role models. If the woman who no longer defined herself exclusively through motherhood was set free from guilt feelings, women who dedicated all their time and energy to motherhood might have felt incompetent.

It was hoped that the changed relationship between mother and child would also lead to the revival of the “model Jewish family life since the various generations would live together out of free will and not bound by tradition alone”. Hence the “new Jewish woman” had an essential function: she was the bridge between generations and therefore became an important element in the continuation of the Jewish people.²⁰

¹⁶ Gisela Bock, ‘Racism and Sexism in Nazi Germany: Motherhood, Compulsory Sterilization, and the State’, in Bridenthal *et al.*, *op. cit.*, p. 278.

¹⁷ Jean H. Quataert, *Reluctant Feminists in German Social Democracy, 1885–1917*, New Jersey 1979, pp. 105–106.

¹⁸ *BJFB*, July 1931, p. 11.

¹⁹ *BJFB*, May 1932, p. 13.

²⁰ *Die jüdische Frau*, 7th June 1925, p. 1.

Rahel Straus (1880–1963) is the classic example of the "new Jewish woman" who successfully combined motherhood not only with a professional career as a physician but fulfilled tasks in the Jewish community and in non-Jewish society as well. Fighting for suffrage and against antisemitism, lecturing to farmer's wives about breast-feeding, propagating Zionist ideas, participating in German and Jewish women's organizations, educating women for their new rights and duties, espousing birth control and fighting for the abolition of Paragraph 218 of the Penal Code, which made abortion a criminal offence, were only some of her fields of activity. She worked throughout her pregnancies until the "last minute" and started working again four weeks after giving birth.²¹ For her, a normal birth was no disease and all her children were delivered at home, because "a birth is part of family life".²² She opposed modern medicine where the physician had control over women's bodies: "... for the physician it is more convenient to direct a birth in a ... hospital, for the woman, however, it is a different feeling to be at home. One is not a number as in the hospital."²³

Even from today's point of view it is difficult to understand how this "new Jewish superwoman" (Harriet P. Freidenreich) managed. I was curious and began to search for Rahel Straus's recipe for success. With this end in view, I interviewed two of her daughters, Isa Emerich, the eldest, and Hannah Strauss, née Straus, the second born.²⁴ My main interest was to find out how the children viewed their successful mother. The contradictory elements in her personality²⁵ and the differing perspectives of her daughters quickly became apparent. The interviews also served to highlight the complex range of issues in evaluating the relationship between mothers and children, not least the significance of a mother's accessibility to her children; Rahel Straus herself argued that it is a need and a right of children to have the close attention of a mother.²⁶

Rahel Straus definitely did not dedicate all her time to her children, yet she was proud of them²⁷, had a clear sense of justice²⁸ without the suffocating tendencies of

²¹ Rahel Straus, *Wir lebten in Deutschland. Erinnerungen einer deutschen Jüdin 1880–1933*, Stuttgart 1961, p. 196. In 28 years of marriage, Rahel Straus gave birth to five children: Isa (1909), Hannah (1912), Samuel Friedrich (1914), Gabriele (1915) and Ernst Gabor (1922). Only when her last child was born did she leave work for six months in order to dedicate herself totally to her children and to regain strength, *ibid.*, p. 246.

²² *Ibid.*, p. 201.

²³ *Ibid.*

²⁴ Interviews with Isa Emerich in June and July 1995 in Haifa and with Hannah Strauss in March 1996 in New York. I would like to thank Isa Emerich and Hannah Strauss for their time and willingness to share important insights into their mother's life with me.

²⁵ Just to mention one contradiction: she did not believe in G'd, but believed that G'd gave us (the Jews) the Land of Israel. Interview with Hannah Strauss.

²⁶ Straus, *op. cit.*, pp. 142–143.

²⁷ This caused dismay for her children's friends. At a birthday party for her daughter Hannah, Rahel Straus asked several questions which the children—apart from her own daughter—were unable to answer. Hannah stood out as the intelligent one whereas the little guests felt humiliated and hurt. "Da geh' ich nie wieder hin" was the reaction of one of them. (Interview with Mrs Obermeyer, June 1995, Haifa. I would like to thank Mrs Obermeyer for her information.)

²⁸ Hannah Strauss recalls that she received a "Ohrfeige". When Rahel Straus realized that her

an over-concerned mother. On the contrary, for her daughters it was clear that “mother did not care”. The laissez-faire principle, instead of a strict upbringing with countless rules, provided the children with the freedom to develop themselves. For Hannah this method seemed to work, whereas Gabriele, the fourth child, needed more structure and guidance in her childhood and accused her mother of a lack of care.²⁹ Rahel Straus often shouted at her children—but did not regard this as something to be taken too seriously³⁰—and the education of the youngest son, Ernst, born when she was already 42, was left in the hands of Isa, the eldest daughter. With her own children, she repeated some of her childhood traumas associated with clothing—like not dressing them properly when they went out, justifying herself by saying she did not want them to adopt the mentality of rich children.³¹

The children might have also sensed that her husband, Elias Straus, was her first priority and she defined herself first as a wife and then as a mother.³² She regarded Straus as her intellectual superior and in general submitted to his will. The marriage had shaped her personality to such an extent that after his death in 1933 she changed radically.³³ On the one hand she became extremely “herrschsüchtig” (dominant)³⁴—on the other she could express her personality in a way which she had not been able to do before.³⁵ Ernst Straus, the youngest son, for example, recalls that “while father was alive, mother’s expression of views was constrained by her deference to his intellectual superiority and his intolerance for foolish talk”.³⁶

The relationship with her children and her mother was fraught with tension. Her mother would never visit her house again after she had been “so frech” to her and Isa, who was very beautiful, remembers several incidents when her mother tried to put her down.³⁷

There also existed a discrepancy between her public and private personae. Rahel Straus spoke about sexuality in public and wrote a pamphlet for mothers explaining how to discuss sex with their daughters.³⁸ Giving advice to other women was one

daughter was in the right she said: “Nun darfst Du mir eine Ohrfeige geben.” But Hannah did not box her mother’s ears. Interview with Hannah Straus.

²⁹ Interview with Hannah Straus.

³⁰ When one of the servants burst into tears after Rahel Straus had shouted at her, she tried to calm the maid by saying: “Why are you taking this so seriously? After all, I yell at my children too.” Interviews with Isa Emerich, June 1995, and Hannah Straus.

³¹ Interview with Hannah Straus.

³² She left her infant son for several months and stopped breast-feeding him because her sick husband needed all her attention. Straus, *op. cit.*, p. 210.

³³ Interview with Hannah Straus.

³⁴ Interview with Isa Emerich, June 1995.

³⁵ Interview with Hannah Straus.

³⁶ Memoirs written for his family. I would like to express my gratitude to Isa Emerich, who provided me with her brother’s memoirs.

³⁷ Interview with Isa Emerich, June 1995, and Mrs Obermeyer.

³⁸ *Wege zur sexuellen Aufklärung. Zwei Vorträge einer Mutter und Ärztin*, Munich 1930. She gave a copy to her own mother, who thanked her but declared: “‘Aber lesen, geliebtes Kind, werde ich es nicht.’ Generationsunterschiede! Nie hat sie über sexuelle Fragen gesprochen.” Straus, *op. cit.*, p. 257.

thing, providing her children with a sex education another: the topic was still taboo in Rahel Straus's house, as it had been in her mother's.³⁹

The reality as it was perceived by her daughters does not entirely fit the image she provides in her autobiography, an image by which she wanted to be remembered by the children and grandchildren for whom the memoirs are written. She was certainly not as perfect as she presented herself, but is this not human? Despite all her shortcomings and the problems she might have caused for some of her children, especially her eldest daughter who, in a way, was expected to follow a traditional role by having to take care of her younger siblings, she presented a role model for her grandson who in childhood loved and admired her despite her shouting at him.⁴⁰ In his eyes she was an exciting personality who wrote fascinating stories and offered far more than his other, more traditional, grandmother. The same holds true for her youngest son, Ernst, who as a child wanted a young mother like his sister and not an old woman like his mother.⁴¹ However in his memoirs he describes having her as his mother as the "greatest of good fortunes", "despite her severe shortcomings as a teacher, lack of pedagogic skills and impatience", since "living with mother was to be caught up in a whirlwind of exciting activities, to share her joy and excitement". At the same time he was aware of the difficulties this caused for his siblings because in "many ways mother proved too overwhelming for my older siblings, all of whom—with all their love and admiration—felt somehow oppressed by her". But he—as the youngest—was cushioned from my mother's overwhelming energies and strength of personality by a layer of four older siblings and ever increasing amount of public and private activities that my mother engaged in".⁴² Maybe the above-mentioned writer in the *Blätter des Jüdischen Frauenbundes* had a point in feeling sorry for the unfortunate children of a mother who dedicated all her attention exclusively to them.

It would be unrealistic to assume that a complex person like Rahel Straus who had a difficult childhood and fought hard to achieve her goals in life would not be dominant or difficult to live with, especially in a mother-daughter relationship. Her "grandeur and nobility of spirit that was free of ... compromise"⁴³ also led to difficulties and estrangements in relationships with other people, relatives, old friends and associates even though she "never intended to hurt and was bewildered to find a hostile reaction for which she knew no cause."⁴⁴

Despite some—quite natural—demystification I experienced by taking into account her children's view, Rahel Straus remains the "new Jewish superwoman".⁴⁵

³⁹ Interview with Elias Emerich, July 1995, Haifa. I would like to thank Elias Emerich for his help and information.

⁴⁰ Interview with Elias Emerich.

⁴¹ Interview with Isa Emerich, June 1995.

⁴² Memoirs Ernst Straus.

⁴³ *Ibid.*

⁴⁴ *Ibid.*

⁴⁵ When I told Isa Emerich that I regard her mother as some kind of role model her reaction was rather down-to-earth: "Das mußst Du nicht, sie war ganz normal." Interview, June 1995.

Ernst Straus, her son, wrote: "Her mental alertness, her involvement in all things about her, her powerful personality had not dimmed in any way—or even made allowances to the weakness of her body."⁴⁶

The emergence of the "new woman" went hand in hand with the emergence of the "new family" and the companionate marriage. Elias and Rahel Straus's marriage was a love match.⁴⁷ Rahel Straus saw the reasons for her success as linked to the "new man", i.e. her husband's willingness to accept her as an equal partner who had a right to her own life and development. The couple's financial situation was also an important aspect, because it enabled Rahel Straus to concentrate on career and motherhood without the duties of running a household.⁴⁸ When, for example, she criticised her daughter Isa Emerich for not dedicating enough time to her children, Isa pointed out that "sie hatte leicht reden. Sie hatte Köchinnen, Dienstmädchen etc. Ich mußte auch kochen."⁴⁹

Rahel Straus was lucky, since she had financial means as well as her husband's support. Nevertheless she met with many gender-specific obstacles of which she was aware.⁵⁰ One major difficulty was the responsibility for the creation of a home and providing the husband with the atmosphere which enabled him to concentrate exclusively on his profession and other public tasks. Rahel Straus accepted the gender-division of labour at home even if she fought against it in public. In her view these were only problems of the bourgeois world she was living in and she hoped that a future society and different living conditions—such as life under Bolshevism—would provide a solution to the double burdens of a professional woman. It might not be wrong to assume that she expressed her longing for this kind of different society. Under the given circumstances however, despite the double or triple burden of marriage, motherhood and a professional career, she declared that she never regretted her choice. However, she was in fact torn between family and public life, especially since her marriage demanded professional compromise right from the start. Indeed, her whole autobiography expresses regret that she had not been able to dedicate herself totally to her profession nor to her other public tasks.⁵¹

Compared to the large number of unhappy marriages in her own family and that of her husband, her marriage stands out as extraordinary, perhaps because she did not marry a "stranger".⁵² Reflecting on the subject, she pointed out that for her generation marriage was for life: "Man hat in der heutigen Zeit keinen Begriff mehr von dem, was uns Ehe war, was uns dieser Lebensbund bedeutete. Man ent-

⁴⁶ Memoirs Ernst Straus.

⁴⁷ Elias Straus's father opposed the idea of falling in love as not suited for "our circles". Straus, *op. cit.*, p. 105.

⁴⁸ Straus, *op. cit.*, p. 141.

⁴⁹ Interview with Isa Emerich, June 1995.

⁵⁰ Straus, *op. cit.*, pp. 141–143, 111.

⁵¹ She justified Hannah Karminski's step by quoting her: "Only an unmarried woman will dedicate herself totally to the cause." Straus, *op. cit.*, p. 259.

⁵² Ernst Straus recalls that his mother never understood how one can marry a "stranger". She had practically grown up with her future husband. Memoirs Ernst Straus.

schließt sich heute schnell, zusammenzuleben, man entschließt sich leicht, auseinanderzugehen. Es ist den Menschen von heute eine Episode—uns war sie Lebensgrundlage. ... 'Bis daß der Tod uns scheidet', das war Wahrheit für uns."⁵³ This picture is not simply an idealisation under the influence of her husband's death; outside observers as well as their children regarded Elias and Rahel Straus's marriage as a "continuation of love from our youth"⁵⁴. If the Straus's marriage can be regarded as ideal, it was nevertheless not without problems. For Elias, who "carried the world's misery on his shoulders", charity did not begin at home. He willingly dedicated his time and money to the Jewish people and his extended family, while very often he had no time for his wife and five children.⁵⁵ The children's upbringing lay almost exclusively in Rahel's hands—at least according to her own description⁵⁶—although Ernst Straus offers a slightly different perspective pointing out the importance of his father's influence in his upbringing.⁵⁷ Isa Emerich on the other hand remembers that "Vater hatte keine Zeit."⁵⁸

Did Rahel Straus serve as a role model for her daughters? Isa Emerich studied economics at university and wanted to become a social worker. Her career was interrupted not only by the Nazi seizure of power but by her husband's unwillingness to follow in his father-in-law's footsteps. After they had emigrated to Palestine, Emerich informed his wife that if she wanted to work she could work for him.⁵⁹ She thus followed woman's traditional pattern. The question of a career of her own was not an issue for Hannah Strauss—at the age of 84 she is still working as a counsellor—but her attitude towards feminism reflects complexity. On the one hand she distances herself from feminism, yet at the same time she declares that everybody should be given equal opportunities. In her view this does not mean that everyone should undertake the same kind of work. She considered it as perfectly normal that she never saw her father in the kitchen since "Es muß doch nicht jeder dasselbe tun."⁶⁰

One should also bear in mind that the two daughters had grown up in a time when some of the feminist goals—like the vote—had been realised. There might have been less need for a feminist commitment. Furthermore, while verbally distancing herself from feminism—without clearly defining what kind of feminism she had in mind—Hannah basically contradicted her own statement through her other opinions. The historian's task is not only to respect self-definition but to analyse it critically.

Rahel Straus, of course, was only one "new Jewish woman". What attitudes prevailed among other "new women" towards sexuality, motherhood and marriage?

⁵³ Straus, *op. cit.*, p. 290.

⁵⁴ *Ibid.*.

⁵⁵ *Ibid.*, pp. 250, 269.

⁵⁶ *Ibid.*, p. 292.

⁵⁷ Memoirs Ernst Straus.

⁵⁸ Interview with Isa Emerich, June 1995.

⁵⁹ *Ibid.*

⁶⁰ Interview with Hannah Strauss.

How did they react towards new and revolutionary ideas from within and outside Germany?

Paula Ollendorff, a mother of four, a leading member of the *Jüdische Frauenbund* and member of the City Council in her native Breslau, opposed “modern” philosophies such as Ellen Key’s ideas. She expressed her regret that the glorification of unlimited individualism had gained influence over Jewish women. In her view, God had given sexual drives for one reason only: that of procreation.

Together with other prominent members of the JFB, Paula Ollendorff regarded modern ideas of “free love”, “trial marriage” or “companionate marriage”, as incompatible with the Jewish religion.⁶¹ The “gift of a happy marriage could not be obtained outside the holy path”, she argued. The companionship of husband and wife was the key to happiness whereas “love without faithfulness”—in a modern world praised as “free love”—contradicted Jewish life. She feared that Jewish women would lose their dignity if marriage turned into a “legalised love-affair”. Instead of being “mothers in Israel” they were reduced to *Geschlechtswesen* (sex creatures) and she called for opposition to the “unkeusche Form des Geschlechtslebens als unheilige und unreine Wege, die gegen die jüdische Religion sündigen”.⁶²

Her ideas can hardly be regarded as new but were a continuation of or return to traditional values with the difference that women were now to be equal partners. Marriage as an institution was not to be challenged. In her idealisation of a Jewish marriage she ignored the fact that unhappy marriages did exist in no few cases within Jewish circles,⁶³ a sign that her vision was an ideal, not reality, perhaps induced by the sad fact of unhappy marriages.

Paula Ollendorff, however, was anything but consistent in her views. In a book review dealing with the life of George Sand, she did not condemn free love but showed admiration and understanding for the novelist’s rich and fulfilled life.⁶⁴ “Free love”, therefore, was a privilege for the exceptional, perhaps even only for the non-Jewish woman. Whereas she secretly admired women like George Sand, publicly she denounced “free love” as the incarnation of immorality.

We cannot know whether Ollendorff’s ideas about marriage and sexuality were widely shared by Jewish women since those who wrote autobiographies did not in general discuss their extramarital affairs, nor any other aspects of sexuality, nor indeed their married life. Margarete Sallis-Freudenthal and Frieda Hirsch are the ex-

⁶¹ *BJFB*, April 1929, pp. 1–5.

⁶² *BJFB*, No. 11/12, August 1925, pp. 3–5.

⁶³ Rahel Straus mentions a large number of unhappy marriages. Stephanie Orfali recalls the following pattern between her parents—a father with “strong sexual drives” and a mother whom he found no longer attractive sexually. The problem of betrayal was solved through “honesty”: “When Papa was unfaithful in the past he confessed to her, even asked her to concede that it was his godgiven right to release his tensions when he felt it necessary. Mama was dejected and unhappy for a few days, cried until her eyes were red and inflamed, and then, after a rewarding reconciliation, forgave him and loved him more than ever because of his strong masculinity.” Stephanie Orfali, *A Jewish Girl in the Weimar Republic*, Berkeley 1987, pp. 180, 181.

⁶⁴ *BJFB*, No. 8, August 1932, pp. 5–6.

ception. At 22, Margarete Sallis-Freudenthal had married a man twice her age. When she had difficulties in conceiving, she admitted freely "die letzte sinnliche Befriedigung fehlte mir, der Arzt stempelte mich als 'frigid', eine Eigenschaft, die bei vielen guterzogenen Töchtern alter Familien vorkäme." This changed when, after the death of her husband, she entered another relationship: "Es zeigte sich, daß ich ganz und gar nicht frigid war."⁶⁵ Not only does this information shed light on her upbringing but on the relationship with her husband, who apparently was not capable of fulfilling his wife sexually. This might not be surprising if we take into account that he did not marry until the age of 44 and probably had no satisfying relationships before his marriage.

Frieda Hirsch, from an Orthodox background, provides us with insights into intimate details about her life, mentioning the various men she was attracted to after she had become engaged and hinting at some premarital experience.⁶⁶ She even reports romantic (probably not sexual) relationships she and her husband had with other partners after they had been married for a time. In her case it led to a serious depression, a clear sign that despite a certain desire to break away from tradition she regarded this behaviour as unacceptable.⁶⁷ Her depression was treated by psychoanalysis which helped her to achieve "einen viel stärkeren Wirklichkeits-Sinn anfangen von einem 'Wirtschafts-Budget' bis zum Wissen über die völlig veränderten Sexual-Beziehungen in der Welt."⁶⁸ Psychoanalysis therefore helped her to gain a balance between her expectations and the realities of her life.

One indication that the glorification of motherhood was not shared by the majority of Jewish women is the falling birth rate, which seems to suggest that for Jewish women parenthood was not the only justification for sexual drives. The case of a chemist in Hamburg living in a ten-bedroom house who could not cope with the upbringing of her only son and refused even to think about giving birth to another child⁶⁹ might have been the other extreme but in a way seemed to represent, if not the majority, then at least a reasonable number of Jewish women.

Rahel Straus in her discourse on marriage and motherhood challenged the priority of motherhood in women's lives without however denying the importance of family and children. According to her, marriage was supposed to provide individual happiness. "New marriage" could no longer burden itself with many children since they would hinder the "intellectual, spiritual and social development of their parents", a rather unusual idea from a mother of five. However, a childless

⁶⁵ Margarete Sallis-Freudenthal, *Ich habe mein Land gefunden. Autobiographischer Rückblick*, Frankfurt a.M. 1977, pp.70, 111.

⁶⁶ Her first child could have been conceived before marriage. She is rather vague about the circumstances of the premature birth. *Memoirs Frieda Hirsch*, Leo Baeck Institute, Jerusalem, No.30.

⁶⁷ "Aber meine asketische Einstellung und allerhand andere Hemmungen waren der Situation nicht gewachsen", *ibid.*

⁶⁸ *Ibid.*; Frieda Hirsch was born in 1890; she did not finish her medical course because she had married a doctor and therefore regarded it unnecessary to continue her studies.

⁶⁹ CAHJP, P 154.

marriage was not her ideal—neither in the interest of the individual nor in that of the Jewish people. On the contrary, only the family could provide the necessary emotional resources in a difficult time and she called on a new generation of proud Jews for *Umkehr* (a change of ways) and revival.⁷⁰

As already noted, birth control had become a fact of existence long before the Weimar Republic. Virtually all German-Jewish women—apart from a few of the very Orthodox—practised it, yet the theory differed fundamentally from reality. In public, some condemned the use of birth control as an expression of individualism or egocentric “modern” tendencies, others argued that the progressive aspect of the Jewish religion had already recognised that women who faced the burden of child-bearing had the right to decide.⁷¹

The *Jüdische Frauenbund*, however, very often linked birth control with a freer sexuality which their speakers consistently condemned.⁷² A sex life as practised, for example, by Käte Frankenthal⁷³ was viewed with horror by some JFB representatives. However they might act in the privacy of their bedrooms, unlike Käte Frankenthal they did not broadcast their sex life. The official attitude was that the sexual drive did not compare with hunger and thirst, and therefore had to be controlled.⁷⁴

The question of abortion was a controversial issue among feminists.⁷⁵ Bertha Pappenheim, for example, the founder of the JFB, fiercely opposed abortion on ethical and practical grounds. For her, it was murder; it actually limited women’s freedom and their choices since, if it were an option, men would exploit women. Bertha Pappenheim was not liberated in a sexual sense; in her world-view—stemming from her oppressive childhood—the woman was always the victim of men’s lust. Sexuality therefore could only be perceived as a burden and a means of oppressing women. For her, a sexually “liberated” woman was doomed to total dependence and subjection.⁷⁶

For Rahel Straus the fight against Paragraph 218 had nothing to do with recognising sexual liberty. Abortion was necessary to help women in need and she linked the existing law with class. She argued, rightly, that Paragraph 218 worked against poor women who could not afford to pay a doctor and as a consequence very often ruined their health or even lost their lives. Furthermore it was a question of personal

⁷⁰ Rahel Straus, ‘Ehe und Mutterschaft im Judentum’, *BJFB*, August 1933, pp. 3–4.

⁷¹ *BJFB*, April 1929, p. 4.

⁷² Bertha Pappenheim argued that birth control outside marriage was a sign that intercourse had become a party game (*Gesellschaftsspiel*). *BJFB*, November 1930, p. 4.

⁷³ She declared in her autobiography that “the sexual problem was never a problem for me. Ever since I was a student, I had voluntarily dedicated space to this aspect of life—an aspect that was determined by nature. Therefore it never played a dominant role in my life.” Käte Frankenthal, *Der dreifache Fluch: Jüdin, Intellektuelle, Sozialistin: Lebenserinnerungen einer Ärztin in Deutschland und im Exil*, ed. by Kathleen M. Pearle/Stephan Leibfried, Frankfurt a.M. 1981, p. 110.

⁷⁴ *BJFB*, April 1929, p. 5.

⁷⁵ See for example, Kaplan, *loc. cit.*, pp. 183–184.

⁷⁶ “Ihrer Natur nach blieben die Mädchen immer die Geschädigten, die Jungen immer die Genießenden.” *BJFB*, January 1930, p. 7.

rights: the female body belonged to the woman and not to the state. To deny her control over her own body was an intrusion into her private life. Interestingly, Rahel Straus allocated a role in the decision-making process to the potential father as the only person—apart from the woman—who had a right to decide.⁷⁷ She herself did not perform abortions because she had promised her lawyer husband not to do anything illegal.⁷⁸

The "New Woman" and Illegitimacy

Giving birth outside wedlock was only a sign of a new womanhood if it was a question of free choice. The number of illegitimate children among German Jews was significantly smaller than among non-Jewish Germans and even decreased in the Weimar period.⁷⁹ However, as early as the turn of the century discussion had begun about every woman's right to become a mother regardless of her marital status. In a novel published in 1911, Grete Maisel-Hess praised an unmarried mother who, out of longing for motherhood, gave birth to a child. The father, a married man whose wife knew about the relationship, left the single mother who nevertheless remained "pure"—even though she had "given herself to a man"—and dedicated her life to her child's upbringing. She was rewarded by finding love a few years later in a new relationship.⁸⁰ In the 1920s the discourse became more intense in Jewish society, indicated by the coverage of the question of unmarried motherhood in the woman's journal *Die Jüdische Frau*. There were few Jewish women who had consciously decided to give birth without being married as an expression of a "real" desire for motherhood or even as an expression of a freer sexuality.⁸¹ For the majority, such an event was an "accident" which they would have avoided had they been able to do so.

This becomes evident when we look at the socio-economic position of the 414 women in Berlin who gave birth out of wedlock in 1925 and the fate of their children. The majority of the children were born in the poorer neighbourhoods—where the illegitimacy rate reached 18%⁸²—and 352 out of the 414 had to be cared for by the *Sammelvormundschaft*, a Jewish organisation which looked after the well-being of the child. The overwhelming majority of the mothers belonged to the

⁷⁷ *BJFB*, No. 11, November 1930, pp. 1–3.

⁷⁸ Straus, *op. cit.*, p. 139.

⁷⁹ See my article 'Uneheliche Kinder und ledige Mütter in der jüdischen Gemeinschaft im 20. Jahrhundert: Eingliederung oder Ausschluss? – Ein Beitrag zur deutsch-jüdischen Frauengeschichte', in *L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft*, 5, 2 (1994), pp. 81–101.

⁸⁰ Grete Meisel-Hess, *Die Intellektuellen*, Berlin 1911.

⁸¹ One woman wrote in the journal that she had given birth "aus echter Muttersehnsucht heraus". However, she cautioned others against following her example because the stigma of an illegitimate birth still carried with it severe disadvantages for the child. *Die jüdische Frau*, August 1925, p. 15.

⁸² *BJFB*, May 1928, p. 2.

working class.⁸³ In some cases giving birth to a child might have been a conscious choice and not until later did the mothers realise that they were unable to bring up their children.⁸⁴

The "New Woman" and Inter-marriage

It is questionable whether the willingness to enter a relationship with a non-Jewish man can be linked with the "new woman". The fact that Jewish women no longer looked for a partner exclusively within Jewish society, in other words that they had left the "ghetto" also in this intimate sphere, could be interpreted as an expression of "new womanhood". It has to be pointed out, however, that among the lower classes relationships between Jewish women and non-Jewish men already existed in the nineteenth century,⁸⁵ but these were definitely not "new women". For the Weimar period the question arises whether such women were "new Jewish women", i.e. did they have a Jewish identity? There were undoubtedly cases (which were perhaps unusual) where intermarriage did not indicate a lack of Jewish identity,⁸⁶ and the women entering such marriages were "new Jewish women". In general, this step also expressed a certain lack of interest in the Jewish minority, since the woman had to confront a certain alienation from Jewish society, or even actual hostility. The majority of those marrying out might have been "new women"; however, they can no longer be categorised as "new Jewish women".

The "New Woman" and Non-Heterosexual Relationships

The "new woman" was no longer limited to heterosexual relationships but could engage more or less openly in lesbian relationships within the Weimar gay culture,⁸⁷

⁸³ The socio-economic structure of the mothers was as follows: no occupation (57), civil servant (1), domestic servants (97), factory workers (55), dressmakers, milliners (86), accounts or sales staff (84), retailers (19), liberal professions (15). *Die Jüdische Frau*, 8th September 1925, p. 4.

⁸⁴ In two extreme cases in 1932, very young women had killed their illegitimate offspring. *BJFB*, July 1932, p. 4.

⁸⁵ See my article 'Jüdische Unterschichten im Zeitalter der Emanzipation, dargestellt anhand der Gemeinde Fürth 1826 bis 1870', in *Aschkenaz*, 1 (1991), pp. 95–143, especially pp. 119–126.

⁸⁶ My grandfather, Marcel Gray, told me the story of a fellow-Viennese whom he met in Cuba in the late 1930s. My grandfather, who was certain from his looks that the man was not Jewish, asked him what he was doing in Cuba. The man assured my grandfather of his Jewishness, being the son of a Jewish mother and a non-Jewish father. This explained his non-Jewish appearance; however, the relevance of the story is that the mother was a religious Jewish woman who went to synagogue every Sabbath accompanied—up to the doorstep—by her husband.

⁸⁷ Detlev J.K. Peukert, *Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne*, Frankfurt a.M. 1987, p. 109; Charlotte Wolff, *Augenblicke verändern uns mehr als die Zeit. Eine Autobiographie*, Weinheim 1982, p. 94. This work was also published in English as *Hindsight. An autobiography*, London 1980.

although there is little evidence of its extent amongst "new Jewish women". In the institution for "wayward girls" (*Fürsorgeerziehungsanstalt*) in Köpenick, lesbian relationships were not uncommon; however it is doubtful whether these were "real" lesbian partnerships or merely a substitute form of comfort for the adolescent girls and young women deprived of home, love and companionship. In one Jewish institution for mentally retarded children, one of the governesses supposedly engaged in a lesbian relationship and committed suicide. However, it is not clear whether she belonged to the category of the "new Jewish woman".

Charlotte Wolff is a well-known Jewish woman who propagated equal rights for non-heterosexual partnerships and undertook (after 1945) extended research on "lesbianism", a term she opposed because for her "love was a thing between women only".⁸⁸ Her Jewish identity was strong, yet hers was a complicated case, perhaps serving as a sign that in the Weimar period simple criteria for defining identity are no longer adequate. Her Jewish identity was based not on religious or national, but ethnic grounds.⁸⁹ No doubt she can be considered a "new Jewish woman" even if she remained an outsider in Jewish society.⁹⁰ Her feminist consciousness was highly developed and she argued that only lesbian women could consider themselves as truly liberated.

By deliberate choice her first relationships were with Jewish women and it was only later in life that she chose her lovers regardless of their ethnic background. Her sexual orientation was accepted by her relatives which, according to her, was unusual for the Jewish middle class.⁹¹

The "New Jewish Woman" and Physical Exercise

A changed attitude towards the body found its expression in physical exercise.⁹² In the Jewish case this trend was not only linked to the "new woman" but was also part of Jewish nationalism and the youth movement.⁹³ Jewish women participated in the Jewish gymnastic clubs and in most of the urban centres there were separate women's organisations like the *Jüdische Frauenbund für Turnen und Sport* (Jewish

⁸⁸ Wolff, *op. cit.*, pp. 75, 91.

⁸⁹ *Ibid.*, pp. 73, 254–255. She admired the positive Jewish identity of the Russian Jews and expressed her dislike of the German Jews who had lost their Jewish identity, *ibid.*, p. 41.

⁹⁰ "Ich identifiziere mich selbst zwar als Jüdin, doch hatte ich kein jüdisches Kollektiv, zu dem ich mich hinwenden konnte. Und so blieb ich eine Außenseiterin." *Ibid.*, p. 190.

⁹¹ *Ibid.*, pp. 123, 225, 229, 40, 91.

⁹² This was a general trend in Germany. In 1929 almost 400,000 women belonged to the *Deutsche Turnerschaft* (German Gymnastic Association) and 240,000 to the *Reichsverband für Frauenturnen* (National Union of Women's Gymnastics); the various keep-fit clubs had over 2 million female members. Ute Frevert, *Women in German History: From Bourgeois Emancipation to sexual liberation*, New York 1985, p. 202.

⁹³ The *Vereine im deutschen Kreis der Jüdischen Turnerschaft* had a "national-Jewish" orientation; however, it refused to be turned into a Zionist organization. *Jüdische Monatshefte für Turnen und Sport*, December 1918, p. 5.

Women's League for Gymnastics and Sports) in Berlin.⁹⁴ The number of women active in these organisations varied. Berlin and Breslau had the highest number of members (between 70 and 80 women in 1919 and 1920 and an additional 120 girls in 1919).⁹⁵ In Breslau, the two *Damenriegen* met every Monday and Thursday evening for gymnastic exercises. The *Verein* reported that a "satisfactory" number of women participated and that it was only thanks to women that a gymnastic group existed at all in Breslau. Apart from twice-weekly meetings, the women in the *Jüdische Turnverein Breslau* also organised hiking tours every Sunday.⁹⁶ The *Bar Kochba Hamburg* founded so-called *Schwimmriegen* in 1917 and women went swimming once a week.⁹⁷

The statistical table on page 156 shows the number of female and male members as well as the frequency of attendance at gym classes.⁹⁸

During World War I, women served on the executive committee of the *Vereine im deutschen Kreis der Jüdischen Turnerschaft* since men were fighting in the war.⁹⁹ The *Jüdische Turn- und Sport-Verein München* had three women on the executive and between 30 and 50 women performed gymnastic exercises regularly (compared with only ten to twelve men).¹⁰⁰ The *Bar Kochba* in Hamburg was run for years by Elli Wigderowitsch.¹⁰¹ The majority of these women were young, single and had a profession,¹⁰² but married women also participated.¹⁰³ The "new family" gave married women the freedom to leave the home in the evenings unaccompanied by their spouses (although it is likely that their husbands were also active in the gymnastic movement). In Posen, Flora Brand, who celebrated her 25th wedding anniversary in 1918, had been active in the Jewish gymnastic movement for over 15 years and had served for many years as a member of the executive committee.¹⁰⁴

The awareness of the need for physical exercise was not limited to the circles of women with a national-Jewish orientation but was widespread even in more tradi-

⁹⁴ *Jüdische Turn- und Sportzeitung*, July 1919, p. 40.

⁹⁵ *Ibid.*, December 1919, pp. 26–27; June 1920, p. 28; November 1919, p. 30.

⁹⁶ *Jüdische Monatshefte für Turnen und Sport*, März 1917, p. 8.

⁹⁷ *Ibid.*, p. 10.

⁹⁸ *Ibid.*, p. 3.

⁹⁹ *Jüdische Monatshefte für Turnen und Sport. Organ der jüdischnationalen Jugendbewegung*, December 1916, pp. 3, 5, 11.

¹⁰⁰ *Ibid.*, p. 12. In 1927 the *Jüdische Turnverein* in Munich already had about 100 female members. *Sport-Echo. Blätter zur Pflege der Leibesübung bei den Juden. Mitteilungen über die jüdische Turn- und Sportbewegung*, February 1927, p. 119.

¹⁰¹ *Jüdische Turn- und Sportzeitung*, November 1919, pp. 12–14. In Nuremberg the *Jüdische Turnverein* was run almost exclusively by women during the war years (*Ibid.*, p. 12) and in Munich the *Jüdische Turn- und Sportverein* had 52 girls and 30 boys who regularly attended the *Turnstunden* (gym classes). *Ibid.*, February 1918, p. 24.

¹⁰² *Ibid.*, February 1918, p. 16.

¹⁰³ In the *Jüdischer Turnverein Bar Kochba* in Berlin out of 75 women 12 were married. *Jüdische Turn- und Sportzeitung*, February 1918, p. 18.

¹⁰⁴ *Ibid.*, February 1918, p. 27.

tional Jewish circles. In order to meet this demand the *Mädchenklub* (girls' clubs) of the various cities had established gym classes.¹⁰⁵

Moreover, Jewish women attended sports meetings, as in Munich in 1919 where shot-putting, sprinting, the triathlon, relay racing and the high jump were the disciplines in which women participated.¹⁰⁶ There was even a female fencing team at the sports meeting in 1919.¹⁰⁷ The journal *Das Jüdische Echo* announced proudly in 1925 that two Jewish women had achieved national success: Margarete Samek was one of the leading golfers and Frau Neppach was the German tennis champion.¹⁰⁸

The most famous Jewish woman recognized on a national or even an international level was Lilli Henoch, born in 1899, who won 10 German championships and held four world records in athletics. She was the most successful German woman track-and-field athlete in the 1920s.¹⁰⁹

The Perception of the Body: Internalising or Rejecting Male Ideas of Youth and Beauty?

A different awareness of the body found its expression in the desire to look young and slim.¹¹⁰ Advertisements in Jewish journals about diets and other means of losing weight are a sign of this new trend.¹¹¹ Beauty care, the removal of facial hair and other cosmetic aids were increasingly advertised in the Jewish press.¹¹² In an age of a "youth cult" Jewish women also changed their appearance "completely" according to the Jewish women's press. The kind of youthfulness which was connected with "courage, vigour and ability" had become "the symbol of our time".¹¹³

¹⁰⁵ *BJFB*, March 1930, p. 12.

¹⁰⁶ *Jüdische Turn- und Sportzeitung*, Heft 9/10, September/October 1919, p. 21.

¹⁰⁷ *Ibid.*, July 1919, p. 15.

¹⁰⁸ *Das Jüdische Echo*, No. 47, November 20, 1925, p. 878.

¹⁰⁹ *Sozial- und Zeitgeschichte des Sports*, III, 2/1989, pp. 34–48 (Leo Baeck Institute, Jerusalem, No. 527).

¹¹⁰ The *BJFB* advertised brassieres which supposedly provided the breasts with the ideal youthful form. *BJFB*, March 1930, p. 15.

¹¹¹ For example the following advertisement: "Ohne Diät bin ich in kurzer Zeit 20 Pfd. leichter geworden durch ein einf. Mittel, welches ich jedem gern kostenlos mitteile. Fr. Karla Mast, Bremen." *BJFB*, March 1932, p. 14 or "Soviel schlanker durch Entfettungs-Elixier. *Fett weg*. Schlank und lebensfroh können Sie werden, wenn Sie die unschönen Fettpolster an Hüften, Schenkeln, Waden, Fesseln, Bauch, Brust, Hals und Nacken mit dem garantiert unschädlichen Entfettungs-Elixier 'Fett weg' einreiben. Keine Hungerkur, keine Gymnastik nötig", *BJFB*, January 1932, p. 15; or "In 4 Wochen 15 Jahre jünger. Die neue Wiedergeburt, Kraft, Gesundheit, Verjüngung und Schönheit ..." *Die jüdische Frau*, 22nd May 1925, p. 15. Regina Isaacsohn, editor of this Jewish woman's journal, recommended a "Schönheitsbücherei der Dame" (a library of beauty for the lady). *Die jüdische Frau*, 15th February 1927, p. 12.

¹¹² *Das Jüdische Echo*, 1918, for example.

¹¹³ *Die jüdische Frau*, 15th February 1927, p. 12.

Not only was a healthy and beautiful body a sign of the “new woman” but so was a changing attitude towards the process of ageing. In 1931, Rahel Straus, in a book review about the menopause, argued that for “far too long women have internalised male ideas about women and therefore only the ‘young’ woman has perceived herself as desirable and attractive.” The new generation of independent professional women, aware of their own value, would pass the menopause without risk of a deep depression. For the new generation, this was the beginning of a new life.¹¹⁴ Rahel Straus herself describes in her memoirs how the period following the menopause constituted the best years of her life, since the time of child-bearing and child-rearing was over.¹¹⁵

Religion and the “New Woman”

Modernity is not to be interpreted as a separation from all religious values and it would be wrong to assume that the “new Jewish woman” had no religious roots or affiliations. Some “new women” like Paula Ollendorff, for example, called for a return to God and blamed moral decay on the loss of religious feelings and values. Woman as the more religious and moral being should play a central role in the revival of Judaism.¹¹⁶ In the end, this meant a return to traditional values: to become a “mother in Israel” as in previous generations. The difference was that it was a call intended not only for the “private sphere” of home and family and sexual morals, but also for extension of these values into the public sphere. By no means did Paula Ollendorff or any other woman who expressed her longing for the “good old days” intend to reverse the process of women’s emancipation. They expressed their regret that in the process of change and revolution the positive aspects of tradition had been lost; their aim therefore was to regain these “eternal” values. The glorification of motherhood was the logical consequence of this and went hand in hand with the condemnation of free love as a sign of a corrupt age. Their ideas can be interpreted as a step towards the creation of their own Jewish female culture.

The “new Jewish women” can be found even in Orthodox circles since German Neo-Orthodoxy had aimed to make Orthodoxy compatible with modernity. These Orthodox “new women” were more highly educated, active outside the home, chose their own career, went swimming and skating,¹¹⁷ rode bicycles¹¹⁸ and began to use contraception.¹¹⁹

¹¹⁴ *BJFB*, No. 4, April 1931, p. 9.

¹¹⁵ Straus, *op. cit.*, p. 249.

¹¹⁶ *Die jüdische Frau*, 7th July 1925, p. 1.

¹¹⁷ Straus, *op. cit.*, p. 32. Memoirs Frieda Hirsch, Leo Baeck Institute, Jerusalem, No. 30; Memoirs Hedwig Moeller, Leo Baeck Institute, Jerusalem, No. 595. Both women recall that their grandfathers encouraged them to swim, skate and go to the gym.

¹¹⁸ Straus, *op. cit.*, p. 98.

¹¹⁹ As a consequence of the decline in the birthrate even within Orthodox circles, the rules regarding contraception according to Jewish law were frequently discussed in the Orthodox press.

Selma Wehl, née Lewin, was the daughter of an Orthodox rabbi in Hamburg and acquired a doctorate in pediatrics at a time when such an achievement was not easy for a religious Jewish woman.¹²⁰ Her Orthodoxy was no hindrance in her career; rather her strong religious identity was a prerequisite for becoming an extraordinarily caring physician who would not break any of the laws of Judaism, but at the same time did not neglect her patients: she would even walk long distances on the Sabbath to see them. Her relationship with her husband was unusual: the companionate marriage and the model of the "new family" had entered Orthodox circles. His grandchildren perceived him as the "man behind the scenes", whose wife could always rely on him, whether it was to accompany her on a late house call or to do the administrative work on her behalf. But more important was the role he played in the education of their only son. After emigration to the United States, Selma Wehl was willing to undertake the examinations needed to re-establish herself as a physician only if her husband stayed at home to care for their son. This he did and in later years worked only from 10 am to 3 pm, so that he could "personally bring his son to and pick him up from Yeshivah every single day."¹²¹ Even allowing for some romanticisation, this story shows that this Orthodox woman had crossed the boundaries of traditional womanhood, not only in her public role but also in that of wife and mother.

The "New Woman": Private Versus Public Sphere

The "new Jewish woman" could be a "new woman" in the public sphere and nevertheless retain traditional ideas of womanhood in private, especially in regard to sexuality. Regina Jonas, born in 1902 in Berlin, who certainly was a "new woman" in the public sphere—after all she was the first woman to become a rabbi in 1935—held to traditional views about sexuality. Bound by religious and cultural taboos, she was torn between her feelings for her colleague, a 70-year-old rabbi, and the guilt-feelings evoked by letting a man touch her before the wedding night.¹²²

It would be wrong to assume that premarital sex is a requisite for new womanhood; however, what is relevant in this context is the fact that she perceived herself

¹²⁰ Selma Wehl was born around 1900, she opened her first office in 1928 and died in 1987, well into her eighties. She practised medicine until the day of her death, working six days a week, 14 to 16 hours a day. Yaakov and Hadassah Wehl, *House Calls to Eternity. The Story of Dr. Selma Wehl, heroine of medical practice and Torah living*, New York 1987, p. 118.

¹²¹ Wehl, *op. cit.*, p. 49.

¹²² The letters of the rabbi survived the war. In them, he told Regina Jonas—calling her "my bride"—that he had no intention of remarrying; nevertheless, he declared his feelings for her. ("Wenn ich nicht mehr heirate, so stehst du in meinem Herzen doch sehr, sehr, hoch, viel höher als alle Frauen die mir in den letzten 9 Jahren begegnet sind.") Regina Jonas, who had strong views about premarital experiences (as evident from his letters), was comforted by him with shallow words: she should not worry about "what has happened between us". Bundesarchiv Koblenz (former Deutsches Zentralarchiv), Potsdam, 75 D Jo 1 12.

as a victim of male lust and considered not only loss of virginity but any form of intimate contact, even kissing, as illicit outside marriage. She was not an extreme case. Stephanie Orfali recalls her cousin, at that time about 22 years old, saying in the 1920s that she had “once given herself away to a man”. This confession provoked a misunderstanding. She did not refer to sexual consummation but to a kiss which she once gave to her boyfriend.¹²³

The “New Jewish Woman”: Exception to the Rule?

I have argued that the “new Jewish woman” was a widespread phenomenon in Weimar Germany, but at the same time it has to be pointed out that not all Jewish women belonged to this category. Women travelling alone could still count on the help from the *Bahnhofshilfe für alleinreisende jüdische Frauen und Mädchen*. Possibly, it was mostly women of Eastern European origin who needed such assistance. However, even in 1921 a Jewish girl active in the youth movement was admired for her bravery when she travelled alone from Regensburg and walked part of the way to meet her group.¹²⁴ Jewish women continued to live in *Mädchenwohnheimen* which offered a substitute for the parental home, a feeling of protection and warmth in an otherwise hostile urban environment. In regard to gender relations, Stephanie Orfali seems to have been fairly characteristic of how far the young generation would go. At the age of 17 she “had had several boyfriends, had gone steady, and had had hopeless crushes”, but had never kissed a boy.¹²⁵

It also would be wrong to assume that sexual liberation was widespread in the 1920s despite the fact that it was “actually respectable to chat freely about sexuality”.¹²⁶ Perhaps the fact that there was a lot of chatting was a sign that sexual liberation was still far away? Rahel Straus recalls her experience with the young women from the *Haushaltungsschule* in Wolfratshausen when, after her lecture on sex education, the girls asked the weirdest questions. “I understood that it was real need and a lack of clear knowledge that led the girls to come and see me.”¹²⁷ This was not only the case in Jewish circles. As Ute Frevert argued, there was “an enormous need for enlightenment ... lectures on sex education and family planning were packed, and information leaflets and pamphlets on sex and marriage sold very quickly.”¹²⁸

Conclusion: The Ideal “New Jewish Woman” and the Contemporary View

When Elli Wigderowitsch, a leading member in the *Bar Kochba Hamburg*, died in 1919 she was called the “ideal type of the new Jewish woman”, with harmony of

¹²³ Orfali, *op. cit.*, p. 196.

¹²⁴ *Mitteilungen des Verbandes der jüdischen Jugendvereine Deutschlands*, March/April 1921, p. 48.

¹²⁵ Orfali, *op. cit.*, p. 160.

¹²⁶ Frevert, *op. cit.*, p. 190.

¹²⁷ Straus, *op. cit.*, p. 256.

¹²⁸ Frevert, *op. cit.*, p. 190.

body and soul as her main characteristics. Self-sacrifice was her next most admirable trait; since after the death of her mother she had carried the burden of taking care of her family with "erhobenem Haupte" (her head held high) and did not break down under her hardships. On the contrary, she always had time and energy for Jewish issues in the circles of the *Bar Kochba*. "Clarity, strength and kindness were written in her face." Her outward appearance expressed characteristics of security, grace and dignity as well as natural health. However, most important was her Jewish identity, which led her to plan emigration to *Eretz Israel*. Her Judaism was not a matter of words, but a value system which informed all aspects of her life.¹²⁹ The "new Jewish woman" in contemporary eyes therefore resembled the strong and pious Jewish women of the past and a link was created between the "new woman" and the ghetto woman who, equally strong and pious, but expressing these qualities in a different way, devoted herself to the family and the Jewish people, lived a life not for herself but for others—for the sake of Judaism. Glückel von Hameln was the ideal of the "new Jewish woman". The Jewish women who assimilated and did not live a life of self-sacrifice were regarded as women in transition, as a passing phenomenon before the true and real Jewish woman should reappear. The ideal "new Jewish woman" was the one who returned to the traditional female role models of the past, yet at the same time incorporated modernity into tradition. In such a woman, full of self-confidence about her role in society, an equal partner in marital relationships, modernity and tradition merged into the "new-old Jewish woman".

Separating image from reality, the fact remains that the "new Jewish woman" of the Weimar period had many and diverse faces and it should not be forgotten that traditional elements went hand in hand with new forms of life. To deny them the title of "new woman", even though in some aspects of their lives they carried some of the burdens of tradition and a pre-emancipatory past, would not do justice to the variety of the lives of Jewish women in Weimar.

¹²⁹ *Jüdische Turn- und Sportzeitung*, November 1919, pp. 13–14.

Clubs	Number of members								Attendance.				
	All mem- bers	Men	Youths	Boys	Wo- men	Girls	In- active	On military service	Men	Youths	Boys	Wo- men	Girls
Bar Kochba, Berlin	327	34	71	34	102	22	64	175	59%	80%	90%	50%	90%
Iffus Berlin	190	-	-	-	140	50	-	-	-	-	-	36%	72%
Ivria Berlin	31	2	13	16	-	-	-	32	-	-	-	-	-
Breslau	50	-	-	-	50	-	-	38	-	-	-	50%	-
Köln	32	3	-	9	20	-	-	32	100%	-	100%	100%	-
Frankfurt a.M.	32	-	-	-	32	-	-	120	-	-	-	78%	-
Halberstadt	15	-	-	-	15	-	-	31	-	-	-	100%	-
Hamburg	495	47	34	120	124	170	-	133	74%	-	43%	49%	59%
Kattowitz	55	3	25	-	25	-	2	22	58%	-	-	80%	-
Munich	54	6	3	-	31	4	10	30	100%	100%	-	100%	100%
Nürnberg	28	-	-	-	19	-	9	30	-	-	-	70%	-
Posen	115	4	25	25	18	-	43	100	-	64%	48%	33%	-
Total	1424	99	171	204	576	246	128	743	75%	81%	93%	68%	80%

Antisemitismus und Gruppenbeziehungen
Antisemitism and Group Relations

ANTHONY KAUDERS

Legally Citizens: Jewish Exclusion from the Weimar Polity

Only months after the end of World War II, Friedrich Meinecke published his *Deutsche Katastrophe*, one of the most influential postwar works on the causes of Hitler's success. Although Meinecke did not have much to say on the destruction of European Jewry, he did try, in at least two or three instances, to give an explanation for the roots of National Socialist Jew-hatred. I would like to quote from the longest of these passages to highlight what was in many ways a common approach to the so-called "Jewish question" in the wake of the German catastrophe.

"The Jews, who were inclined to enjoy indiscreetly the favorable economic situation now smiling upon them, had since their full emancipation aroused resentment of various sorts. They contributed much to that gradual depreciation and discrediting of the liberal world of ideas that set in after the end of the nineteenth century. The fact that besides their negative and disintegrating influence they also achieved a great deal that was positive in the cultural and economic life of Germany was forgotten by the mass of those who now attacked the damage done by the Jewish character."¹

Some may ask, and justifiably so, how it was possible for a self-proclaimed liberal and opponent of Nazism to write such lines in the face of Auschwitz and Belsen. The answer is simple enough: here was a man who had witnessed all there was to witness save those barbarities confined to the front, the ghetto, and the camp; a man who had seen his Jewish neighbours being excluded from German public life; a

¹ Friedrich Meinecke, *Die Deutsche Katastrophe. Betrachtungen und Erinnerungen*, Wiesbaden 1965, p. 29 (the quotation is from the American edition: *The German Catastrophe. Reflections and Recollections*, Boston 1950, p. 15). For further examples of this phenomenon, see Peter Lambert, 'German Historians and Nazi Ideology. The Parameters of the *Volksgemeinschaft* and the Problem of Historical Legitimation, 1930–45', in *European History Quarterly*, IV, 1995, pp. 567–568; and the postwar comments of another Liberal in the Weimar Republic, Otto Gessler, *Reichswehrpolitik in der Weimarer Republik*, Stuttgart 1958, pp. 173–174: "If after all antisemitism was able to strike deep roots in Germany, then it was above all because of the mentioned literary circles. With cold cynicism they tore down everything which was dear to German national feeling ... It was a failure of their racial comrades (*Rassegenossen*) not to deem it necessary to draw a clear line between the literary circles and themselves." Sometimes it was Eastern Jews who were blamed for antisemitism: see Karl Thieme, 'Die Christen, die Juden und das Heil', in *Frankfurter Hefte*, February 1949, p. 122. At other times it was Jews without a country (*heimatlos*) who had done irreparable damage to the prospect of German-Jewish understanding: see Paul Engelhard, 'Der Geist baut Brücken', in *Neue Ordnung*, August 1954, p. 239.

man who had heard Hitler's rage and had witnessed streets littered with broken glass. In explaining these events, however, he did not refer to Nazi legislation or to the rise of racism in Germany, nor did he defend the actions of the Third Reich like some of his contemporaries. Rather, Meinecke spoke as if he were still living in some distant past, the past of the Weimar Republic. This paper will argue that the years following World War I were instrumental in separating the Jews from the rest of society. Unlike other studies, some of which point to the first years of Hitler's regime to account for the gradual isolation of the Jews and their subsequent helplessness vis-à-vis Nazi persecution, while others go as far back as the *Kaiserreich* to emphasise the emergence of racism and its fatal consequences for Germany's Jews, I shall argue that it was neither Wilhelm Marr nor Heinrich Himmler that proved to be real turning points.² In their stead, though by no means unconnected or unrelated to both, we encounter men and women for whom Marr's ideas became, at least in part, common currency and whose acceptance of these ideas enabled Himmler to push forward with the elimination, in whatever form, of Germany's Jews. These men and women came to see the Jews as somehow alien to the German *Volk*, no longer dismissing as extreme those ideologues who had always called for Jewish exclusion from society. Wittingly or not, the liberal historian Friedrich Meinecke had joined the growing chorus of Germans after 1918 who were unable or unwilling to distinguish between individual Jews and the Jewish community as a whole. Writing about "die Juden" in 1946, Meinecke did not use the language of Julius Streicher—Nazi propaganda being lost on him (not only for reasons of age)—but rather that of countless other Germans whose perception and definition of the "Jewish question" had changed during the Weimar Republic. It is this momentous shift in the consciousness of what antisemitism meant and entailed to which I would now like to turn.

The following is based on archival research in Nuremberg and Düsseldorf, where I examined extensive material on political parties, the church, and the press. Here I shall focus on four groups only, namely the Protestant Church in Düsseldorf, the *Bayerische Volkspartei* (Bavarian People's Party, BVP) in Nuremberg and Social Democracy, as well as political liberalism in both cities.³

Sometime during 1886, the great visionary Friedrich Nietzsche commented on his fellow Germans' approach to the "Jewish question", which he saw as laden with the kind of hypocrisy characteristic of the bourgeoisie:

² Some of the former studies include Dietrich Adam, *Die Judenpolitik im Dritten Reich*, Düsseldorf 1972; Karl Schleunes, *The Twisted Road to Auschwitz: Nazi Policy toward German Jews, 1933–1939*, Urbana 1970; and Wolfgang Scheffler, *Judenverfolgung im Dritten Reich, 1933–1945*, Berlin 1960. Among the latter are Peter Pulzer, *The Rise of Political Anti-Semitism in Germany and Austria*, London-New York 1988; Paul Massing, *Rehearsal for Destruction: A Study of Political Anti-Semitism in Imperial Germany*, New York 1949; and Moshe Zimmermann, *Wilhelm Marr. The Patriarch of Antisemitism*, New York-Oxford 1986.

³ For a fuller discussion, see Anthony Kauders, *German Politics and the Jews. Düsseldorf and Nuremberg 1910–1933*, Oxford 1996.

"I have never met a German who was favourably inclined towards the Jews; and however unconditionally all cautious and politic men may have repudiated real [Jew-hatred], even this caution and policy is not directed against this class of feeling itself but only against its dangerous immoderation, and especially against the distasteful and shameful way in which this immoderate feeling is expressed—one must not deceive oneself about that."⁴

Nietzsche's words summed up what was indeed typical of many Germans who at that point had not yet been affected by those uncompromising radical extremists who would, only a few years later, be involved in such organisations as the *Bund der Landwirte* (the Agrarian League), the *Deutschnationaler Handlungsgehilfen-Verband*, and the *Alldeutscher Verband* (Pan-German League). Nietzsche's "Germans" were as yet still averse to mass politics, despising as they did immoderation and believing that civilised behaviour, the rule of law and liberal institutions would somehow continue their secular progress. This is not to underestimate the influence antisemitism had already gained and was steadily gaining among students, farmers, shopkeepers and Conservative nationalists,⁵ but rather to remind present-day historians that in the years leading up to the Great War a majority of moderate Germans were reluctant to accept or accommodate dangerously new and revolutionary concepts such as racial antisemitism. Thus, although Nietzsche was right in claiming that many Germans disliked the Jews, he was equally right in pointing to the persistence of a middle-class ideology which felt uncomfortable with revolution, extremism and chaos.

I would like to suggest, therefore, that in the period prior to World War I the taboo against certain forms of antisemitism lay embedded in a context which precluded certain forms of victory, but that at a later stage these rules of taboo were deprived of their original meaning. The terms of the debate antedating the first catastrophe of this century were those emblematic of the last century: Left versus Right, Progress versus Reaction, Enlightenment versus Instinct, Reform versus History. Let us then consider how the parties and church mentioned above dealt with the "Jewish question" in the immediate prewar years.

On examining the Protestant Church in Düsseldorf, for example, we find an uneasy mixture of cultural and religious anxieties towards Judaism on the one hand, and an effort to promote Jewish conversion to Christianity on the other. The antipathies voiced were familiar ones, ranging from the supposed menace of Jewish plutocracy to the influence of Jewry both on society and on the economy. The Protestant mission, by contrast, was still taken seriously, so that it remained the church's

⁴ Friedrich Nietzsche, *Jenseits von Gut und Böse*, Munich 1988, p. 193.

⁵ See, for example, Norbert Kampe, *Studenten und "Judenfrage" im deutschen Kaiserreich*, Göttingen 1988; Hans-Jürgen Puhle, *Agrarische Interessenpolitik und preussischer Konservatismus im Wilhelminischen Reich, 1893–1914*, Bonn 1975; Robert Gellately, *The Politics of Economic Despair. Shopkeepers and German Politics, 1890–1914*, London 1974; Geoff Eley, *Reshaping the German Right. Radical Nationalism and Political Change after Bismarck*, New Haven 1980. For support of my thesis, see also Ulrich Herbert, *Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903–1989*, Bonn 1996, pp. 32, 53.

duty to “show the Israelites... the path to Christ”.⁶ Christianity continued to figure as the crowning achievement of a process of revelation and salvation that had its roots in ancient Israel.⁷ Nevertheless, as elsewhere, Protestant theologians in Düsseldorf identified Jews before and during the First World War with all those unfavourable aspects of modern society that threatened the so-called “natural order of things”. The “anti-Christian Jewish press”, for example, had been responsible for distorting reality prior to the 1912 Reichstag elections, and Frankfurt had emerged as the centre of New Jewry, “das Neujudentum”.⁸ On more than one occasion members of Düsseldorf’s Protestant elite feared that certain Jews were disturbing the hegemony of Protestant German culture by claiming pre-eminent positions in the press, the arts and the business world.

Turning briefly to the Franconian city of Nuremberg, we encounter a *Zentrums-partei* (Centre Party) whose concern about a changing political landscape gave rise to similar comments on the Jews. This was especially the case in the wake of the so-called “Judenzählung”. In response to complaints by numerous Germans that Jews had been avoiding the battlefield, profiting from the war economy and undermining the war effort, the War Ministry had in late 1916 set up an inquiry into the number of Jews occupying posts on the home front as opposed to fighting for their country in the trenches. The Catholic *Zentrum* responded to the insinuation of Jewish unreliability by accusing the Jews of wielding too much power in certain war-related organisations, implying that such papers as the *Frankfurter Zeitung* and the *Berliner Tageblatt* were trying to cover up this fact.⁹ Instead of attacking Liberals, Jews and Socialists for disrupting German ways, then, the *Zentrum* now believed it had discovered an unholy alliance intent on halting Germany’s path to glory.

Briefly assessing the Protestant Church in Düsseldorf and the Catholic *Zentrums-partei* in Nuremberg, then, we are left with an approach to the “Jewish question” that was equally prevalent among Conservatives, *Mittelständler*, *Christlich-Sozialen* and other Germans anxious about the forces of change. In many respects it was a reactive rather than an active form of prejudice, employing rhetoric culled from a variety of anti-Jewish sources and displaying cultural, economic and racist arguments that had been common stock ever since certain Jews had been in the limelight of Bismarckian and Wilhelminian society. Yet these views remained muted and selective. Both the Protestant Church and the *Zentrum* pointed to flesh-and-blood Jews, to specific newspapers or banks, or to the possibility that Jews who had behaved in an unpatriotic and overbearing manner might alter some of their habits or even convert to Christianity. In short, men and women who articulated antisemitic sentiments along these lines had not yet joined the camp of committed Judeophobes, however much their views may have damaged Jewish-Gentile relations.

⁶ *Düsseldorfer Sonntagsblatt*, 27th July 1913 (‘Jerusalems Zerstörung–Israels Fall’).

⁷ *Ibid.*, 29th May 1910 (‘Unter dem Zeichen der Judenmission’).

⁸ *Ibid.*, 21st April 1912 (‘Die Beeinflussung der Presse’); 25th August 1912 (‘Allerlei’).

⁹ *Nürnberger Volkszeitung*, 21st October 1916 (‘Kriegsgeschäft und Judentum’); 27th October 1916 (‘Antisemitische Propaganda’).

As is well known, Social Democracy's stance on the "Jewish question" was fed by a variety of traditions, among which were, first, the Enlightenment notion that individuals stood above historical entities and that therefore Jewish solidarity would give way to human solidarity; second, the belief that capitalism would eventually reduce all existing differences to the polarity of "worker" and "capitalist", thereby detaching identity from cultural or religious affiliations; and third, the claim that anti-semitism was merely a device employed by capitalists to divert anger and resentment from themselves.¹⁰ Whatever the specific approach taken, however, Social Democrats more often than not condemned Jew-hatred as reactionary and outmoded, as a relic from dark and evil ages.

This was no different in Düsseldorf and, in all probability, in Nuremberg, where lack of evidence on the immediate prewar years makes it difficult to reach any firm conclusions. For example, the *Sozialdemokratische Partei Deutschlands* (SPD) in Düsseldorf attacked German Conservatives for being "worthy cousins of the Russian reactionaries",¹¹ suggesting that Jew-baiting, apart from displaying reprehensible views, was a sign of retarded political maturity. Other examples abound,¹² but on the whole SPD commentaries on the "Jewish question" focus on those primitive aspects of antisemitism that made all prejudice dangerous to society.

This was seconded by political Liberalism in both cities. Like their Marxist and Bernsteinian counterparts, left and national Liberals considered antisemitism unworthy of the German *Kultur*; and like their left-wing opponents, Liberal parties accepted a considerable number of Jews in their midst. While the SPD included many prominent Jewish editors of the Nuremberg party organ, as well as leaders of the local headquarters who also happened to be involved in state politics,¹³ the *Nationalliberale Partei* and the Progressives in Nuremberg saw a number of Jews playing important roles and heading various party committees.¹⁴ This was also true in the Rhineland city of Düsseldorf.¹⁵

Judging from election material and newspaper articles, Liberals, whether Jewish or not, repudiated antisemitism for reasons identical with or similar to the ones advanced by Social Democrats. Thus, all those who "contributed directly or indirectly to the election of an antisemite" were blamed for "the brutalisation that these patrons of German tradition (had) spread".¹⁶ The *Christlich-Sozialen*, moreover, were dismissed on the grounds that where they had "wielded power for a while..., political decency" had "turned wild and become contaminated, and Jew-hatred of

¹⁰ See, for example, Edmund Silberner, *Sozialisten zur Judenfrage*, Berlin 1962; Julius Carlebach, *Karl Marx and the Radical Critique of Judaism*, London-Boston 1978; Robert Wistrich, *Socialism and the Jews. The Dilemmas of Assimilation in Germany and Austria-Hungary*, London 1982.

¹¹ *Düsseldorfer Volkszeitung*, 7th February 1912.

¹² *Ibid.*, 2nd February 1912, 13th, 18th and 29th October 1913.

¹³ These included Max Süßheim, Kurt Eisner, Adolf Braun and Bruno Schoenlank.

¹⁴ See Stadtarchiv Nürnberg (StAN) C7/V VP 3301 'Demokratischer Verein' and StAN C7/3992 'Fortschrittlicher Volksverein'.

¹⁵ See Stadtarchiv Düsseldorf (StAD) XXI 234, XXI 278, XXI 283.

¹⁶ *Nürnberger Anzeiger*, 12th November 1911.

the lowest kind” had “found a home”.¹⁷ When Conservatives suffered defeat at the polls, Liberals rejoiced at higher justice having “wreaked havoc” among the “reactionary demagogues”.¹⁸ Characteristic of many a Liberal attitude on the “Jewish question” was an article in the Left-Liberal *Nürnberger Anzeiger* responding to the announcement by the War Ministry of the inquiry into the religious composition of organisations related to the coordinated war effort. The *Anzeiger* thought this scandalous:

“To decide this at a time when thousands and thousands of our Jewish fellow-citizens are fighting side by side with their Christian comrades on all fronts, risking their health and future, their blood and life for the protection of the fatherland, when many of them have already received the Iron Cross and countless others have died in the field of battle, means a deliberate slander of German Jewry.”¹⁹

To be sure, there were Liberal voices, and here mainly within the Nuremberg *Nationalliberale Partei*, which showed little concern for objectivity and applied “mild” forms of Jew-baiting towards such supposedly unpatriotic institutions as Theodor Wolff’s *Berliner Tageblatt*. But while these National Liberals undoubtedly shared much of the hostility to Jews in the arts, in the press and in the business world often found among Conservative Protestants and Catholics throughout Germany,²⁰ they also remained adamant in their refusal to bow to the kind of reactionary, old-fashioned and discredited antisemitism that was thriving further to the right.²¹ In short, even those sympathetic to views critical of Jews or so-called “Jewry” still paid tribute to nineteenth-century middle-class morality.

This digression into non-Weimar territory was necessary in order to contrast the prewar with the postwar world, in particular the meaning given to the “Jewish question” before and after the Great War by groups representative of moderate opinion in those years. Again, the period leading up to and extending into catastrophe was marked by what was then a progressive/reactionary divide. Whereas Liberals and Socialists saw themselves as defenders of enlightened views, Conservative Catholics and Protestants rejected many of these notions as anathema to the German nation. Even National Liberals in Nuremberg, who spoke of the corrosive influence of certain Jews, opposed the Right’s reactionary rhetoric as backward and unacceptable. At that time, racism was absent from mainstream political life, and the debate still centred on “traditional” responses to the problem of antisemitism, most of which were subject to what might be called the taboo of temperance.

¹⁷ *Bergischer Türmer*, 16th November 1911 (‘Die Christlich-Sozialen am Werk’).

¹⁸ *Düsseldorfer Zeitung*, 14th January 1912 (‘Das Wahlergebnis’).

¹⁹ *Nürnberger Anzeiger*, 25th October 1916 (‘Verleumderische Frage nach der Konfession’).

²⁰ *Die Wacht*, *Wöchenschrift für nationale und liberale Politik*, Nuremberg, 27th April 1912 (‘Die Kampfweise des Berliner Tagesblattes’), 28th June 1913 (‘Politische Wochenschau’), 9th December 1916 (‘Wie denkt man in Deutschland über den Frieden?’).

²¹ *Ibid.*, 13th February 1912 (‘Mit Dank abgelehnt’) and 18th April (‘Aus dem politischen und wirtschaftspolitischen Leben’).

During the battles on the Western Front Ernst Jünger composed the first few passages of a book that would both inspire and repel future generations. *In Stahlgewittern* described in no uncertain terms what later historians would identify as the collapse of yet another *ancien régime*:

“We had deserted lecture theatres, schoolrooms and work benches and had melted into one big, enthusiastic body. Having grown up in an era of security, we all felt a yearning for the unusual, for the great danger. ... The war was bound to bring greatness, strength, solemnity. It seemed to us a manly deed, a joyful battle on meadows of flowers and bloody dew.”²²

Regardless of whether or not Jünger’s words were selective in their glorification of the front, they were characteristic of a period whose outcome marked the “great discontinuity in modern German history that brought to the fore the more negative and destructive components of its political culture at the expense of its more promising ones”.²³ After the war, political struggle took on a new meaning, “as violence left its mark on almost all aspects of civil society. A line had been crossed: physical violence had become part of the political armoury, which, increasingly, Germans habitually employed”.²⁴ Thus, while before 1914 the word “crisis” had meant for men like Ernst Jünger a disenchantment with the status quo, after the war the “term ‘crisis’ became an understatement; much broader strata were (now) affected, and the threat was not to their claims to embody culture or authority, but rather to their very social existence”.²⁵

The momentous shift in perception concerning the “Jewish question”, referred to earlier, followed from these revolutionary changes in German society. The language used after the war by wide sections of the public was an attempt to redefine the “Jewish question” along the lines of inherent differences between “Germans” and “Jews”. This “new antisemitism” built on already existing racial stereotypes whose spiritual ancestors had long since died and whose significance lay in the way it pushed other forms of prejudice—whether cultural or economic—to one side, establishing itself as the predominant form of discourse on the “Jewish question”. What is more, this new antisemitism was not restricted to certain groups in society, but extended to individuals, parties and organisations not normally associated with Jew-hatred.

If we examine the parties and church in Düsseldorf and Nuremberg we may come to see the effects of this change. For example, the former Centre Party in the Franconian city, now renamed *Bayerische Volkspartei* (BVP), was not alone among Conservative groups in giving up whatever restraint it had exercised in the past. Where before 1914 it had alluded to the growing influence of certain Jews in especially sensitive areas of German life, the Catholic party now revived the myth that the Jews had benefited from both war and revolution. Beyond this, however, the BVP felt that the ever-growing chorus of Jew-hatred was more than justified:

²² Ernst Jünger, *In Stahlgewittern*, Stuttgart 1978, p. 7.

²³ Gerald Feldmann, *Army, Industry, and Labor in Germany, 1914–1918*, Oxford 1992, p. XV.

²⁴ Richard Bessel, *Germany after the First World War*, Oxford 1993, p. 262.

²⁵ Roger Chickering, *We Men Who Feel Most German. A Cultural Study of the Pan-German League, 1886–1914*, London 1984, p. 300.

“For the Jews have collected plenty of war profits. While Christian soldiers fought in the trenches, Jews were prominent among the indispensable at home and thus war profiteers. And at the end of the war we witness the saddest sight: we seem to have become the vassals of Jewry.”²⁶

The BVP felt that “real” Germans had every right to “foam with rage” over their subjugation by a small minority, referring here presumably to the high percentage of Jews heading revolutionary governments in Munich and elsewhere. These men, however, faced assaults not only for their radicalism, which was bad enough, but also for what many perceived as the unforgivable impudence of Jews claiming leadership of the Bavarian state. The BVP was quite explicit in its rejection of Jews as Jews and not simply of foreigners or northerners or Prussians or even Bavarians who also happened to be Jewish. Time and again the party attacked Kurt Eisner and others on grounds of race and tribal disposition (*Stammeseigenschaften*).²⁷

A few years after the Revolution, at a time when Jews of a revolutionary bent no longer menaced Germans and when Walther Rathenau, lying deep in Berlin soil, was tucked out of sight, Catholic politicians and clerics deemed it necessary to sum up their views on the “Jewish question”. If the preceding years had witnessed repeated invectives against the “otherness” of the Jews, and in particular against their audacity in wanting to be successful Germans, the period between 1922 and 1925 saw efforts to conceptualise the events following Germany’s collapse. One such example was a fairly representative statement by the editors of Nuremberg’s Catholic weekly, *Der Sonntagsfriede*, in December 1923:

“Owing to their adroitness and single-mindedness, both being inherent in their race, they attained economic, political and cultural supremacy... As leaders of the proletariat they turned large parts of the working class into a Jewish defence force [*Judenschutztruppe*] ... It is typical of certain *völkisch* circles to accuse the Catholic Church of philosemitism [*Judenfreundschaft*], when they themselves permitted the Jewification [*Verjudung*] of our people or even wittingly or unwittingly promoted just that ... And the Catholic Church! ... it fought the rampant [*alles überwuchernden*] Jewish spirit ... If they [the *völkisch*] only learned from history they could see that the Catholic Church—unlike them—always took the selfsame view on the matter.”²⁸

Comparing this viewpoint with that of Düsseldorf’s Protestant Church in the seven or so years after the Revolution, the historian is bound to notice the many similarities that existed. As noted earlier, Protestant clerics in Düsseldorf had identified certain Jews before and during the war with all those unfavourable aspects of modernity which seemed to threaten the hegemony of Protestant German culture. After 1918, however, most treatments of the “Jewish question” went beyond these older forms of antisemitism to include racist language of the sort found among right-wing proponents of *völkisch* thought.

²⁶ *Bayerische Volkszeitung*, 24th December 1918 (“Gerechtigkeit gegen alle, auch gegen die Juden!”).

²⁷ See, for example, Bayerisches Hauptstaatsarchiv München (BHStA) Abt. V FISlg 58 Leaflets ‘Warnung!’, ‘Bayerische Bürger und Bauern!’, ‘Die Segnungen der Revolution!’, and ‘Der Bolschewismus’.

²⁸ *Der Sonntagsfriede*, 2nd and 9th December 1923 (‘Judentum und Katholizismus’).

As early as December 1918, the church paper advised Christian women to vote only for parties that had never had links with Jews,²⁹ and a month later it commented that when one saw “German workers with their Germanic skulls adoring a Mr Levi or a Röschen Wollstein [sic], that Russian Jewess, ... nothing” could “shock one any longer”. The paper then ended with the following invocation: “Lord God, forgive them, they are ignorant, help them so that they may think German, act German, live German, German and Christian.”³⁰ While the Protestant Church continued to criticise “Jewish” influence in numerous areas of German culture, it now revelled in language which called for the separation of Germans from Jews, who were described, on more than one occasion, as the “grave-diggers of German life and ways [*Tötengräber der deutschen Volkssittlichkeit*]”.³¹

Now, it could be argued that the BVP and Protestant Church were hardly paragons of tolerance and of Liberal democratic persuasion, and that therefore these examples make too much of what seems to be a slight shift from cultural, economic or religious antisemitism to its racist counterpart. Yet this change was a very real one, and its effects were especially evident in the very movements of progress, Liberalism and Social Democracy, both of which had hitherto proved largely immune to Jew-hatred. It is this demise of temperance, as well as the simultaneous breakthrough of racism, among Liberals and Social Democrats which best illustrates the signal discontinuity between the prewar and postwar years.

In the Rhineland, for example, the *Düsseldorfer Nachrichten* and the *Düsseldorfer Zeitung* soon came to employ antisemitic imagery whenever forced to comment on the “Jewish question”. Both newspapers had stood in the liberal camp before 1918 and continued to do so thereafter, supporting the *Deutsche Volkspartei* (DVP) throughout the Weimar period, but the language used following the collapse of the Empire was such that adherents of Liberal democracy had no choice but to distance themselves from both papers. Equally striking, if not more so, was the altered approach taken by the former National Liberals, now called DVP. Whereas before the war the so-called *Liberale Vereinigung* had condemned antisemitism and had included numerous Jews in its committees, after the war the party did a complete about-face, joining the right-wing *Deutschnationale Volkspartei* (DNVP) in the 1919 National Assembly elections and displaying few or no qualms in its handling of the “Jewish question”. In January 1919, for example, the party rejected the *Berliner Tageblatt* not for being too critical or too pacifist, but rather for undermining the “German-völkisch tribal nature [*Stammesart*]”.³² A further sign that the “Jewish question” had taken on added significance after 1918 was the rivalry between the DNVP and the DVP that was to erupt in 1920 and 1921. Whereas previously both parties had shared common enemies in the *Deutsche Demokratische Partei* (DDP) or

²⁹ *Düsseldorfer Sonntagsblatt*, 22nd December (“Wie wählt die christliche Frau?”).

³⁰ *Ibid.*, 19th January 1919 (“Zeitschau”).

³¹ *Ibid.*, 23rd November 1919 (“Kleine Pfeile”). See also the issues of 26th January and 1st June 1919, 11th and 18th August and 10th October 1920, and 2nd January 1921.

³² StAD XXI 306. See also StAD XXI 308 ‘Wo steht das geschrieben?’ and ‘An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!’.

the SPD, now these enemies paled in comparison to a contest between National Liberals and Nationalists hoping to outdo each other in their appeal to a right-wing electorate. In the internal correspondence of the DVP, for example, we find the following report protesting against DNVP accusations that the People's Party was unpatriotic:

"In a DNVP meeting in Haan the speaker strongly attacked the German People's Party. The DVP's leadership was in Jewish hands, leading members included the Jew Riesser and Stresemann, whose wife was a Jew, the party was therefore dominated by Jews ... First of all Stresemann's wife is *not* Jewish, her father was Protestant, though it is true that her mother was of Jewish descent. In other words, Mrs Stresemann cannot be addressed as a Jew. By suggesting a relationship between Jewry and the People's Party the speaker intended to discredit the latter as unreliable in German matters, as un-German and as responsible for the great misfortune which has befallen our people."³³

Nothing is more indicative of the change that had occurred than these lines by members of a party which not even a decade ago had bitterly attacked Conservatives, Christian-Socials and *Mittelständler*. Fighting Jew-baiting then had been a matter of principle for enlightened men and women of the National Liberal creed. Denying Jewish connections was now an act of belief and of survival for the Düsseldorf DVP, when doing so meant dissociating oneself from un-German and un-*völkisch* behaviour and beliefs.

Turning briefly to Nuremberg, we note that a similar development had been under way among liberal editors and journalists of the *Fränkischer Kurier*, the city's main and most respected bourgeois daily. Although still supportive of the Democratic Party in 1919, the paper soon switched sides and came to identify with a National Liberalism that was if anything more sympathetic to *völkisch* thought than to a preservation of liberal progress. This attitude is well documented in the *Kurier's* reaction to the Hitler Putsch. Like the DVP in Düsseldorf, many Franconian National Liberals voiced their dismay at the way in which patriotic men were sacrificed on the altar of *völkisch* liberation. Hitler was one such man, who in his decency, honesty and conviction had fallen victim to Germany's terrible state.

"We have just experienced the deaths of twenty men in Munich, all of whom were intent on ending German suffering but instead let the bullets speak another language ... Oh, had these bullets only struck our enemies."³⁴

Although the *Kurier* doubted Hitler's ability to lead the country, the paper idealised his motives and ignored his racist fanaticism. In this lack of consideration, as well as in numerous instances of Jew-baiting,³⁵ the once Liberal-minded organ of Nuremberg's so-called respectable bourgeoisie exemplified a change that we have observed elsewhere.

³³ StAD XXI 308 Deutsche Volkspartei-Landesverband Düsseldorf-Ost, 1st February 1921. See also letter of 14th February 1921.

³⁴ *Kurier*, 11th November 1923 ('Das deutsche Ziel in Bayern').

³⁵ These are more numerous after 1923. For the *Kurier's* *völkisch* politics, see, for example, the issues of 3rd May, 11th August and 6th December 1924.

Before ending the survey of the immediate post-war years, let us study that other movement of progress and reason in German politics, the *Sozialdemokratische Partei Deutschlands*. Earlier we noted that the SPD had been averse to employing anti-semitic imagery in its campaign material and press. This out-and-out rejection of reactionary forms of propaganda, however, no longer pertained to the postwar years, although the Düsseldorf SPD was much less affected by change than its Nuremberg counterpart. In the latter town, where Max Süßheim continued to play a prominent role in the local party, Social Democrats repeatedly resorted to racist rhetoric in response to novel political conditions. In 1918 and 1919, for example, the party distanced itself from Eisner, Landauer, Mühsam and their comrades by alluding to their “un-German” or Eastern backgrounds.³⁶ When some time later a Jewish Social Democrat suggested going to Streicher rallies to counter *völkisch* propaganda, the main party speaker dismissed such proposals as Jewish impudence, since Socialist workers would never let themselves be thrashed by Nazi thugs in return for “Jewish” money.³⁷ Similarly, a report on a nationalist festival in September 1923 indicated how easy it had become for the enemies of Nazism to appropriate *völkisch* language:

“On Sunday, at around 9 a.m., I walked along the Vestnertorgraben. Ahead of me a family. Elegant appearance. Easy to ascertain non-aryan descent, judging from their faces. Great surprise, then, to overhear the following dialogue: Son: ‘In Schweinfurt they... [the Socialists] want to hold up a train ...’ Father: ‘Yes, but in Saxony they have already held up a few trains, the rogues. Well, Saxony is today nothing but a Bolshevist enclave.’ I walked on, not trusting my ears, and soon passed them ... But they were really Jews, as one short glance at them revealed. I continued, involuntarily recalling the last sentence on Nazi posters: ‘No entry for Jews [Juden haben keinen Zutritt]’”.³⁸

Many more examples could be cited,³⁹ but what concerns us here is that such lines would have been inconceivable before the war and were now quoted, advanced, and disseminated with impunity.

In Düsseldorf’s SPD, on the other hand, political struggle occasionally gave rise to tactics that included the questioning of right-wing sincerity, as when the party accused Nazis and nationalists of taking money from Jewish capitalists.⁴⁰ Yet even though such cynicism was much less prevalent in the SPD than in the thoroughly opportunistic and unscrupulous *Kommunistische Partei Deutschlands* (KPD),⁴¹ this

³⁶ *Fränkische Tagespost*, 15th April 1919 (‘Das schwelende Feuer in München’); StAN Stadtchronik, 381.

³⁷ Bayerisches Staatsarchiv Nürnberg (BStAN) Rep. 218/1 I Nr. 339 Polizeibericht Nr. 4650.

³⁸ *Fränkische Tagespost*, 6th September 1923 (‘Momentbild vom “Deutschen Tag”’).

³⁹ See especially the police reports on the *Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands* in Nuremberg, who were much more moderate in their Socialism than USPD members elsewhere in Germany. BStAN Rep. 218/1 I No. 332 Wochenbericht; No. 330 Bericht; No. 1156.

⁴⁰ See, for example, *Düsseldorfer Volkszeitung*, 8th (‘Die Avantgarde der Reaktion’), 17th (‘Das Antisemitenpech’), 19th (‘Wer sind die Deutschnationalen?’) and 26th April 1924 (‘Deutschnational-Deutschvölkisch’).

⁴¹ KPD cynicism was ubiquitous. See the coverage of “Jewish” themes in both the Düsseldorf *Freiheit* and the Nuremberg *Nordbayerische Volkszeitung*.

bowing to *völkisch* opinion revealed the extent to which all parties had become infected with the racist virus. Düsseldorf's Social Democrats had remained largely immune to the wave of postwar antisemitism, as indeed had the *Deutsche Demokratische Partei* in both cities, but they did feel the need to engage in agitation that paid tribute to new realities. Whereas in the *Kaiserreich* Social Democrats had followed antisemites from village to village in hope of a confrontation,⁴² they now became victims of this same provocative strategy. Rather than inventing or determining the nation's political vocabulary, then, members of the SPD were frequently forced to tailor their projects and propaganda to an available normative language that was often dominated by *völkisch* ideology. And rather than claiming, as they had done in the past, that antisemitism was capitalism's lightning rod, many Socialists decided to denounce nationalists, Conservatives and Nazis as unfaithful and unprincipled in their ostensible quest for *völkisch* harmony.

I have concentrated on the first half of the Weimar Republic in order to show in as detailed a way as possible how political parties and churches responded to the "Jewish question" before and after the war. The final section of this paper will briefly assess the consequences of the change we have so far been able to record. Crucial to any analysis of the postwar years is an attempt to address the fact that the German notion of *Volk* underwent "a postwar inflation no less dramatic and no less portentous than that of the German currency..."⁴³ And just as the fear of inflation was to haunt Germans for decades to come, so *völkisch* ideology did not require massive indoctrination by National Socialists after 1933. What happened in the second half of the Weimar Republic was a redefinition of the meaning and importance of antisemitism. What had happened in the first half of that period was ingested and adjusted by those for whom antisemitism never became a way of life. In short, the outcome was an alliance between racism and respectability.

As we may recall, a majority of Germans had refused to go along with those men and women who before the war had supported a separation of Germans from Jews.

⁴² Rudy Koshar, *Social Life, Local Politics, and Nazism. Marburg, 1880–1935*, Chapel Hill 1986, p. 195.

⁴³ Gary D. Stark, *Entrepreneurs of Ideology. Neoconservative Publishers in Germany, 1890–1933*, Chapel Hill 1981, p. 186. For evidence that members of the intellectual élite, including Heinrich Rickert, Gottlob Frege, Max Pechstein and Walter Gropius, were similarly affected, see Hans Sluga, *Heidegger's Crisis. Philosophy and Politics in Nazi Germany*, Cambridge, Mass. 1993, p. 22 and Joan Weinstein, *The End of Expressionism. Art and the November Revolution, 1918–19*, Chicago–London 1990, pp. 53, 64. See also William W. Hagen, 'Before the "Final Solution": Towards a Comparative Analysis of Political Anti-Semitism in Interwar Germany and Poland', in *Journal of Modern History*, June 1996, pp. 358, 363–364. Michael Brenner has demonstrated how Jews, too, experienced a shift "from a community of faith to a community of fate and common descent", a shift manifested in the glorification of Eastern Jewry, the growing "popularity" of Jewish schools and the "ethnic" nature of the Buber–Rosenzweig Bible. It seems plausible to argue that it was German antisemitism rather than a Jewish–*völkisch* vogue that led to this change. Michael Brenner, *The Renaissance of Jewish Culture in Weimar Germany*, New Haven and London 1996, pp. 7, 59, 107–108, 142.

At the time, Stöcker, Fritsch and Ahlwardt were dismissed as much too radical. What is more, organisations such as the Pan-German League or the *Bund deutscher Landwirte* attracted the committed, not a majority of moderate Germans whose Liberalism, Socialism or Conservatism did not allow for extreme solutions of the kind suggested by the proponents of racism. Throughout the Weimar Republic, on the other hand, *völkisch* values came to permeate wide sections of the German public, so that the taboo of temperance took on a new meaning. Whereas prior to 1914 antisemitism itself was regarded by many as distasteful, outmoded and reactionary, after the war violent Jew-baiting, what was termed *Radauantisemitismus*, was regarded by many in a similar way. In other words, the idea of moderation was transformed from being associated with racism as such to being associated with manifestations of unruly or rabid antisemitism of a Streicherian nature.

Time and time again denouncements of Nazism began with disclaimers, such as the following by a Protestant theologian in Nuremberg, who condemned Nazi Jew-baiting as a disgrace to the German people, only to concede that antisemites had been instrumental in altering the terms of the debate:

“One has rightly begun to speak of Jews and Germans instead of Jews and Christians, it is recognised how misleading is the ... talk of “German citizens of a Jewish persuasion”; one has come to see that the Jew and the German constitute two different types of human existence.”⁴⁴

It is not surprising, therefore, that after World War I the Protestant mission to convert the nation's Jews was neglected or given up altogether. Fending off Nazi attempts to Germanise the church became more important than defending Jews who had always been unlikely candidates for conversion and who were now often deemed inherently different from Germans or Christians. By 1933, wide sections of the “respectable bourgeoisie” welcomed the contribution *völkisch* ideas had made to the spiritual “reawakening” of the German people, even though many rejected certain forms of racism which appeared too radical or violent. It was the style and tactics rather than the actual contents of right-wing thought, therefore, which occasionally gave rise to concern, and in this sense the reactions to the *Reichskristallnacht* of 1938 were distinctly prefigured.

Let us return once more to the liberal historian Friedrich Meinecke and his *Deutsche Katastrophe*. Perhaps it has become clearer now why Meinecke was able to write about the Jews in 1946 the way he did. Meinecke and with him many other Germans saw no connection between such words and the events surrounding Auschwitz and Belsen. For them the Jews had become alien to the German *Volk*. This did not mean, however, that the policy of extermination was welcomed or even defended. On the contrary, many Germans were appalled by what had happened in the death camps of the Third Reich. But what is even more significant is that these Germans failed to see that contrasting “Die Juden” with “Die Deutschen” had enabled Hitler to expel Jewish men and women from Germany's moral community. Many Germans after the war refused to accept responsibility for the crimes of Na-

⁴⁴ *Die Christliche Volkspartei*, Nürnberg, No. 10/1925.

tional Socialism precisely because they had never identified with the methods of a Streicher or a Himmler, claiming that it was the fanatics and extremists, those who had actively participated in the genocide, who were to blame. Just as the *Wehrmacht* was now juxtaposed against the SS, the police pitted against the *Gestapo*, or the average party member contrasted with the unpopular party boss, so the dream of a Germany without Jews was distinguished from the dream of a Germany strewn with the victims of annihilation.⁴⁵ Only slowly, after many years of pondering these questions, has one come to recognise that words and thoughts and beliefs also have the power to exclude citizens and to deny them whatever legal rights they may enjoy.

⁴⁵ There is ample evidence to support this conclusion. See, for example, Michael Schornstheimer, *Die leuchtenden Augen der Frontsoldaten. Nationalsozialismus und Krieg in den Illustriertenromanen der fünfziger Jahre*, Berlin 1995, pp. 15, 97, 115, 212, 217; Gisela Schwarze, *Eine Region im demokratischen Aufbau. Der Regierungsbezirk Münster 1945/46*, Düsseldorf 1984, p. 203; Rüdiger Safranski, *Ein Meister aus Deutschland. Heidegger und seine Zeit*, Munich-Vienna 1994, p. 390; Jörg Friedrich, *Die kalte Amnestie. NS-Täter in der Bundesrepublik*, Munich 1994, pp. 143–144; Hans Mommsen, 'Erfahrung, Aufarbeitung und Erinnerung des Holocaust in Deutschland', in Hanno Loewy (ed.), *Holocaust: Die Grenze des Verstehens. Eine Debatte über die Besetzung der Geschichte*, Hamburg 1992, p. 95; Hermann Graml, 'Die verdrängte Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus', in Martin Broszat (ed.), *Zäsuren nach 1945. Essays zur Periodisierung der deutschen Nachkriegsgeschichte*, Munich 1990, p. 174; Hans Woller, *Gesellschaft und Politik in der amerikanischen Zone. Die Regierung Ansbach und Fürth*, Munich 1986, pp. 69, 131–132; Klaus-Dietmar Henke, 'Die Trennung vom Nationalsozialismus. Selbstzerstörung, politische Säuberung, "Entnazifizierung", Strafverfolgung', in Klaus-Dieter Henke and Hans Woller (eds.), *Politische Säuberung in Europa. Die Abrechnung mit Faschismus und Kollaboration nach dem Zweiten Weltkrieg*, Munich 1991, p. 25; Ulrich Herbert, *Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903–1989*, Bonn 1996, p. 456.

WERNER BERGMANN/JULIANE WETZEL

„Der Miterlebende weiß nichts“*

Alltagsantisemitismus als zeitgenössische Erfahrung und spätere Erinnerung
(1919–1933)

Der Antisemitismus in der Weimarer Republik ist bisher in der Forschung im Vergleich zum vorausgehenden Kaiserreich und zum folgenden Dritten Reich recht stiefmütterlich behandelt worden, obwohl man ihm für die völkisch-nationalsozialistische Ideologie eine Schlüsselstellung zuschreibt und er das propagandistische Dauerthema republikfeindlicher rechter Gruppierungen war¹. Aus heutiger Sicht wird dem Ausmaß des Antisemitismus geradezu eine Indikatorfunktion für das Aufkommen des Nationalsozialismus und seiner Verbrechen gegeben („Wehret den Anfängen“). So wunderte sich Helmut Dubiel in seinem Interview mit Leo Löwenthal darüber, daß die Gruppe um das Frankfurter Institut für Sozialforschung einerseits eine „recht klare Ahnung des heraufziehenden nationalsozialistischen Unheils“ hatte, andererseits den Antisemitismus in der späten Weimarer Republik bagatellierte². Möglicherweise besaßen antisemitische Erfahrungen für die Zeitgenossen eben nicht die Indikatorfunktion, die man ihnen rückblickend zuschreibt, da die Wahrnehmungs- und Bewertungsgrundlagen naturgemäß andere waren als nach der Zäsur von 1933 und vor allem nach 1945. Der vorliegende Beitrag befaßt sich, wie die Begriffswahl „Alltagsantisemitismus“ signalisiert, mit den Erfahrungen und Erinnerungen bzw. historischen Rekonstruktionen von als antisemitisch identifizierten Handlungen oder Ereignissen der Weimarer Republik aus der Perspektive jüdischer Zeitgenossen.

Wir kombinieren in diesem Beitrag eine alltagsgeschichtliche Perspektive mit theoretischen Überlegungen zur politischen Kognition, indem wir untersuchen, wie die Akteure die Beziehungen zwischen jüdischen und nicht-jüdischen Deutschen gesehen haben, was sie als „antisemitisch“ definiert haben und von welchen persönlichen, sozialen, regionalen und politischen Umständen diese Kategorisier-

* Victor Klemperer, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher*, Bd. II 1942–1945, S. 548.

¹ Eine Durchsicht der Ortsgeschichten vom Typ „die Juden in ...“ zeigt das gleiche Muster: Kaiserreich und NS-Zeit werden ausführlich abgehandelt, für die Weimarer Republik finden sich nur wenige Seiten.

² Vgl. Leo Löwenthal, *Mitmachen wollte ich nie. Ein autobiographisches Gespräch mit Helmut Dubiel*, Frankfurt a. Main 1980, S. 28. Dubiel verweist dort auf Franz Neumanns von Löwenthal offenbar geteilte These, die deutsche Bevölkerung sei vor 1933 die am wenigsten antisemitische in ganz Westeuropa gewesen.

rung abhing. Die Definition einer Handlung, einer Rede oder eines Textes als „antisemitisch“ ist, wissenssoziologisch betrachtet, eine soziale Konstruktion. Diese konstruktive Deutungsarbeit erfolgt nicht jeweils ad hoc und individuell, sondern wird von relativ stabilen kognitiven Schemata gesteuert, für die man in der Soziologie auch den Begriff des „Rahmens“ (frame) verwendet; zeitgenössisch nannte man es „Weltanschauung“³. Diese Schemata müssen im wesentlichen dreierlei leisten: Sie müssen eine diagnostische Funktion erfüllen, indem sie ein Problem als solches identifizieren und die Attribution von Schuld und Kausalität festlegen. Sie müssen Lösungsmöglichkeiten für das definierte Problem anbieten (prognostic framing) und drittens auch eine Motivation für das Handeln mitliefern (motivational framing), die darauf zielt, das anstehende Problem zu lösen⁴. Die Aktivierung solcher Schemata und ihre Veränderung kann entweder begriffs- oder konzeptgeleitet (top down) oder aber datengeleitet (bottom-up) erfolgen, wobei grundlegende Neuschematisierungen starker externer Anstöße bedürfen, die den bisher verwendeten Schemata scharf widersprechen. Solche Schemata zur Interpretation antisemitischer Vorkommnisse besaßen auch die deutschen Juden der Weimarer Republik. Diese waren natürlich keine rein persönlichen Konstruktionen, sondern entstammten historisch gewachsenen innerjüdischen „Interpretationsgemeinschaften“ und standen entsprechend auch miteinander in Deutungskonkurrenz. Die Grundmuster des Umgangs mit Antisemitismus hatten sich im wesentlichen bereits im Kaiserreich herausgebildet und waren primär durch das jeweilige Konzept der jüdischen Identität bestimmt⁵. Wir wollen im folgenden skizzieren, wie je nach verwendeten Schemata, nach sozialen Kontexten und zeitgenössischen Erfahrungen die antisemitischen Vorkommnisse gedeutet wurden.

Für die Analyse der Antisemitismus-Erfahrung im Alltag der Weimarer Zeit ergeben sich spezifische Probleme, da einerseits eine wichtige Quellengattung, näm-

³ Das „Framing“-Konzept schließt an Überlegungen von Erving Goffman an und soll nach David Snow et al. „schemata of interpretation“ bezeichnen, die den einzelnen in die Lage versetzen, „to locate, perceive, identify, and label occurrences meaningful“. D.h., die „frames“ organisieren individuelle wie kollektive Erfahrungen und leiten Handlungen an (‘Frame Alignment Processes, Micromobilization and Movement Participation’, in: *American Sociological Review*, 51, 1986, S. 464). In ähnlichem Sinne verwendet Gerhard Vowe den Begriff des „kognitiven Schemas“ und unterscheidet Kausal-, Sozial- und Temporalmuster (‘Politische Kognition. Umriss eines kognitionstheoretischen Ansatzes für die Analyse politischen Handelns’, in: *Politische Vierteljahresschrift*, 35, 1994).

⁴ Vgl. zum folgenden David A. Snow/Robert D. Benford, ‘Ideology, Frame Resonance and Participant Mobilization’, in: Bert Klandermans et al (Hrsg.), *International Social Movement Research* 1, Greenwich, London 1988. William A. Gamson/Andre Modigliani (‘Media Discourse and Public Opinion on Nuclear Power: A Constructionist Approach’, in: *American Journal of Sociology*, 95, 1989, S. 4f.) unterscheiden ähnlich zwischen „framing devices“, die einem nahelegen, wie man über eine Sache zu denken hat (Metaphern, Historische Beispiele, Schlagworte, Schilderungen, Abbildungen), und „reasoning devices“, die rechtfertigen, was getan werden sollte (Ursprünge, d. h. eine Kausalanalyse, Folgen, Bezug auf Prinzipien, d. h. ein Set moralischer Forderungen).

⁵ Vgl. dazu die grundlegende Studie von Ismar Schorsch, *Jewish Reactions to German Anti-Semitism, 1870–1914*, New York 1972.

lich die autobiographischen oder durch Interviews gewonnenen Lebenserzählungen, ebenso wie Wissen und Sichtweise des heutigen wissenschaftlichen Beobachters durch die Zäsur von 1933 und den Holocaust geprägt sind, d. h., wir haben es hier mit einer tiefgreifenden Umschematisierung zu tun⁶. Der Antisemitismus dieser Zeit wird entweder als eine auf 1933 hinführende Radikalisierung rekonstruiert oder verschwindet als *quantité négligeable* fast völlig hinter der als krasser Einschnitt empfundenen Phase ab 1933: „Sicher, es hat Antisemitismus gegeben, aber das war der ‚gute, alte Antisemitismus‘, das war ruhig, das war still.“⁷ Bisher gibt es wenig theoretische Erkenntnisse über den Zusammenhang von autobiographischem Gedächtnis und Zeitgeschichte, doch dürfte klar sein, daß diese erinnerte Geschichte vom Kontext der Gegenwart und vom heutigen Selbstverständnis des Erinnernden bestimmt wird. So haben Erinnerungen nicht nur einen berichtenden, sondern auch einen rhetorischen Charakter, d. h., sie sind Beiträge zur Definition einer vergangenen Epoche⁸.

Der vorliegende Beitrag basiert einmal auf den nachträglichen Rekonstruktionen des in der Weimarer Republik von Juden erfahrenen Antisemitismus, wie sie sich in Lebenserinnerungen und in Ortsgeschichten von Apolda bis Kreis Ziegenhain finden, zweitens auf zeitgenössischen Quellen wie biographischen Aufzeichnungen, Briefen und Zeitungen⁹. Diese Quellen repräsentieren jedoch aus mehreren Gründen nur Ausschnitte der jüdischen Erfahrungen. Die biographischen Überlieferungen stammen im wesentlichen von denjenigen, die die Verfolgung – zumeist in der Emigration – überlebt haben und die ganz überwiegend der jüngeren Generation angehörten (ab Jg. 1910) und erst in den 1980er Jahren begannen,

⁶ So ließ die Zäsur von 1933 auch die Vorgeschichte in anderem Licht erscheinen. Eine Emdener Jüdin des Jahrgangs 1914 sagte in einem Interview: „Aber daß wir diskriminiert wurden, ist mir erst zu Bewußtsein gekommen, als ich fast erwachsen war“ (*Die wir verloren haben. Lebensgeschichten Emdener Juden*, hrsg. von der Volkshochschule Emden und der Ostfriesischen Landschaft, Emden 1991, 2. Aufl., 17.04).

⁷ Lore M., Köln, Jahrgang 1917' (in: *Ich habe Köln doch so geliebt. Lebensgeschichten jüdischer Kölnerinnen und Kölner*, bearb. und hrsg. von Barbara Becker-Jákli, Köln 1993, S.102). Ähnlich Hirsch, der davon berichtet, daß man sich später spöttisch und wehmütig an den „lieben alten Risches“ erinnerte, der bis 1933 als gesellschaftlicher Antisemitismus in den Städten Norddeutschlands an der Tagesordnung war (Karl Jakob Hirsch, *Quintessenz meines Lebens*, Mainz 1966, *op.cit.*, S. 153). Andere sprechen die Zäsurerfahrung selbst an: „Während dieser Jahre vor 1933 merkte ich die Tatsache, daß ich jüdisch war, nicht besonders. ... Aber ab 1933 spürte ich deutlich, daß es nicht mehr so wie früher war, und es wurde mir bewußt: ‚Aha, man ist doch scheinbar etwas anderes‘. Vorher gab es für mich keinen Antisemitismus“ (Helmut Goldschmidt, Jg. 1918, Köln, S. 129).

⁸ Barbara Keller, *Rekonstruktion von Vergangenheit. Vom Umgang der „Kriegsgeneration“ mit Lebenserinnerungen*, Opladen 1996, S. 15.

⁹ Da es hier um die Rekonstruktion der alltagsweltlichen Sicht geht, bleiben die Wahrnehmungen der Abwehrvereinigungen und sonstigen jüdischen Organisationen ausgespart – es wäre interessant, die Interpretation der „Profis“ und der „Laien“ in einem zweiten Schritt einmal zu vergleichen und zu untersuchen, ob und wieweit die Publikationen dieser Organisationen die Wahrnehmung ihrer jüdischen Leser beeinflusst hat. Dieser Frage konnten wir hier nicht systematisch nachgehen.

sich in Interviews oder in schriftlicher Form zu äußern. Wenige Zeugnisse existieren von den klein- und unterbürgerlichen Schichten, den religiösen Juden und von den erst nach dem Ersten Weltkrieg zugewanderten osteuropäischen Juden, so daß ihre Sicht weitgehend ausgeblendet bleibt.

Jüdisches Selbstverständnis und die Wahrnehmung des Antisemitismus

Juden in der Weimarer Republik setzten – in allen ideologischen Lagern – im Alltagsleben ein gewisses Maß an Antisemitismus als gegeben und quasi „normal“ voraus (der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens [C.V.] nannte die Jahre 1924 bis 1928 „Normaljahre“)¹⁰. Die generationenübergreifende Erfahrung von Diskriminierung ließ sie mit einem gewissen Maß an Vorurteilen und Ablehnung rechnen¹¹. Man wußte von der Existenz des Antisemitismus, auch wenn man persönlich nichts davon gespürt hat¹². Es gab eine unausgesprochene, aber klar verstandene Trennung in vielen Lebensbereichen zwischen Juden und Nichtjuden, die man als selbstverständlich hinnahm, ohne sie gleich mit Antisemitismus zu verbinden¹³. War also nach Peter Gay das „Überleben des Antisemitismus eine Tatsache, mit der sie auskommen mußten“¹⁴, blieb doch die Natur des deut-

¹⁰ George L. Mosse schreibt, daß die Juden sich so sehr an ein gewisses Maß von Antisemitismus gewöhnt hatten, daß dieser für sie schon zum Lebensalltag geworden war, ‚Die deutsche Rechte und die Juden‘, in: *Entscheidungsjahr 1932. Zur Judenfrage in der Endphase der Weimarer Republik*. Ein Sammelband herausgegeben von Werner E. Mosse unter Mitwirkung von Arnold Pauker, Tübingen 1965 (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 13). Theo Bacharach erinnert sich für Marburg, daß man „sich an die vielen kleinen Begebenheiten gewöhnt hatte; das gehöre halt zum Leben eines Juden dazu“ (Interview in: Barbara Händler-Lachmann und Thomas Werther, *Vergessene Geschäfte verlorene Geschichte. Jüdisches Wirtschaftsleben in Marburg und seine Vernichtung im Nationalsozialismus*, Marburg 1992, S. 33).

¹¹ Vor Teilnehmern einer Mitgliederversammlung des Israelitischen Lehrervereins für Bayern sagte 1927 Ludwig Hammelburger: „... Prinzipiell muß aber auch schon bei unseren Schülern die Erkenntnis Platz greifen, daß diese Erscheinung [der Antisemitismus, W.B./J.W.] mit unserem Schicksal unlösbar verkettet ist und erst mit dem weiteren sittlichen Fortschritt der Menschheit verschwinden wird“ (zit. nach Roland Flade, *Juden in Würzburg 1918–1933*, Würzburg 1985, S. 306). – Man konnte aus dieser historischen Erfahrung jedoch auch den gegenteiligen Schluß ziehen, wenn man nicht deutsch-patriotisch fixiert war: Arie Goral-Sternheim resümierte: „Sie (die Deutschen) hassen die Juden, sie haben uns schon immer gehaßt“ (*Jeckepotz. Eine jüdisch-deutsche Jugend 1914–1944*, Hamburg 1989, S. 69).

¹² Ein Kölner Jude, David Ziegellaub, geb. 1918, schrieb in seiner Biographie, vor 1933 habe er Antisemitismus „weniger erlebt als gewußt“ (in: *Ich habe Köln doch so geliebt*, op.cit., S. 86). Lore M.: „Daß es das gab, wußte man. Aber man hat nichts davon gespürt“ (op.cit., S. 102f.).

¹³ Vgl. Robert Goldmann, *Flucht in die Welt. Ein Lebensweg nach New York*, Frankfurt a. Main 1996, S. 18.

¹⁴ Peter Gay, ‚In Deutschland zu Hause ... Die Juden in der Weimarer Zeit‘, in: *Die Juden im nationalsozialistischen Deutschland. The Jews in Nazi Germany 1933–1943*, herausgegeben von Arnold Pauker mit Sylvia Gilchrist und Barbara Suchy, Tübingen 1986 (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 45), S. 31.

schen Antisemitismus zwischen den ideologischen Lagern (Zionisten, Assimilierte, Nationaldeutsche) umstritten. Die Unterschiede in den Wahrnehmungs- und Reaktionsweisen gegenüber Antisemitismus resultierten nicht bloß aus taktischen Erwägungen, sondern aus grundsätzlichen ideologischen Differenzen, die unlösbar mit der jeweiligen Definition der Gruppenidentität verknüpft waren¹⁵. Bei Intergruppenkonflikten kann jede Konfliktpartei die Ursache dafür entweder primär bei sich selbst suchen oder aber bei der anderen Gruppe, d. h., man konnte in unserem Fall die Verantwortung für den Antisemitismus allen Deutschen oder nur bestimmten Gruppen, allen Juden oder nur bestimmten jüdischen Gruppen oder aber externen Ursachen (Weltwirtschaftskrise) zuschreiben. Innerhalb des deutschen Judentums war man sich über die Zurechnung im Fall des Antisemitismus nicht einig.

Die Zionisten führten den Antisemitismus nicht auf jüdisches (Fehl-)Verhalten zurück, sondern glaubten, diesen Konflikten in der Diaspora prinzipiell nicht entgegen zu können, so daß in letzter Konsequenz nur die räumliche Trennung blieb.

Anders als die assimilierten Juden, die sich vom fortschreitenden Emanzipationsprozeß ein Verschwinden des Antisemitismus erhofften, sahen sie die Weltgeschichte als eine Verfolgungsgeschichte und die unerfüllbaren assimilatorischen Forderungen der Emanzipation geradezu als Quelle des Antisemitismus¹⁶. Ihren „diagnostischen Rahmen“ bildete ein Konzept der Ethnizität, das gerade die Existenz von „nationalen“ Unterschieden als gegeben hinnahm, ja sie sogar offensiv gegenüber den Antisemiten vertrat. Diese Position schloß nicht aus, daß man aus zionistisch-sozialistischer Sicht auch Teilen der Eigengruppe eine Mitschuld am Antisemitismus zuwies, nämlich denjenigen, die ihren Reichtum zur Schau trugen bzw. ihn auf „unlautere“ Weise (Inflationsgewinne, Korruption) erlangt hatten. Willy Cohn steht für diese Sichtweise, wenn er schon 1940/41 schrieb: „Letzten Endes sind es ja nicht zum geringsten Teile die Berliner Kurfürstendammjuden gewesen, die durch ihr Verhalten den Boden geschaffen haben, auf dem der Antisemitismus wachsen konnte.“¹⁷ Zionisten hatten stets eine pessimistische Haltung gegenüber der Entwicklung des Antisemitismus, nahmen ihn deshalb schärfer wahr, fühlten sich persönlich jedoch weniger durch ihn bedroht, weil der Antisemitismus ihr nationales Selbstkonzept nicht in Frage stellte. Sie sahen im Grunde keinen Sinn in seiner Bekämpfung, ihr prognostischer Rahmen sah eine Lösungsmöglichkeit nur in der Gründung eines eigenen Staates. Deshalb beobachteten sie den Antise-

¹⁵ Jehuda Reinharz, ‚The Zionist Response to Antisemitism in Germany‘, in: *Year Book XXX of the Leo Baeck Institute*, London 1985, S. 106. Die enge Verknüpfung der Wahrnehmung der deutschen Gesellschaft mit der eigenen jüdischen und persönlichen Identität stellte ein wesentliches Hindernis für eine Einstellungsänderung hinsichtlich der Gefahr des Antisemitismus dar. Vgl. zum Zusammenhang von Ich-Beteiligung und Einstellungswandel: Ramon J.-Rhine und Lawrence J. Severance, ‚Ego-Involvement, Discrepancy, Source Credibility, and Attitude Change‘, in: *Journal of Personality and Social Psychology*, 16, 1970, S. 175–190.

¹⁶ Vgl. Shulamith Volkov, *Jüdisches Leben und Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert*, München 1990, S. 96.

¹⁷ Willy Cohn, *Verwehte Spuren. Erinnerungen an das Breslauer Judentum vor seinem Untergang*, hrsg. von Norbert Conrads, Köln 1995, S. 400.

mitismus gleichsam als nicht betroffene Zuschauer¹⁸. Gershom Scholem, der aus einer zionistischen Perspektive beobachtete, war bereits 1919 nicht über den Antisemitismus bestürzt („mich selber berührte das wenig“), sondern über die „Blindheit der Juden, die von alledem nichts wissen und nicht sehen wollten: *Sie hielten alles für eine vorübergehende Erscheinung*“ und wollten sich offenbar nicht eines Besseren belehren lassen¹⁹.

Letzteres hätte für die sich explizit als Deutsche verstehenden Juden ein völliges Umdenken erfordert. Doch war selbst die „antisemitische Sturmflut“ der frühen Nachkriegsjahre nicht in der Lage, ihr Grundschema zu verändern²⁰. Die assimilierten Juden folgten primär einem historisch durch den Emanzipationsprozeß beglaubigten Fortschrittsschema, das sich durchaus mit der Annahme einer in Resten noch objektiv bestehenden „Judenfrage“ vertrug²¹. Durch die Temporalisierung des Problems blieb eine positive Lösung zukünftig erreichbar, für die man entsprechende Aufklärungs- und Bekämpfungsarbeit zu leisten bereit war²². Aufgrund ihrer deutsch-jüdischen Doppelidentität blieb den assimilierten Juden keine andere Wahl, als die Ursachen des Antisemitismus jeweils in dem Verhalten von Teilgruppen auf jüdischer und deutscher Seite zu suchen. Die Hochschätzung der deutschen Kultur und das Festhalten am Zusammenhang von Bildung und Aufklärung führte zu der Auffassung, Antisemitismus sei das Resultat mangelnder Bildung und Kultur: „Der Erbfeind des Judentums ist die Halbbildung“²³. Diese Vorstellung

¹⁸ Nur in Situationen, in denen der Antisemitismus zu einer ernsthaften Bedrohung der jüdischen Existenz zu werden schien, wie 1923 und ab 1929, gingen die Zionisten oft aufgrund des Drucks lokaler Gruppen zeitweilig von diesem Konzept ab und setzten auf Abwehrarbeit. Vgl. Reinharz, *op.cit.*, S. 111, 114, 124.

¹⁹ Gershom Scholem, *Von Berlin nach Jerusalem*, Frankfurt a. Main 1994, S. 153. Selbst nach der „Machtergreifung“ war man sich in der Einschätzung uneinig: ein Teil der Juden in Unna z. B. sah im NS-Regime „etwas Vorübergehendes“, andere emigrierten rasch (*Juden in Unna. Spuren ihrer Geschichte: eine historische Dokumentation*, Stadt Unna (Hrsg.), Unna 1993, S. 52), vgl. dort auch den Brief des nach Südamerika ausgewanderten Unnaer Juden Erich Eichwald, S. 65.

²⁰ Ludwig Holländer drückte 1919 seine Bestürzung über diejenigen Elemente aus, die diese Identifikation mit dem Deutschtum nicht als etwas Selbstverständliches betrachteten (*Der Antisemitismus der Gegenwart*, Berlin 1919, S. 5–13).

²¹ Noch 1929 unterschied der C.V. in einem Aufruf zu einer „Aussprache über die Judenfrage“ innerhalb der judengegnerischen Bewegung zwischen deren Ausschreitungen, denen mit entsprechenden Gegenmitteln entgegenzutreten ist, und ihrem völkischen Anspruch, der ernsthaft genommen werden will und mit dem die angegriffenen Juden sich in einer „vom besten Willen zur Sachlichkeit getragenen Besprechung“ auseinandersetzen wollen. (Titel: ‚Stören die Juden den Wiederaufbau unseres Vaterlandes‘ – C.V.-Einladung an den Oberbürgermeister von Hagen, – dort sprach auch ein Vertreter der NSDAP; siehe Hermann Zabel (Hrsg.), *Mit Schimpf und Schande aus der Stadt, die ihnen Heimat war. Beiträge zur Geschichte der jüdischen Gemeinde Hagen*, Hagen 1994, S. 35f.).

²² Neben der Hoffnung auf zukünftige Verbesserung der Lage gab es angesichts der realen Integrationsfortschritte auch den Vergleich mit der früheren, noch schlechteren Situation der Juden.

²³ Reiner Bernstein, *Zwischen Emanzipation und Antisemitismus – Die Publizistik der deutschen Juden am Beispiel der „C.V.-Zeitung“*, *Organ des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, 1924–1933*, Diss., FU-Berlin 1969, S. 165ff. Auch der „Abwehrverein“ bekämpfte den Antise-

täuschte vor allem das jüdische Bildungsbürgertum darüber hinweg, daß sich die gebildeten Schichten von einem aufklärerischen Liberalismus entfernt und dem Nationalismus und Antisemitismus zugewendet hatten²⁴.

Bei den nationaldeutschen Juden verschoben sich die Gewichte noch stärker zugunsten einer Entlastung der Deutschen hin zu einer stärkeren Selbstkritik am Judentum. Aufgrund ihrer starken Identifikation mit dem Deutschtum übernahmen sie partiell den „diagnostischen Rahmen“ der „gutwilligen Antisemiten“ (die sie von den „böswilligen“ unterschieden), die sich von einer starken jüdischen Minderheit bedroht sahen und interpretierten den Antisemitismus als „berechtigte völkische Selbstwehr gegen einen antinationalen Fremdkörper“²⁵. Entsprechend wandte sich der Verband nationaldeutscher Juden auch gegen eine als „Antisemitenriechei“ empfundene übertriebene Bekämpfung antijüdischer Vorfälle und setzte als Lösung letztlich auf eine völlige Verschmelzung der Juden mit dem Deutschtum.

Erklärungsmuster und Bewältigungsstrategien

Die Einschätzung einer Gefahr hängt wesentlich davon ab, ob man sich von ihr bedroht fühlt oder nicht. Eine verbreitete Strategie, die Gefährlichkeit des Antisemitismus herunterzustufen, bestand darin, sich selbst oder die jüdische Bezugsgruppe als nicht betroffen anzusehen. Hier schien für viele die Existenz der eingewanderten, häufig sozial deklassierten Gruppe von Ostjuden eine naheliegende Erklärung für den in der unmittelbaren Nachkriegszeit pogromartig aufbrechenden Antisemitismus zu bieten²⁶. Tatsächlich wurden die Abschiebungspolitik und etwa

mitismus als eine Schande für ein Kulturvolk und setzte auf eine „Hebung deutscher Kultur und Sittlichkeit“, eine Forderung, die sich durchaus auch auf die jüdische Seite bezog. Barbara Suchy, ‚The Verein zur Abwehr des Antisemitismus (II). From the First World War to its Dissolution in 1933‘, in: *Year Book XXX of the Leo Baeck Institute*, London 1985, S. 95.

²⁴ George L. Mosse, ‚Das deutsch-jüdische Bildungsbürgertum‘, in: *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil II: Bildungsgüter und Bildungswissen*, hrsg. von Reinhart Koselleck, Stuttgart 1990, S. 174f.

²⁵ *Der nationaldeutsche Jude*, 6/1929, zit. nach Maren Krüger, *Jüdische Selbstkritik und Antisemitismus in der Weimarer Republik*, Mag.-Arbeit, FU-Berlin 1986, S. 106.

²⁶ Der SPD-Delegierte Philipp Löwenfeld, der 1933 aus Deutschland fliehen mußte, macht in seinen Erinnerungen deutlich, daß in solchen Fällen kaum Hilfe von seiten der Jüdischen Gemeinde oder jüdischen Juristen zu erwarten war: „Es herrschte dort bei vielen die Besorgnis vor, daß sich die antisemitische Willkür erweitern könne, wenn man für die ‚Ostjuden‘ zu intensiv eintrete. Viele Spannungen und Haßgefühle innerhalb der bayerischen Judenschaft selbst haben daher von den Ereignissen dieser Tage ihren Ausgang genommen.“ Monika Richarz (Hrsg.), *Jüdisches Leben in Deutschland*, Bd. 3, *Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1918–1945*, Stuttgart 1982, S. 84. Uri Aloni, 1922 als Hans Eulau in Essen geboren, berichtet aus zionistischer Perspektive rückblickend über die Einstellung zu Ostjuden in seinem Elternhaus: „Außerdem hieß es bei mir zuhause: Die machen den Risches ... Wir werden bei den Deutschen absolut als Deutsche akzeptiert, wir sind ja schon jahrelang hier. Diese Juden geben dem Streicher in seinem ‚Stürmer‘ überhaupt die Motive.“ (vgl. Michael Zimmermann, ‚Zur Geschichte der Essener Juden im 19. und im

die Ausschreitungen im Berliner Scheunenviertel im wesentlichen nur als gegen diese Gruppe gerichtet wahrgenommen. Daß sich die *Jüdische Rundschau* gegen die Reduzierung der Ereignisse im Scheunenviertel auf ein Pogrom gegen die Ostjuden verwahrte und betonte, daß es sich gegen alle Juden richte, zeigt, wie wenig sich die deutschen Juden offenbar davon betroffen fühlten. In der Tat führten die Nationaldeutschen Juden an, der Pogrom im „Berliner Ostjudenviertel“ habe die ostjüdische Beteiligung am Goldaufkauf zum Anlaß gehabt²⁷.

Man operierte also mit der Annahme, daß sich der Antisemitismus gegen diese fremden Juden richtete und man sich in seinem lokalen Umfeld oder generell als deutscher Jude vom Antisemitismus nicht betroffen fühlen mußte²⁸. Das lokale Eingebundensein schien für viele eine gewisse Sicherheit zu verbürgen: „Ich bin eine Königswintere Jung, mir donn se nix“ war die Antwort Albert Cahns, als er im August 1933 auf Drängen der Tochter nach England emigrieren sollte²⁹. Darüber hinaus bestimmte für deutsch-jüdische Patrioten und insbesondere für die Frontsoldaten die Erwartung der „Dankbarkeit des Vaterlandes“ die Wahrnehmung der antisemitischen Bedrohung³⁰.

Dieses Gefühl, vom Antisemitismus nicht persönlich betroffen zu sein, konnte auch einen gewissen Anhaltspunkt in der völkischen und deutschnationalen Propaganda finden. Sie vermittelte den Eindruck, sich nicht gegen die Juden am Ort zu richten, sondern in einem sehr abstrakten Sinne gegen das Judentum, indem bestimmte Phänomene wie Kapitalismus, moderne Kunst, Börsenspekulation, Bolschewismus oder gar die gesamte Weimarer Republik als jüdisch bekämpft wur-

ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. Ein Überblick', in: *Jüdisches Leben in Essen: 1800–1933*, Alte Synagoge (Hrsg.), Essen 1993, S. 49).

²⁷ Trude Maurer, *Ostjuden in Deutschland 1918–1933*, Hamburg 1986, S. 342ff.

²⁸ In der Stadtgeschichte von Gütersloh wird erklärt, „dem Antisemitismus standen die jüdischen Familien der Stadt empört und gleichzeitig hilflos gegenüber, denn sie fühlten und lebten als Deutsche“ (Jehuda Barlev, *Juden und jüdische Gemeinde in Gütersloh*, Gütersloh 1988, 2. Aufl., S. 83).

²⁹ Manfred van Rey, *Leben und Sterben unserer jüdischen Mitbürger in Königswinter*, Königswinter 1985, S. 95. „Die meisten Schwetzingener Juden konnten in ihrem Bewußtsein, Deutsche zu sein und zu bleiben, durch Aktionen ihrer Gegner nicht verunsichert werden. Nur so ist beim Machtantritt Adolf Hitlers 1933 die Arglosigkeit zu erklären, mit der sie teilweise auf die ersten antisemitischen Maßnahmen reagierten.“ (Albrecht Lohrbacher, *Sie gehörten zu uns. Geschichte und Schicksale der Schwetzingener Juden*, Schwetzingen 1978, S. 42). In einem rheinhessischen Dorf sagte ein jüdischer Metzgermeister kurz nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler: „Uns tun sie ja nichts, wir sind doch Deutsche“ (Dieter Hoffmann, „... wir sind doch Deutsche“. *Zu Geschichte und Schicksal der Landjuden in Rheinhessen*, Alzey 1992, S. 143). Der Einbruch des Antisemitismus in den Heimatort wurde häufig als von außen hereingetragen abgewehrt: Der Schulprofessor Ferdinand Gutheim meinte in Freiburg noch 1931, es seien „in der Hauptsache doch Ortsfremde“, die „eine antisemitische Welle“ in die Stadt geleitet hätten, während „die alt eingesessene Bürgerschaft (...) nichts vom Judenhaß“ wisse (zit. bei Heiko Haumann, *Juden in Freiburg i.Br. von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart: Assimilation, Antisemitismus, Suche nach Identität*, in: *Landjudentum im süddeutschen- und Bodenseeraum*, Vorarlberger Landesarchiv (Hrsg.), Dornbirn 1992, S. 159).

³⁰ Goral-Sternheim, *op. cit.*, S. 69.

den³¹. In der Ablehnung von „Spekulanten und Profiteuren“ konnten sich laut Kurt Hiller „gute Juden und gute Antisemiten“ durchaus einig fühlen³². Konnte man sich einerseits durch eine Differenzierung innerhalb der jüdischen Minderheit vermeintlich selbst aus der Gefahrenzone bringen, so gab es auch die umgekehrte Generalisierungsstrategie, nämlich den Antisemitismus als Angriff auf die gesamte Weimarer Republik zu begreifen, so daß er eigentlich als gar nicht gegen die Juden als konkrete Gruppe gerichtet erschien³³.

Schob man einerseits den „Börsenjuden“ oder den Ostjuden³⁴ eine Mitverantwortung am Antisemitismus zu, was letztere zum Teil selbst auf ihre fremdartige Erscheinung und ihr Auftreten zurückführten³⁵, sah man durchaus Reste einer objek-

³¹ „Nicht gegen die Gütersloher Bürger jüdischen Glaubens richtet sich unser Kampf, wohl aber gegen die zersetzenden Kräfte des Judentums, wie wir sie im Geld und Börsenwesen, in der Presse, im Sozialismus und Kommunismus und wo es sonst sei, herrschen sehen.“ Anzeige der DNVP in der *Gütersloher Zeitung* vom 2.5.1924, in: Barlev, *op.cit.*, S. 80.

³² Zit. bei Walter Zwi Bacharach, *Jews in Confrontation with Racist Antisemitism, 1879–1933*, in: *Year Book XXV of the Leo Baeck Institute*, London 1980, S. 209. Willy Ritter Liebermann von Wahlendorf schlug dem C.V. noch 1932 eine Geldsammlung vor, die u. a. der Erziehung der Juden dienen sollte, da die „Aussätzigen“ unter ihnen mehr ins Auge fielen als bei der Mehrheit der christlichen Deutschen (*Erinnerungen eines deutschen Juden 1863–1936*, München 1988, S. 259). Vorwürfe, die Kluft zwischen Deutschen und Juden zu vertiefen und zum Antisemitismus beizutragen, mußten sich auch die jüdischen Intellektuellen (Bacharach, *op.cit.*, S. 214) und die „revolutionären Heißsporne“ in Berlin und in der bayerischen Räterepublik machen lassen (Suchy, *op.cit.*, S. 76; siehe auch Sigmund Fraenkel, ‚Offener Brief an die Herren Erich Mühsam, Dr. Wadler, Dr. Otto Neurath, Ernst Toller und Gustav Landauer‘, in: Hans Lamm (Hrsg.), *Vergangene Tage. Jüdische Kultur in München*, München 1982, S. 73ff. Auf die Verstärkung des Antisemitismus durch die berühmten Barmat-Kutischer- und Sklarek-Skandale weist Heinemann Stern hin: „daß sie der Republik wie uns Juden außerordentlich geschadet haben“ (*Warum hassen sie uns eigentlich? Jüdisches Leben zwischen den Kriegen*, Düsseldorf 1970, S. 169).

³³ „Einer der bekanntesten Berliner Schuldirektoren, alter Demokrat und bewährter Judenfreund, erzählte uns eines Tages: ‚Da ist ein jüdischer Schüler zu mir gekommen und hat sich über antisemitische Ausfälle eines Lehrers beklagt. Ich habe ihn gefragt, was der Lehrer denn gesagt habe?‘ ‚Er hat auf die Republik geschimpft.‘ So sage ich, sind Sie die deutsche Republik?“, Stern, *op.cit.*, S. 163f. Vgl. Bacharach, der unter Bezugnahme auf eine Rede Hugo Sonnenfelds anlässlich der Hauptversammlung des C.V. im Jahre 1924 resümiert: „The Jews as staunch Republican Germans often assessed racist antisemitism as being more of threat to the Republican order (in which they were rooted) than as a threat to their very existence“ (*op.cit.*, S. 210).

³⁴ Als Anfang 1929 der *Nassauische Beobachter* eine antisemitische Hetzkampagne gegen in Wiesbaden lebende Ostjuden veranstaltete, folgte eine heftige Kontroverse, in der die *Jüdische Wochenzeitung* gegenüber der ostjüdischen Kritik an der mangelnden deutsch-jüdischen Solidarität entgegnete, die antisemitische Gefahr sei vorhanden und werde ernst genommen, „aber nicht jede Kritik an einzelnen Mitgliedern der Gemeinschaft lasse sich als Antisemitismus abwehren“. In der folgenden Diskussion wurden die Ostjuden aufgefordert, sich den gesellschaftlichen Notwendigkeiten anzupassen. Es gebe zu viele „Luftmenschen“, deren ungesicherte Existenz Beunruhigung schaffe“ (*Osteuropäisches Judentum in Wiesbaden*, hrsg. vom Förderkreis Aktives Museum Deutsch-jüdischer Geschichte in Wiesbaden, Wiesbaden 1991, S. 60).

³⁵ Ein Junge aus einer sehr religiösen ostjüdischen Familie berichtet davon, Schmährufe wie „Jüd, Jüd, Jüd, hepp, hepp, hepp“ oder „dreckiger Jüd“ gehört zu haben, verglich dies jedoch mit anderen Herabsetzungen, z. B. von Öschener (Aachener). Er rechtfertigt dies damit, daß sie Frem-

tiven „Judenfrage“ auch in bezug auf die deutschen Juden, d. h., man rechnete sich die Schuld am Antisemitismus partiell noch selbst zu³⁶. Diese Selbstkritik nahm bisweilen Formen der Selbsterziehung an³⁷. In Biographien finden sich immer wieder Erinnerungen daran, daß man mit der Mahnung „mach’ kein Risches“ davor gewarnt wurde, Anlaß für Antisemitismus zu bieten. In dieser Perspektive erscheint Antisemitismus als Problem, dem man mit Korrekturen des eigenen Verhaltens beikommen könnte³⁸. Dabei konnte die Anpassung an die „deutschen Tugenden“ soweit gehen, daß man das negative Stigma annahm und ein Selbstbild entwarf, das schon fast einer Blut- und Bodenideologie folgte. Der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten propagierte in seiner Broschüre *Zurück zur Scholle*, loszukommen von „Intellektualismus, Überkultur, Großstadt, Spitzfindigkeit, Handelsberuf, geistiger und körperlicher Verbiegung und zurückzukehren zum Vollmenschentum, Scholle, Heimat, Handarbeit, Gastfreundschaft, Natürlichkeit im Verkehr der Menschen und der Geschlechter, Ursprünglichkeit, Erbhaftigkeit.“³⁹

Eine weitere kognitive Strategie, die Bedeutung des Antisemitismus zu relativieren, bestand darin, ihn einerseits nur in gewissen randständigen Bevölkerungskrei-

de waren, „Menschen mit fremden Gebräuchen“. „Und ich erinnere mich noch daran, wie meine Mutter an den Feiertagen ihren Pelzmantel anzog und die anderen Damen ihren Schmuck anlegten. Wenn wir so zur Synagoge gingen, dann hat es in dem Arbeiterviertel, ..., ohne Zweifel Stunk gemacht“ (Ziegellaub, *Köln*, *op.cit.*, S. 86).

³⁶ Goldmann schreibt über die Haltung seines Großvaters: „Soweit es uns betraf, waren wir gute und ehrenwerte Bürger, ... und hatten nichts zu befürchten. Falls doch etwas passierte, so würde es unsere Schuld oder die der anderen Juden sein, die nicht wußten, wie man sich anständig benahm.“ (*op.cit.*, S. 38).

³⁷ Daß diese Selbsterziehung zum Teil wörtlich umgesetzt wurde, zeigt ein Bericht des Kunstkritikers Max Osborn über seinen Freund Max Liebermann, wonach dieser „Leute, von denen er Ungünstiges gehört hatte, zu sich ins Atelier beschied, um ihnen den Kopf zu waschen ... Er wurde zornig, wenn ein Jude allzusehr in den Vordergrund trat, weil er mit Grund Rückschläge erwartete“ (zit. nach Peter Gay, *Freud, Juden und andere Deutsche. Herren und Opfer in der modernen Kultur*, Hamburg 1986, S. 201). Adolph Asch berichtet in seinen Memoiren über eine „Selbstzucht-Organisation“ im Rahmen des RjF, deren Vorsitzender er 1922 wurde, die sich gegen Protzerei, Verschwendung und schlechte Manieren wandte (zit. nach Krüger, *op.cit.*, S. 26).

³⁸ Forschungen über die Verarbeitung von Erfahrungen mit Unglück oder Ungerechtigkeit haben gezeigt, daß die Opfer häufig die Strategie der Selbstbeschuldigung (self-blame) wählen, da ihnen dies den Eindruck vermittelt, Kontrolle über die Situation zu haben („Wenn es an mir liegt, kann ich es auch ändern“), und da es ihnen Gefühle der Empörung und Feindseligkeit gegenüber den Tätern und den tatenlos zuschauenden Zeugen von Unrecht erspart (Leo Montada, ‚Bewältigung von Ungerechtigkeiten in erlittenen Verlusten‘, in: *Report Psychologie*, 20/2, 1995, S. 18f.). Gerade für assimilierte Juden in ihrer starken Verbundenheit mit Deutschland war diese Strategie naheliegend, da sie ihr positives Deutschlandbild damit aufrechterhalten konnten und die Schuld etwa im Verhalten der Ostjuden suchten.

³⁹ *Abwehr-Blätter* vom 10. 8. 1927. Doch auch ein zionistisch orientierter Mann wie Willy Cohn sah die Notwendigkeit für das Judentum, aus den vermittelnden Berufen herauszukommen und die neue Generation zu produktiveren anzuleiten (*op.cit.*, S. 574). Die Gründung eigener Sportvereine von seiten der Zionisten und des RjF war einerseits dem starken Antisemitismus der frühen Nachkriegsjahre geschuldet, sollte aber auch dazu dienen, die Vorwürfe der körperlichen Ungeschicklichkeit durch sportliche Ertüchtigung zu entkräften (Zimmermann, *op.cit.*, S. 34f.).

sen zu lokalisieren und andererseits auf solche Gruppen oder Personen zu vertrauen, die sich öffentlich für die Juden einsetzten. Für Leo Löwenthal war etwa die Tatsache, daß es Hotels und Badeorte gab, in denen Juden unerwünscht waren, nicht ernst zu nehmen: „Das war ‚Kaffern-Antisemitismus‘. Die Leute da in Borkum oder in dem Hotel in Frankfurt, das waren kleinbürgerliche, verdruckste Existenzen.“⁴⁰ In Ortsgeschichten und Erinnerungen wird immer wieder darauf verwiesen, daß die Nationalsozialisten in den zwanziger Jahren Außenseiter und Fanatiker waren, während die Mehrheit sich ihnen nicht anschloß⁴¹. Neben dieser sozialen Geringschätzung der Antisemiten findet sich häufig auch eine Verachtung ihrer Ideologie. Diese konnte neben dem generellen Nicht-zur-Kennntnis-Nehmen des Phänomens („ich war nicht bereit, meine Zeit mit Unsinn zu vergeuden“) vor allem darin bestehen, daß man sie „als unverständlich hinnahm, als eine Art Dummheit, die man nicht erklären kann.“⁴² Andere berichten in Interviews, daß sie judenfeindliche Literatur wie die „Protokolle“ gelesen, jedoch über „diesen großen Blödsinn“ gelacht hätten⁴³. Antisemitismus als Theorie konnte intellektuell abgewertet und damit als bedeutungslos klassifiziert werden, zumal viele optimistisch waren und dachten, „die Deutschen würden über den Antisemitismus hinauswachsen“⁴⁴. Walter Zwi Bacharach nannte den „rationalistic approach“ der Juden als ein wesentliches Hindernis, um die politischen Absichten zu erkennen, die sich hinter dem Irrationalismus verbargen.

Die Hoffnung, daß es sich beim Antisemitismus doch um ein marginales Phänomen handelte, wurde genährt durch Stellungnahmen einflußreicher Persönlichkeiten und durch Kontakte zu nichtjüdischen Schichten, die ebenfalls gegen den Antisemitismus zu stehen schienen. So stellte der schlesische Oberpräsident Lüdemann im Jahre 1928 öffentlich den folgenden Vergleich an: „Wir Deutsche beklagen uns über das Unrecht, das unseren sudetendeutschen Brüdern geschieht. Was aber be-

⁴⁰ Löwenthal, *op.cit.*, S. 29; Löwenthal räumt dem Antisemitismus im damaligen Alltag keine größere Bedeutung ein. „Man konnte in jedes Hotel gehen ... Wir haben uns immer darüber lustig gemacht, eben weil es eine solche Randerscheinung war, daß die Insel Borkum keine Juden zuließ“ (S. 32); ähnlich Goldmann, *op.cit.*, S. 87.

⁴¹ Goldmann, *op.cit.*, S. 41; für die frühen Jahre wird häufig der lokale Gegendruck als so stark geschildert, daß die Gründung einer NSDAP-Ortsgruppe unterblieb, weil sie zu einer Gefährdung der öffentlichen Ruhe und zu Mißerfolg geführt hätte, da die am Ort lebenden zahlreichen Juden und Sozialdemokraten dem Auftreten von Nationalsozialisten erhebliche Schwierigkeiten in den Weg legen würden (vgl. den Bericht des Bezirksamtes Günzburg vom Mai 1923, zit. nach Silvester Lechner, ‚Judenmäd‘ in Ichenhausen‘ in: Peter Fassl (Hrsg.), *Geschichte und Kultur der Juden in Schwaben*, Sigmaringen 1994, S. 168).

⁴² Siehe Flade, *op.cit.*, S. 302f.

⁴³ Vgl. Gottfried Bermann-Fischer, der berichtet, daß 1922 ein Universitätsprofessor seine Assistenten zu einer Parteiversammlung der NSDAP einlud, um dieses kuriose Schauspiel zu genießen (*Wanderer durch ein Jahrhundert*, Frankfurt a. Main 1994, S. 67). Es gibt natürlich auch Gegenbeispiele, wo Juden Hitlers *Mein Kampf* lasen und es ernst nahmen und ihre Umgebung zu warnen versuchten (vgl. Karl-Heinz Grossmann, *Die Niedenwerner Juden: 1871–1945*, Würzburg 1990, S. 82).

⁴⁴ W. R. Riesenfeldt, persönliches Gespräch, in: Flade, *op.cit.*, S. 303.

deutet dieses Unrecht gegenüber dem 2000jährigen Unrecht, das dem jüdischen Volke angetan worden ist!“ Dies bestärkte Joseph Walk in dem Glauben an eine „auf gegenseitige Achtung aufgebaute Beziehung zwischen aufrechten Deutschen und selbstbewußten Juden“⁴⁵. Man suchte nach Anhaltspunkten für Gleichbehandlung oder gar Besserung: Der Rabbiner Dr. Cohn erklärte anlässlich des Festaktes der Universität Marburg am 12. August 1927: „Wir glauben hervorheben zu sollen, um zu zeigen, daß in Marburg, das in weiten Kreisen als etwas antisemitisch angehaucht verschrien ist, bei dem Jubiläum seiner Universität der Vertreter der israelitischen Religionsgemeinschaft als völlig gleichberechtigt behandelt wurde.“⁴⁶ Es gibt jedoch Hinweise, daß seit den frühen 30er Jahren die Hoffnung auf den öffentlichen Beistand seitens der Regierung oder führender nichtjüdischer Persönlichkeiten zunehmend enttäuscht wurde⁴⁷.

Im Alltagsleben hatte man Verhaltensstrategien entwickelt, um die Konfrontation mit Antisemitismus möglichst gering zu halten. Zunächst trug natürlich einfach die Tatsache, daß Juden – vor allem in größeren Städten – ihre sozialen Kontakte so wählen konnten, daß sie kaum mit Antisemiten in Berührung kamen, zur Vermeidung unliebsamer und identitätsgefährdender Erfahrungen bei⁴⁸. Man mied – durch entsprechende Informationen in jüdischen Zeitungen gewarnt – bestimmte Ferienorte oder Hotels, kaufte nicht in als antisemitisch bekannten Geschäften ein, offenbarte seine jüdische Identität nicht gegenüber Fremden oder in der Öffentlichkeit⁴⁹, und man versuchte durch zurückhaltendes und unauffälliges Auftreten – vor allem an jüdischen Feiertagen – eventuellen Anfeindungen aus dem Weg zu gehen⁵⁰. Dies war offenbar eine häufig angewandte Strategie in der Eskalations-

⁴⁵ Joseph Walk, *Die jüdische Zeitung für Ostdeutschland 1924–1937*, Hildesheim 1993, S. 38.

⁴⁶ Zit. nach Händler-Lachmann/Werther, *op.cit.*, S. 33, aus: *Jüdische Wochenzeitung für Kassel*, 1928.

⁴⁷ Vgl. zu entsprechenden Zweifeln aus den Reihen des C.V. Bernstein, *op.cit.*, S. 192.

⁴⁸ „Jewish urbanites, secure in the circle of predominantly Jewish, but also selected non-Jewish friends, knew how to avoid an ugly incident with the odd racist enthusiasts“ (Donald L. Niewyk, *The Jews in Weimar Germany*, Baton-Rouge – London 1980, S. 85); vgl. John H. Herz: „Was Kontakte betrifft, ..., daß diese zumeist mit anderen Juden und philosemitischen Christen bestanden“ (*Vom Überleben. Wie ein Weltbild entstand*, Düsseldorf 1984, S. 40).

⁴⁹ Dies konnte z. B. soweit gehen, die Kinder in der Schule als „religionslos“ anzumelden (Valentin Senger, *Kaiserhofstraße 12*, Frankfurt a. Main 1978, S. 65). Daß dies nicht grundlos geschah, berichtet der Autor in seinen Erinnerungen, da er selbst und seine Geschwister nur schlechte Erfahrungen gemacht hatten, wenn sie sich als Juden zu erkennen gaben.

⁵⁰ In den Biographien findet man immer wieder den Hinweis auf entsprechende Mahnungen der Eltern an ihre Kinder. Z.B. Paula Eppstein: „Meine Mutter erinnerte mich daran, daß man sich als Jude besonders anständig, ehrlich und bescheiden benehmen muß, damit niemand Anstoß nehmen kann“ (Flade, *op.cit.*, S. 308); „Wir Juden sind Stiefkinder, daher müssen wir doppelt artig sein!“ erinnert sich Charlotte Stein-Pick, *Meine verlorene Heimat*, Bamberg 1992, S. 18, an elterliche Ermahnungen. A. G. Meyer nennt den Judenhaß (auch in den 20ern) einen „Volksbrauch“, gegen den man sich nicht wehrte. „Statt dessen versuchten wir, ihm aus dem Weg zu gehen. Unsere Eltern mahnten uns, nicht laut zu sein, nicht aufzufallen“ (abgedruckt in: Joachim Meynert (Hrsg.), *Ein Spiegel des Ich. Selbstzeugnisse antisemitisch Verfolgter*, Brackwede bei Bielefeld 1988, S. 165).

phase ab 1930⁵¹. Es waren vor allem Kinder und Jugendliche, den offeneren Formen der Konfliktaustragung in diesen Altersgruppen entsprechend, von gewalttätigen Übergriffen und Schmähungen ihrer christlichen Altersgenossen bedroht, so daß sie selbst und ihre Eltern darauf mit der Meidung bestimmter Straßen und Gegendern reagierten⁵². Diese Praxis, bestimmte Wege oder Läden zu meiden und sich nicht als Gruppe zu zeigen, nahm in den frühen 30er Jahren stark zu.

Defensive Strategien finden sich jedoch nicht nur im Privatleben, vor allem in Krisenzeiten um 1919/20 und in der Endphase der Weimarer Republik gaben etwa jüdische Inhaber von Firmen dem antisemitischen Druck nach und hielten sich bei der Einstellung von Juden zurück⁵³, Gemeinden reduzierten ihre Kontakte zur nicht-jüdischen Umwelt⁵⁴.

Historische Deutungsmuster

Historische Erfahrungen hatten gelehrt, daß Wellen von Feindseligkeit auftraten, aber eben auch wieder vorübergingen. Sie dienten für viele auch als Interpretationsschema der antisemitischen Mobilisierung ab 1918 und ab 1929/30. Arie Goral berichtet in seiner Autobiographie von Streitgesprächen mit seinem Vater, der aus den „Deutschland erwache, Juda verrecke“ schreienden Horden um 1919 eine vorübergehende *Zeiterscheinung* machte, während der Sohn daraus den (zionistisch geprägten) Schluß zog, daß für Juden in Deutschland kein Platz sei⁵⁵. Dieser Dissens zwischen Vater und Sohn ist ein zeittypischer Generationskonflikt zwischen assimilierten Eltern und ihren zionistisch orientierten Kindern, der die spezifischen biographischen Erfahrungen der Generationen reflektiert⁵⁶.

⁵¹ Leo Bodenstein, *Und plötzlich mußte ich Englisch reden. Warum ein Kieler Amerikaner wurde*, Kiel 1991, S. 30, berichtet etwa davon, daß er ein bis zwei Jahre vor der Machtergreifung das Turnhemd seines jüdischen Vereins in der Schule nicht mehr tragen sollte und daß die Eltern die Kinder warnten, „man selbst könnte auch manchmal unbewußt den Rischus fördern“.

⁵² Margot Buck, Köln, Jg. 1924, in: *Ich habe doch Köln so geliebt*, *op.cit.*, S. 267.

⁵³ So für den Ullstein-Verlag, *Juden in Kreuzberg*, hrsg. v. Berliner Geschichtswerkstatt, Berlin 1991, S. 410.

⁵⁴ Vgl. für Nürnberg: Arnd Müller, *Geschichte der Juden in Nürnberg 1146–1945*, Nürnberg 1968, S. 189; eine Tendenz zur Abkapselung aufgrund der judenfeindlichen Stimmung der Mittelschichten in der Umbruchphase nach 1918 läßt sich auch am Rückgang der Mischehenzahl ablesen – vgl. für Essen Zimmermann, *op.cit.*, S. 34.

⁵⁵ Goral-Sternheim, *op.cit.*, S. 56.

⁵⁶ Dasselbe Muster gab es bei Nathan Stein, einem Mitglied des Badischen Oberrates der Israeliten, und seinen Kindern. Während er den offenen Antisemitismus als zyklisch auftretende Erscheinung nicht überbewerten wollte, reagierten diese mit einer Hinwendung zum Zionismus. Doch änderten auch ältere Juden in den frühen dreißiger Jahren ihre Einstellung und wurden zu Zionisten. Vgl. Nathan Stein, *Lebenserinnerungen*, Leo Baeck Institute, New York o.J., zit. nach Manfred Koch, ‚Die Weimarer Republik: Juden zwischen Integration und Ausgrenzung‘, in: *Juden in Karlsruhe: Beiträge zu ihrer Geschichte bis zur nationalsozialistischen Machtergreifung*, Stadt Karlsruhe-Stadtarchiv (Hrsg.), Karlsruhe 1990, S. 161.

Das Wellenförmige des Antisemitismus schien sich ja Mitte der zwanziger Jahre zu bewahrheiten und wurde – insbesondere bei den national gesinnten Juden – gestützt durch einen Glauben an das „bessere Deutschland“, so daß man das Problem letztlich temporalisierte und die (schlechte) Gegenwart mit einer positiven Zukunftserwartung transzendierte. Dieses Zeitschema wurde von vielen Juden – wie von vielen Hitlergegnern – sogar noch auf die frühe Phase der NS-Regierungsbeteiligung angewandt („Laß ihn doch an die Macht kommen. Es dauert ein paar Wochen, und er ist weg!“⁵⁷). Gerade ihre liberalen Anschauungen und ihr Vertrauen in die deutsche Kultur ließen die Juden glauben, daß Toleranz und Fortschritt sich mit der Zeit gegen die antisemitischen Strömungen durchsetzen würden⁵⁸. In der Tat hatte ja die positive Zukunftserwartung während der Weimarer Republik auch reale Anhaltspunkte, wenn man sie mit den historischen Erfahrungen der Juden verglich. So erreichten die Juden die volle „institutionelle Integration“, und nach Peter Gay waren die „Weimarer Jahre ... trotz aller Schwierigkeiten die Jahre, in denen jüdische Deutsche ihre großen Hoffnungen mehr oder weniger verwirklichen konnten“⁵⁹. D.h., es kam bei der Bewertung der Gegenwart auf die gewählte *Referenzepoche* an: Max Zweig, der von 1920 bis 1934 in Berlin lebte, erklärte, in dieser ganzen Zeit (auch nach 1933) in der Öffentlichkeit keine antisemitischen Beleidigungen erfahren zu haben, ganz im Gegensatz zu seiner Wiener Studienzeit 1910 bis 1914⁶⁰.

Erfahrungen, die ein bestehendes Wahrnehmungsschema falsifizieren, müssen eine gewisse Massivität erreichen, einen gewissen Schwellenwert überschreiten. Das Gefühl von Bedrohung ist sehr stark geknüpft an die Wahrnehmung von negativen Eskalationen. Solange ein intuitiv gewußter Schwellenwert nicht überschritten wird, werden antisemitische Erlebnisse zwar konstatiert, doch als „nicht tragisch“ genommen, so daß man gleichzeitig behaupten konnte, von Antisemitismus persönlich nichts gespürt zu haben⁶¹. Die Tatsache, daß einige sich erinnern, unter solchen Schmähungen sehr gelitten zu haben, andere kritisieren, daß diese Hänselei in „Mitleid heischenden Selbstdarstellungen allzu leichtfertig einem Verfolgungsruf gleichgestellt“ würde, macht die Unterschiede in der persönlichen Sensibilität deutlich⁶².

Die bisher dargestellten Verhaltens- und Deutungsschemata steuerten die Bewertung der Beziehungen zwischen den Juden und ihrer nicht-jüdischen Umwelt. Im folgenden wollen wir skizzieren, ob und wie diese Schemata sich durch die Erfahrungen in den unterschiedlichen Phasen der Weimarer Republik modifiziert haben und ob es regionale Divergenzen gegeben hat.

⁵⁷ Ziegellaub, Köln, in: *Ich habe doch Köln so geliebt*, *op.cit.*, S. 87. Nachkommen von Ilmenauer Juden erzählten gleichlautend: „Unsere Familien haben niemals geglaubt, daß der ‚Gefreite‘ für das kultivierte Deutschland von Bestand sein werde“ (Juliane Rauprich, ‚Sag mir, wo die Juden sind ...‘, in: *Geschichte, Erziehung, Politik*, 5, 1994, S. 470). Diese Erwartung wurde zumeist in das Bild des „vorübergehenden Spuks“ gekleidet (S. 471).

⁵⁸ Siehe Barlev, *op.cit.*, S. 83.

⁵⁹ Gay, *Juden in der Weimarer Zeit*, *op.cit.*, S. 41.

⁶⁰ Max Zweig, *Lebenserinnerungen*, Gerlingen 1987, S. 124.

⁶¹ Lore M., Köln, in: *Ich habe Köln so geliebt*, *op.cit.*, S. 103.

⁶² Alphons Silbermann, *Verwandlungen: eine Autobiographie*, Bergisch-Gladbach 1989, S. 30.

Zeitliche und regionale Differenzen im Spiegel jüdischer Erfahrung

Die Wahrnehmung antisemitischer Ereignisse geschah in der Weimarer Republik vor dem Hintergrund einer, von einigen spezifischen Milieus – wie Universität⁶³, Militär – abgesehen, positiven Alltagserfahrung. Erinnerungen und Ortsgeschichten zeigen sowohl für Großstädte wie Köln, Mittel- und Kleinstädte wie Emden oder Städte des Ruhrgebiets und für die „Judendörfer“ in Württemberg und Baden, daß bis in die frühen dreißiger Jahre hinein das Zusammenleben von Juden und Christen als relativ problemlos, zum Teil sogar als Idylle geschildert wird⁶⁴. Nathan Stein, Mitglied des Badischen Oberrates der Israeliten, stellte in seinen Erinnerungen 1960 rückblickend fest, daß „wir bis zum Jahr 1929 an eine aufsteigende Entwicklung für Deutschland und für uns glaubten, und auch das jüdische Schicksal schien uns kaum mehr bedroht als in den früheren Jahren“⁶⁵.

Die antisemitische Welle der frühen zwanziger Jahre wurde sehr unterschiedlich registriert⁶⁶. Die einen nahmen die antijüdische Stimmung und Agitation nur in der vermittelten Form der Zeitungslektüre wahr, andere sahen sich antijüdischen Großkampagnen ausgesetzt, in denen völkische Organisationen, vor allem der Deutsch-völkische Schutz- und Trutzbund mit Propagandaveranstaltungen und großangelegten Klebeaktionen antijüdische Hetze betrieben. Je nach Wohnort konnten die Erfahrungen sehr unterschiedlich sein. Für die frühen zwanziger Jahre dürfte eher typisch sein, daß in den meisten Städten die Konfrontation mit diesen völkischen Manifestationen vermeidbar⁶⁷, aber eine antijüdische Stimmung durch-

⁶³ Selbst aus dem stark antisemitisch geprägten Milieu der Universitäten werden unterschiedliche Erfahrungen überliefert. Vgl. etwa Rudolf Schottlaender, *Trotz allem ein Deutscher. Mein Lebensweg seit Jahrhundertbeginn*, Freiburg 1986, S. 15ff., der den Antisemitismus dort nur als Randercheinung wahrnahm.

⁶⁴ Für die Dorfjuden in Württemberg resümiert Utz Jeggle etwa: „Sie glaubten an die Stabilität, die sich erst 1933 als labil erweisen sollte, sie glaubten eine Heimat zu haben, was sich erst nach 1933 als Fiktion erweisen sollte“ (S. 217). Als Beispiel für diese Idyllik siehe Bruno Stern, *Meine Jugenderinnerungen an eine württembergische Kleinstadt und ihre jüdische Gemeinde*, Stuttgart 1968.

⁶⁵ Koch, *op.cit.*, S. 106f.

⁶⁶ Konnten vor allem Ältere auch angesichts des virulenten Antisemitismus ihren Fortschritts-optimismus nicht ablegen (Zimmermann, *op.cit.*, S. 51), so waren viele Juden tief enttäuscht über die Erfahrungen im Ersten Weltkrieg und in der frühen Nachkriegsphase, die bei ihnen eine Identitätskrise auslöste. Der bekannte Autor des Romans *Jettchen Gebert*, Georg Hermann, schrieb 1919: „Ob wir wollen oder nicht, wir mußten uns auf unser Judentum besinnen, denn der Krieg und die Grundanschauungen, die mit ihm Hand in Hand gingen, zeigten uns von Jahr zu Jahr mehr und stärker die Wesensfremdheiten, die uns von jenen trennten. Wir haben eine große Enttäuschung am Deutschen erlebt, und wir erleben sie noch heute jede Stunde“ (*Neue jüdische Monatshefte* 1919, S. 400; zit. nach Michael Brenner, ‚Zwischen Ost und West: Berlin als Zentrum jüdischer Kultur in der Weimarer Republik‘, in: Reinhard Rürup (Hrsg.), *Jüdische Geschichte in Berlin. Essays und Studien*, Berlin 1995, S. 198).

⁶⁷ Niewyk, *op.cit.*, S. 87. Der C.V. seinerseits versuchte auf der gleichen Ebene der völkischen Propaganda zu kontern; 1919 verteilte er täglich 50000 Handzettel und 10000 Flugblätter. Immer wenn es die Situation erforderte und verstärkt antisemitische Stimmung gemacht wurde, antwortete der C.V. mit solchen Aktionen.

aus präsent war, so daß sich viele Juden, die niemals zuvor einem radikalen Antisemitismus begegnet waren, nun bedroht fühlten und vor möglichen Pogromen in Deutschland warnten⁶⁸. Selbst in progressiven Organisationen, wie dem Bund deutscher Frauenvereine, mußte man bei der Wahl der Vorsitzenden 1919 der antisemitischen Stimmung innerhalb einiger Mitgliedsvereine und in der Bevölkerung insgesamt Rechnung tragen⁶⁹. Deutsche Juden und Ostjuden dürften diese Zeit sehr unterschiedlich erlebt haben, waren doch letztere insbesondere in Preußen und Bayern von Internierung (Stargard, Cottbus, Ingolstadt) und Ausweisung bedroht. Sehr bedrohlich mußte die Situation der jüdischen Bevölkerung in den Orten erscheinen, wo die völkischen Organisationen besonders aktiv waren. In zahlreichen Städten wie etwa Hamburg, Nürnberg, München, Coburg, Karlsruhe breitete sich 1919/20 Pogromstimmung aus, und es kam zu antijüdischen Übergriffen⁷⁰.

Der Eindruck der Gefährdung durch Antisemitismus hing stark von den Möglichkeiten der Gegenwehr und den Bündnispartnern ab. In den frühen Jahren der Weimarer Republik war durchaus eine aktive örtliche Gegenwehr gegen völkisch-antisemitische Propaganda spürbar, wobei wichtig ist, daß hier die Juden Unterstützung vor allem von Vertretern der linken, liberalen Parteien, durch örtliche Honoratioren oder andere Ortsbewohner erhielten⁷¹. Viele Ortsgeschichten enthalten

⁶⁸ Bella Fromm, *Blood and Banquets. A Berlin Social Dairy*, New York 1942, S. 9f.; Max M. Warburg, *Aus meinen Aufzeichnungen*, New York 1952, S. 125. Zahlreiche Beispiele aus dem Schulalltag belegen ebenfalls die Präsenz einer antisemitischen Stimmung in der Bevölkerung, von der auch die Arbeiter und Soldaten 1919 nicht frei waren, wie der Mehrheitssozialist Georg Davidsohn konstatierte und was er auf den Erfolg der massiven judenfeindlichen Propaganda zurückführte. Vgl. Hartwig Gebhardt, ‚Antisemitische Propaganda und Arbeiter und Soldaten 1918–1920‘, in: Inge Marbolek und Till Schelz-Brandenburg (Hrsg.), *Soziale Demokratie und sozialistische Theorie*, Bremen 1995.

⁶⁹ Vgl. unter Bezugnahme auf die Autobiographie Alice Salomons (*Charakter ist Schicksal: Lebenserinnerungen*, Weinheim-Basel 1983, S. 186f.) Irmgard Maya Fassmann, *Jüdinnen in der deutschen Frauenbewegung 1865–1919*, Hildesheim 1996, S. 267.

⁷⁰ In Karlsruhe etwa wies der badische Innenminister die Bezirksämter 1919 an, ein wachsames Auge auf die antisemitische Bewegung zu haben: „Unterstützt durch eine ausgedehnte Werbetätigkeit in Wort und Schrift hat sich weiter Kreise der Bevölkerung eine judenfeindliche Stimmung bemächtigt, die ein gewaltsames Vorgehen gegen die Juden nicht ausgeschlossen erscheinen läßt.“ Tatsächlich bekamen die Lebensmittelkrawalle im Juni 1920 eine antisemitische Stoßrichtung (Koch, *op.cit.*, S. 157f.). In Coburg sah sich die Jüdische Gemeinde gezwungen, den „Weg in die Öffentlichkeit zu beschreiten, nachdem leider auch hier eine verderbliche Judenhetze Platz gegriffen habe“. Sie lud deshalb ein prominentes Vorstandsmitglied des C.V. ein, dort über das Thema „Die antisemitische Gefahr“ zu sprechen (Hubert Fromm, *Die Coburger Juden. Geschichte und Schicksal*, Coburg 1990, S. 3ff.). Zur antisemitischen Abgrenzung in der Schule ab 1918/19 vgl. die Erinnerungen der Coburger Jüdin Gertrude Mayer (*ibid.*, S. 292f.).

⁷¹ Aus dem westfälischen Ort Raesfeld wird aus dem Jahre 1925 berichtet, daß der jüdische Mitbürger Josef Schwarz sich gegenüber einer Gruppe von Hitler-Anhängern das Absingen antisemitischer Lieder verbat und daraufhin angegriffen wurde. Die durch den Tumult herbeigerufene Volksmenge nahm ausnahmslos für Herrn Schwarz Partei und vertrieb die „teutschen“ Helden (Adalbert Friedrich, *Die jüdische Gemeinde von Raesfeld*, 1988, S. 125). Dieser gemeinsame christli-

Berichte, wonach die ansässigen Juden völkische Versammlungen massiv bis hin zu Handgreiflichkeiten störten oder es ihnen gelang, durch ihre Gegenargumente das Publikum auf ihre Seite zu ziehen⁷². Daß zu eigenen Veranstaltungen völkische Agitatoren eingeladen wurden, spricht für ein starkes jüdisches Selbstbewußtsein und die Überzeugung, aus den Diskussionen mit stichhaltigeren Argumenten als Sieger hervorzugehen. Man hatte jüdischerseits durchaus den Eindruck, Erfolg mit seinen Abwehrbemühungen zu haben, zumal die Publikumsresonanz auf die Veranstaltungen groß war und die örtliche Presse überwiegend negativ über die völkische Agitation berichtete⁷³. Der Verband der Nationaldeutschen Juden, der sehr stark auf direkte Konfrontation mit den Antisemiten setzte und davon sogar die Möglichkeit einer Heilung des Übels erwartete, zog sogar noch 1930 nach zehnjähriger Tätigkeit ein positives Resümee, wenn er glaubte, man habe den Gegner soweit gebracht, daß er seine Vorurteile nachprüfe⁷⁴.

Bereits in diesen frühen Jahren gab es Gegenden, in denen der völkische Block größere Erfolge verbuchen konnte und wo sich entsprechend auch die antisemitische Agitation häufte. Hier spielten zum Teil aus dem Kaiserreich stammende antisemitische Traditionen eine Rolle (Pommern, Mecklenburg, Ostpreußen, Franken, Oberpfalz)⁷⁵. Eine Sonderposition nahm in den frühen 20er Jahren Bayern ein. Im Juni 1924 stellte sich die *C. V.-Zeitung* die Frage, ob jüdische Gäste Bayern künftig meiden sollten. Es wurde zu entsprechenden Verhaltensmaßregeln geraten. Fernhalten sollte man sich von den überwiegend völkischen Gegenden Chiemgau und Berchtesgaden, für alle anderen Orte wurde empfohlen, sich bei der Kurverwaltung zu erkundigen, ob jüdische Gäste willkommen seien⁷⁶.

che und jüdische Abwehrkampf gegen das öffentliche Auftreten von Nationalsozialisten kommt in einzelnen Orten auch noch Ende der zwanziger Jahre vor. Vgl. für Gailingen: Regina Schmid, *Verlorene Heimat. Gailingen – ein Dorf und seine jüdische Gemeinde in der Weimarer Zeit*, Konstanz 1988, S. 164, 172f.

⁷² Vgl. die Veranstaltungen des Abwehrvereins, z. B. in Nürnberg 1920 (Müller, *op.cit.*, S. 190); in den frühen zwanziger Jahren wurden Kundgebungen des C.V. gegen völkische Versammlungen organisiert (vgl. Enno Meyer, *Geschichte der Delmenhorster Juden 1695–1945*, Oldenburg 1985, S. 51) – 1924 nahmen 2000 Personen an einer C.V.-Veranstaltung in Delmenhorst teil. In der Folgezeit schien der Antisemitismus wieder einzuschlafen, das C.V.-Büro am Ort löste sich auf, ab 1928 nahmen die Aktivitäten der NSDAP wieder zu und der Antisemitismus war erneut spürbar (*op.cit.*, S. 65). – Ähnlich in Alzey, wo eine völkische Versammlung gesprengt, einige Veranstalter mißhandelt wurden (Mai 1920, Hoffmann, *op.cit.*, S. 133 – zu Vorfällen ab Ende 1929, S. 137). Vgl. ähnlich für Schweinfurt: Völkische Führer besuchten eine C.V.-Veranstaltung, wollten sich dort aber nicht äußern; sie luden später umgekehrt die jüdischen Repräsentanten in ihre Veranstaltung ein, zu der diese auch kamen (Grossmann, *op.cit.*, S. 80).

⁷³ Allerdings finden sich in einem Teil der Regionalpresse kommentarlose Berichte über antisemitische Veranstaltungen und antisemitische Werbeblöcke, bzw. Anzeigen werden abgedruckt.

⁷⁴ Krüger, *op.cit.*, S. 108.

⁷⁵ Werner Jochmann, *Gesellschaftskrise und Judenfeindschaft in Deutschland 1870–1945*, Hamburg 1988, S. 31.

⁷⁶ *C. V.-Zeitung* vom 26.6.1924. 1924 begründete die *Süddeutsche Israelitische Wochenschrift* ihre Gründung als Notwendigkeit angesichts der politischen Lage: „Antisemitismus ist bei uns zur Mode geworden, beschimpft, geächtet, mit Kot beworfen, steht in Süddeutschland das Judentum in

Die Deeskalation der politischen Situation und der wirtschaftliche Aufschwung schienen unter den Juden, vor allem in der Provinz, das Gefühl von Sicherheit und Optimismus verbreitet zu haben. Man hatte wenig Verständnis für die Wachsamkeit und Mahnungen der Berliner Hauptgeschäftsstelle des C.V., der man 1928 die „Überbewertung einzelner Vorkommnisse“ vorwarf, „die keinerlei politischen Ernst aufwiesen“⁷⁷.

Schon im April 1925 versuchten die *Abwehr-Blätter* dem verbreiteten Glauben, die Gefahren des Antisemitismus seien gebannt, entgegenzuwirken: „Wir möchten aus unserer Kenntnis der Dinge vor einer derartigen optimistischen Auffassung warnen. Nach einer so starken antisemitischen Hetzpropaganda, wie man sie in Deutschland niemals vorher erlebt hat, die nach dem Kriege bei uns getrieben wurde, ist nicht zu erwarten, daß der Antisemitismus so schnell abebbt.“⁷⁸ Ein Blick in dieselbe Zeitung zeigt jedoch für die mitzwanziger Jahre, daß Berichte über antisemitische Vorkommnisse nur selten auftauchen und oft ironisch kommentiert werden. Man fühlte sich eben doch von der unmittelbaren Gefährdung durch Antisemitismus entlastet und fand Zeit, sich mit ihm auf einer abstrakteren Ebene zu befassen. Es erschienen Artikel grundsätzlicher Art, die sich mit dem Phänomen an sich, seiner philosophischen, kulturpolitischen und historischen Seite beschäftigten⁷⁹.

vorderster Front im Kampfe um seine Rechte gegen Lüge und Verleumdung.“ Das Abonnement wurde als Bekenntnis zum Abwehrkampf verstanden, und die jüdische Solidarität würde den Juden „auch diesmal wieder zum Siege verhelfen“. Ende 1924 ging die Zeitung jedoch wieder ein (Theodor Straub, *Juden in Ingolstadt. Eine Gedenkschrift*, Ingolstadt 1988, S. 50). *Die jüdische Zeitung für Ostdeutschland* warnte 1924 ihre Leser vor „antisemitisch verseuchten“ Landesteilen und nannte neben Bayern auch Mecklenburg (Walk, *op.cit.*, S. 15).

⁷⁷ Arnold Paucker, *Der jüdische Abwehrkampf gegen Antisemitismus und Nationalsozialismus in den letzten Jahren der Weimarer Republik*, Hamburg 1968 (Hamburger Beiträge zur Zeitgeschichte, Band IV), S. 27.

⁷⁸ Beim Delegiertentag der Zionisten (ZVfD) in Erfurt gab es im Jahre 1926 keine Sektion zum Thema Antisemitismus, siehe Reinharz, *op.cit.*, S. 117. Es fehlte andererseits auch in diesen „ruhigen“ Jahren nicht an warnenden Stimmen. So sah der preußische Ministerialrat Hermann Badt bereits 1925 die „Freizügigkeit der Juden in Deutschland bedroht“ (Walk, *op.cit.*, S. 20), und ebenfalls in der *Jüdischen Zeitung für Ostdeutschland* war 1926 zu lesen: „Wir fühlen uns verlassener und ausgestoßener als je. Wir fühlen, daß eine Epoche herannahen wird, in der der Jude in Deutschland rechtlos und vogelfrei wird, wie in den Ländern des Bakschisch und der Beamtenbestechung“ (*ibid.*, S. 25). Doch waren solche Warnungen zumeist Reaktionen auf einzelne konkrete Ereignisse, vornehmlich Justizskandale und Freisprüche von Antisemiten (*ibid.*, S. 29). Vgl. zur Wahrnehmung einer ungerechten Behandlung von seiten der deutschen Justiz Cyril Levitt, ‚The Prosecution of Antisemites by the Courts in the Weimar Republic: Was Justice Served?‘, in: *Year Book XXXVI of the Leo Baeck Institute*, London 1991, S. 158f.

⁷⁹ So berichtet die Zeitung über Wilhelm Dolles, den Verfasser eines Heftes aus der Reihe *Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung* unter dem Titel ‚Das Jüdische und Christliche als Geistesrichtung‘. Dolles konstatiert in seiner Abhandlung, es sei der innerste Wunsch der Juden, von innen heraus überwunden zu werden. Die *Abwehr-Blätter* dazu: „Diese Spezies von Juden kennen zu lernen, sind wir sehr begierig.“ (21.2.1927). Wenn etwa auf spezielle Druckerzeugnisse oder Äußerungen eingegangen wird, dann passiert dies oft mit einem gehörigen Maß an Ironie und Polemik.

Das beruhigende Gefühl, die extreme völkische Mobilisierung der Nachkriegsjahre überstanden zu haben, ließ einen gegenläufigen Entwicklungen wie ein starkes Ansteigen der Friedhofsschändungen – von Anfang 1923 bis Oktober 1931 102 Fälle und seit 1925 konstant hoch – und den weitergehenden sozialen Ausschluß nicht als symptomatisch wahrnehmen⁸⁰. Man wollte sogar positive Entwicklungen in einem extremen Milieu wie den Universitäten sehen. Auch dort scheint sich der Eindruck verbreitet zu haben, daß der Antisemitismus keine ernste Gefahr mehr sei. 1927 stand in den *Abwehr-Blättern* zu lesen, die Zeit antijüdischer Studentenmaßnahmen sei vorüber⁸¹. Die Wahrnehmung scheint sich hier offensichtlich nur auf ein sehr begrenztes Feld zu beziehen und meint vermutlich nur tätliche Übergriffe, denn in demselben Jahr 1927 beharrte die Deutsche Studentenschaft auf ihrer antisemitischen Satzung, die eine Aufnahme „nicht-arischer“ Studenten ausschloß⁸².

Der wachsende Antisemitismus der späten zwanziger Jahre wird von den Zeitungen und in den autobiographischen Berichten durchaus registriert⁸³, aber nur wenige messen diesen Ereignissen größere Bedeutung zu. Verständlicherweise ist in den Erinnerungen erst das Jahr 1933 als der zentrale Wendepunkt gesehen worden. Dies mag für verschiedene Orte tatsächlich zutreffen haben, etwa in katholischen Gebieten (Münsterland, Fulda, Paderborn)⁸⁴, in Orten mit hohem Arbeiteranteil (Unna) oder in den Landgemeinden in Baden und Württemberg. Typisch ist die Erinnerung aus einem Ort im Ruhrgebiet: „Der Antisemitismus war am Anfang in Suderwich kaum fühlbar, 1933 ... wurde dieser von auswärts nach Suderwich hineingetragen.“⁸⁵

⁸⁰ *Abwehr-Blätter* vom 20.6.1925. Ein Indikator für eine durchaus noch vorhandene Gefahr war das Verhalten von Teilen des deutsch-österreichischen Alpenvereins. Im Frühjahr 1925 fühlten sich verschiedene Sektionen (die Berliner, die Münchner, die Breslauer) – nach österreichischem Vorbild – dazu berufen, Arierparagrafen in ihre Aufnahmebedingungen einzufügen.

⁸¹ Vgl. *Abwehr-Blätter* vom 20.7.1927.

⁸² Zu den Radikalisierungsschüben des studentischen Antisemitismus in dieser Zeit vgl. Heike Ströle-Bühler, *Studentischer Antisemitismus in der Weimarer Republik*, Frankfurt a. Main 1991, S. 82ff., 131.

⁸³ So schreibt Willy Cohn – allerdings rückblickend – für die Zeit 1928/29: „Es war schon eine Zeit, in der man es in manchen Kreisen nicht gern sah, wenn das Judentum in allzu günstiger Beleuchtung herausgestellt wurde“ (*op.cit.*, S. 514). Zu Rosch Haschana im Jahre 1927 äußerte der Leitartikel der *Jüdischen Zeitung für Ostdeutschland*, daß den jüdischen Staatsbürger nicht selten „das dumpfe Gefühl, ein Rechtloser zu sein“, beschlich (zit. nach Walk, *op.cit.*, S. 29). Im Herbst 1928 sprach man dort von einer „neuen antisemitischen Welle“ (*ibid.*, S. 33).

⁸⁴ „Selten wagten die Hitleranhänger bei diesen Versammlungen kirchenpolitische oder antisemitische Fragen zu diskutieren. Damit, das wußten sie, waren im Münsterland keine Anhänger und Wählerstimmen zu gewinnen“ (Friedrich, *op.cit.*, S. 126). Vgl. auch Margit Naarmann, *Die Paderborner Juden 1802–1945*, Paderborn 1988, S. 242.

⁸⁵ Brief von Hans Aris (USA 1980), in: Werner Schneider, *Jüdische Heimat im Vest. Gedenkbuch der jüdischen Gemeinden im Kreis Recklinghausen*, Recklinghausen 1983, S. 186. Annie Cohn aus Berlin-Lichtenberg erinnert sich: „Wir waren gern gesehene Mitbürger. Um uns herum war Arbeiterbevölkerung, oft verelendet und arbeitslos. Sie waren keine Antisemiten, bevor ihnen Hitler eine goldene Zukunft versprach“ (Kulturbund e.V. [Hrsg.], *Juden in Lichtenberg mit den früheren Ortsteilen Friedrichshain, Hellersdorf und Marzahn*, Berlin 1995, S. 133).

Während der C.V. und sogar die Zionistische Vereinigung, die in partieller Abweichung von ihrer ideologischen Grundposition Anfang 1930 eine Antisemitismuskommission⁸⁶ einsetzte, ab Ende der zwanziger Jahre auf die völkische Mobilisierung mit verstärkter Abwehr reagierten, zeigen Biographien wie auch Ortsgeschichten ein sehr uneinheitliches Bild. Zwar gibt es besonders betroffene Regionen in Deutschland, doch konnte sich auch dort die Situation von Ort zu Ort stark unterscheiden. Während Willy Cohn für Breslau für 1930/31 von einer erregten Stimmung spricht und von häufigen nächtlichen Drohanrufen, räumt Leo Löwenthal zwar ein, daß es Leute gab, die Anfang der 30er Jahre schamloser wurden, daß dies aber vereinzelt geschah⁸⁷. Daß angesichts dieser erneuten Mobilisierung noch die alten Muster einer vorübergehenden Krise fortbestanden, zeigen Reaktionen auf die Wahlerfolge der NSDAP im September 1930. Albert Einstein meldete sich im überparteilichen *Israelitischen Familienblatt* (25. September 1930) zu Wort: „Ich sehe in der nationalsozialistischen Bewegung einstweilen nur eine Folgeerscheinung der momentanen wirtschaftlichen Notlage und eine Kinderkrankheit der Republik. Solidarität der Juden halte ich immer für geboten, aber eine besondere Reaktion auf das Wahlergebnis [für] unzweckmäßig.“⁸⁸ Das Agudah-Organ *Israelit* (19. September 1930) hingegen versuchte den Ereignissen einen religiösen Sinn zu geben und empfahl die Besinnung auf sich selbst und auf die Thora: „Wir wissen uns frei von den Anklagen, die die Feinde gegen uns erheben ... aber wir sind vielleicht nicht frei von Schuld in anderem Sinne, die zu tilgen uns die neue Schickung mahnt. Die Sammlung der Feinde zwingt uns zur eigenen Sammlung um die Fahne der Thora, auf dem Boden eines geläuterten jüdischen Lebens.“⁸⁹

Die Betroffenheit im engeren sozialen Umfeld hing primär von der Stärke der NS-Mobilisierung vor Ort ab. Erinnerungen an die Schulzeit benennen häufig das Jahr 1930 als die Zeit, in der die Stimmung umgeschlagen sei. Hier wirkte sich der organisatorische Aufbau von NS-Schülergruppen ab 1929, verstärkt seit 1932, dahingehend aus, daß jüdische Schüler zum Gegenstand von Spott und Pöbeleien bis hin zu tätlichen Übergriffen wurden. Diese Aktivitäten wurden als so gravierend empfunden, daß der C.V. angesichts der „verhängnisvollen Auswirkung der Agitation der NSDAP auf die heranwachsende Generation, unter der unsere jüdische Jugend in zahllosen Fällen seelisch zu leiden hat“, die Schulen als wichtiges Bekämpfungsfeld ansah⁹⁰.

⁸⁶ Die Exekutive der ZVfD setzte am 23. Februar 1930 eine „Ad hoc Kommission zur Behandlung der Fragen: Zionismus und antisemitische Bewegung in Deutschland und der Wirtschaftslage der deutschen Juden“ ein. Reinharz, *op.cit.*, S. 125. „After years of ignoring, belittling and quietly observing the growth of antisemitism, the ZVfD was now willing to adopt – if reluctantly – a public stance on the issue of antisemitism“ (*ibid.*, S. 124).

⁸⁷ Cohn, *op.cit.*, S. 574, 603; Löwenthal, *op.cit.*, S. 29.

⁸⁸ Robert Weltsch (Hrsg.), *Deutsches Judentum – Aufstieg und Krise. Gestalten, Ideen, Werke*, Stuttgart 1963, S. 362.

⁸⁹ *Ibid.*

⁹⁰ Doch auch nach 1931 blieben die Erfahrungen gemischt, NSDAP-Lehrer enthielten sich z. T. antisemitischer Bemerkungen und Benachteiligungen, Mitschüler blieben freundschaftlich

Die Existenz einer NS-Ortsgruppe war fast immer notwendige Bedingung für antisemitische Übergriffe, jedoch bedeutete eine starke NS-Präsenz am Ort noch nicht, daß diese notwendig antisemitische Agitation nach sich zog (etwa Bremerhaven, Wildeshausen/Oldenburg). Andererseits bleibt festzustellen, daß die jüdische Bevölkerung bereits ab 1930 in NS-Hochburgen wie Hamburg, Nürnberg, Coburg, Lippe und Arolsen (Waldeck) zunehmend einen Drangsalierungsdruck wahrnahm⁹¹. In Hamburg mußten ab 1930 auch die Teile der assimilierten und orthodoxen Juden, die die NS-Presse kaum zur Kenntnis nahmen, angesichts der täglichen Gewalttaten erkennen, daß dies keine Ausnahmereischeinungen mehr waren. Auf lokaler Ebene konnten schwere, sich häufende Übergriffe wie etwa die Synagogenschändungen in Hamburg und Kiel zu Angst und Beunruhigung der Juden führen. Man fühlte sich an die Bedrohungen der Frühphase der Weimarer Republik erinnert⁹². Aus Berlin berichtete Betty Scholem ihrem Sohn Gershom demgegenüber in einem Brief vom Oktober 1930: „Daß ‚die Juden mit Sack u. Pack in die Schweiz flüchten‘, ist natürlich eine fette Zeitungsente, es ist bestimmt noch *nicht ein einziger Jude* ausgerückt, warum denn auch? Nicht eine einzige Ausschreitung ist vorgekommen. Auch der neue Reichstag wird nur mit Wasser kochen. Wenn nur die Zeitungen mal ihre Lügen unterließen!“⁹³

Die zunächst noch sehr gemischten Erfahrungen⁹⁴, die von den verschiedensten regionalen Faktoren abhingen, verdichteten sich spätestens ab Mitte 1932 zu einem Gefühl der Bedrohung („Entscheidungsjahr“). Hatte man zu Beginn der antisemitischen Hetzwelle nach den Erfahrungen der frühen zwanziger Jahre noch geglaubt, es würde sich um eine kurzfristige Erscheinung handeln, so empfanden viele nun die neue Qualität der Bedrohung. Die Gewalttätigkeit und Kumulation der Übergriffe, etwa die Berliner Kudamm-Krawalle im September 1931, Anschläge

verbunden. (Erinnerungen von Henry S. Waters, in: *Orte des Erinnerns*, Bd. 2: *Jüdisches Alltagsleben im Bayerischen Viertel*, Kunstamt Schöneberg [Hrsg.], Berlin 1995, S. 129).

⁹¹ Rainer Haubrecht resümiert in seiner Untersuchung: *Der Aufstieg der NSDAP in Mittel- und Oberfranken (1925–1933)*, Nürnberg 1974, daß „in Mittel- und Oberfranken ... der Abwehrkampf des Judentums spätestens 1930 verloren“ war (S. 348ff.).

⁹² Vgl. für das Hamburger Grindel-Viertel Ursula Wamser/Wilfried Weinke (Hrsg.), *Ehemals in Hamburg zu Hause: Jüdisches Leben am Grindel*, Hamburg 1991; Ina Lorenz, *Die Juden in Hamburg zur Zeit der Weimarer Republik. Eine Dokumentation*, Teil 2, Hamburg 1987, S. 1038ff. In Nürnberg und im Gau Franken wurden bereits 1930 Klagen der Kultusgemeinde laut, daß der C.V. in seiner Abwehrtätigkeit gegen Antisemitismus auf lokaler Ebene versagt habe (Müller, *op.cit.*, S. 198). Bereits 1932 sind die Juden im öffentlichen Leben eingeschränkt – den meisten Juden in Nürnberg war es wohl bewußt, was eine Machtübernahme durch die NS zu bedeuten hätte, sie hatten genügend Anschauungsmaterial (S. 200).

⁹³ Betty Scholem und Gershom Scholem, *Mutter und Sohn im Briefwechsel 1917–1946*, München 1989, S. 221.

⁹⁴ Wie sehr man Anfang der dreißiger Jahre noch auf die Solidarität der christlichen Nachbarn gegen die völkischen Agitatoren vertraute, zeigt ein Beispiel aus Gailingen, wo sich ein jüdischer Bürger 1930 darüber wunderte, daß „noch ... weite Kreise der Bürgerschaft versteckt oder offen in freundschaftlichen Beziehungen zu den Drahtziehern dieser Hetze [stehen]“ (Schmid, *op.cit.*, S. 185). Man erwartete für die Zukunft eher einen Solidarisierungseffekt als eine Parteinahme für die Nationalsozialisten.

auf Synagogen (13 im Jahre 1931), eine Fülle von weiteren Überfällen und Tötlichkeiten im ganzen Reich, die Boykottierung jüdischer Geschäfte und der Wahlerfolg der NSDAP im November 1932, machten die Gefahr für jeden Juden sichtbar⁹⁵. Die Tatsache, daß der C.V. ein *Weißbuch* der Übergriffe erstellte und sich damit an den Reichspräsidenten Hindenburg wandte, spiegelt das Ausmaß der wahrgenommenen Bedrohung – ein Gefühl der Unsicherheit und des Verfemtseins breitete sich aus⁹⁶. Hatte man den NS-Antisemitismus zu Beginn der dreißiger Jahre noch Radaubrüdern⁹⁷ zugeschrieben und damit als ein Problem mangelnder Aufklärung erscheinen lassen können, wurde das politische Gewicht der Nationalsozialisten immer deutlicher. Alphons Silbermann wurde im Rechtsbüro der Firma Tietz Zeuge von Diskussionen über ein Vorgehen gegen antisemitische Droh- und Schmähbriefe, die „wie von einem Schleier der Hoffnungslosigkeit und der Resignation überdeckt zu sein scheinen. Immer weniger wird von einer Minderheit der Unzufriedenen, der Querulanten, der Radaubrüder ... gesprochen, dem kein politisches Gewicht zuzuschreiben sei; immer weniger wird auch vom Schutz durch den Staat und seine Organe, vor allem der Polizei, gesprochen“⁹⁸. Tatsächlich wuchs das Bedrohungsgefühl aus der Erfahrung zunehmender gesellschaftlicher Isolation. Dies konnte sich auf die staatlichen Organe beziehen, wie Stadtverwaltung, Polizei und Justiz⁹⁹ und ebenso auf Gleichgültigkeit und Passivität im lokalen Rahmen. Bereits um 1930 beklagte der C.V. neben der mangelnden Zivilcourage

⁹⁵ Zu den Boykottaktionen vor 1933 Sibylle Morgenthaler, ‚Countering the Pre-1933 Nazi Boycott against the Jews‘, in: *Year Book XXXVI of the Leo Baeck Institute*, London 1991, S. 127–149; regionale Schwerpunkte lagen in Pommern, Ostpreußen, im Vogtland, in Franken, Westfalen und Oberbayern (S. 134).

⁹⁶ Man konnte die Bedrohung durchaus wahrnehmen, aber noch 1932 an dem alten Fortschrittsschema festhalten. Kurt Zielenziger schrieb 1932: „Bisweilen sieht es so aus, als ob ein neues Mittelalter heraufzieht, das die Juden abermals in Knechtschaft und Rechtlosigkeit hinabstoßen will. Gegen diese falschen Propheten des Deutschtums werden die Juden ihre Rechte zu wahren wissen. Denn sie glauben, daß es für Deutschland kein Zurück, sondern nur ein Aufwärts gibt.“ (in: Kunstamt Schöneberg [Hrsg.], *op.cit.*, S. 209). Zu dem sich bereits 1932 verbreitenden Gefühl, „unter Ausnahmerecht zu stehen“, vgl. *Die jüdische Zeitung für Ostdeutschland* (Walk, *op.cit.*, S. 63).

⁹⁷ Die *Abwehr-Blätter* konstatierten anlässlich der Kudamm-Ereignisse, die Täter hätten keine Herzensbildung, sie schlossen sich aus der Reihe der Gebildeten aus und würden auf die Stufe wüster Radaubrüder absinken (vom Oktober 1931). „Bisher war man gewöhnt, den Antisemitismus in den Zeitungen und Zeitschriften dieser sittlichen und nationalen Erwecker sich austoben zu sehen. Bisher war man gewöhnt, so alle paar Wochen in seiner Zeitung zu lesen, daß im Dienste der nationalen Wiedergeburt wieder einmal da und dort eine Horde fanatisierter Mobs in jüdische Friedhöfe eingebrochen und dort einen nächtlichen Krieg gegen die Leichensteine Verstorbener geführt habe. Diesmal ging es gegen die Lebenden“ (*ibid.*).

⁹⁸ Silbermann, *op.cit.*, S. 101f.

⁹⁹ Beschwerden von Juden fanden bei Stadtverwaltung und Polizei wenig Resonanz und mußten über mehrere Instanzen weiterverfolgt werden (vgl. Astrid Louven, *Die Juden in Wandsbeck, 1604–1940. Spuren der Erinnerung*, Hamburg 1991, S. 137; „... dennoch Menschen von Gott erschaffen“ – *Die jüdische Minderheit in Lippe 1931 von den Anfängen bis zur Vernichtung*, Katalog und Arbeitsbuch zur Wanderausstellung, hrsg. von der Stadt Detmold und dem Kreis Lippe, Bielefeld 1991, S. 78).

die geringe Aufmerksamkeit der Medien. Anfang der 30er Jahre beginnt der Glaube an die Gleichberechtigung ins Wanken zu geraten, das Fortschrittsschema der Furcht vor einem Widerruf der Emanzipation zu weichen. In einem Protest vom 5. Januar 1932 schrieb Julius Kleeberg aus Bösigfeld an den Landrat: „Es drängt sich die Frage auf, ob die heute *noch* gleichberechtigten Staatsbürger jüdischen Glaubens es sich gefallen lassen müssen, in einem Rechtsstaate, in dem wir heute *noch* leben, sich öffentlich verhöhnen zu lassen.“¹⁰⁰

Selbst in einem Dorf wie Gailingen, wo die Juden einen sehr hohen Bevölkerungsanteil stellten, beklagte ein jüdischer Bürger, „daß gewisse Kreise in Gailingen durch vollständiges passives Verhalten die Judenhetze indirekt unterstützen“. Darauf reagierte man jüdischerseits erbittert und enttäuscht¹⁰¹. Obwohl die NS-Bewegung am Ort winzig klein war, hatten die meisten nicht den Mut zur offenen Solidaritätsbekundung gegenüber den diffamierten jüdischen Bürgern. Andererseits ließ diese indifferente Haltung noch die Erwartung zu, daß die Bevölkerung letztlich nicht die Partei der Nationalsozialisten gegen die Juden ergreifen würde. So herrschte in manchen Orten eine pessimistische Atmosphäre, und es wurde von bösen Ahnungen im Sommer 1932 berichtet¹⁰², dennoch überwiegt in den Erinnerungen das Erlebnis der als Schock erlebten Zäsuren des 30. Januar und des Judenboykotts am 1. April 1933. Trotz der wahrgenommenen Eskalation seit 1932 stellte der staatlich legitimierte Boykott eine völlig neue Erfahrung dar. Es war nicht mehr eine inkonsequente, selektive Form von Gewalttätigkeit, die da und dort auftreten konnte und wieder verschwand, sondern eine reichsweite und systematische Vorgehensweise. Durch den staatlichen Umschwung änderte sich vielerorts „über Nacht“ offenbar auch das Verhalten gegenüber den am Ort lebenden Juden. In Erinnerungen finden sich Schilderungen, daß sich Juden in ihrem sozialen Umfeld plötzlich krassen Diskriminierungen ausgesetzt sahen¹⁰³. Selbst in Orten, in denen die Juden noch bis 1933 sehr stark in das öffentliche Leben integriert waren, sahen diese sich plötzlich einer massiven judenfeindlichen Stimmung ausgesetzt¹⁰⁴.

¹⁰⁰ *Ibid.*

¹⁰¹ Schmid, *op.cit.*, S. 184f.

¹⁰² *Geschichte der Juden in Bad Homburg vor der Höhe 1866 bis 1945*, hrsg. vom Magistrat der Stadt Homburg v.d.H., Frankfurt a. Main 1991, S. 48.

¹⁰³ Ruth Weiss berichtet aus Rückerdorf bei Nürnberg, daß sie bereits am 1. Februar 1933 in der Schule von dem Schulkameraden gemieden und vom Lehrer nicht mehr beachtet wurde (*Weg im harten Gras. Erinnerungen an Deutschland, Südafrika und England*, Wuppertal 1994, S. 17). Für einen ähnlichen Stimmungsumschwung in Floß vgl. Renate Höpfinger, *Die Judengemeinde von Floß 1684–1942. Die Geschichte einer jüdischen Landgemeinde in Bayern*, Kallmünz 1993, S. 134.

¹⁰⁴ In Frielendorf/Hessen wurde noch im März 1933 ein Jude über eine jüdische Wahlliste in den Gemeinderat gewählt, konnte sein Mandat aber wegen des antisemitischen Stimmungsumschwungs nicht mehr antreten. Hartwig Bambey, „Unter „Schutz“, integriert, vertrieben, vernichtet und vergessen – Zur Geschichte der Juden in Frielendorf“, in: *Heimatvertriebene Nachbarn. Beiträge zur Geschichte der Juden im Kreis Ziegenhain*, Bd. II, hrsg. von H. Bambey u. a., Schwalmstadt-Treysa 1993, S. 524.

Im Rückblick wurde 1933 zur tiefen Zäsur, Vorkommnisse aus dieser Phase werden besonders genau erinnert und sollen belegen, daß man die Bedeutung der Vorgänge bereits damals erkannt habe. Aufgrund der autobiographischen Quellen ist schwer zu sagen, ob es sich hier nicht um eine Rückprojektion handelt, die uns heute zur Verfügung stehendes Wissen und entsprechende Interpretationsschemata benutzt¹⁰⁵. Was heute als tiefer Bruch erscheint, konnte damals noch als vorübergehende Verschlechterung gesehen werden, die noch die Hoffnung auf eine Wiederherstellung des status quo ante offen ließ¹⁰⁶. Aus dem von uns benutzten Material läßt sich erkennen, wie stabil einmal erworbene Interpretationsschemata sind und wie schwer sie sich trotz ihnen widersprechender Erfahrungen ändern lassen. Erst wenn durch gravierende antisemitische Erfahrungen das Selbstverständnis als *deutscher* Jude erschüttert war und eine Hinwendung zum Zionismus oder zu stärkerer Religiosität erfolgte, änderte sich auch die Wahrnehmung und Bewertung der „antisemitischen Gefahr“. Dieser Wechsel gelang in der jüngeren Generation zumeist früher und schneller, da man sich von Deutschland leichter lösen konnte und der Zionismus mit der Emigration auch einen motivierenden Handlungsrahmen bot, während das assimilatatorische Selbstverständnis hier keine Perspektive der Selbstverteidigung und Aktivität mehr sein konnte.

¹⁰⁵ Als Beispiel, wie man rückblickend unterschiedliche Zäsuren setzen kann, vgl. Jakob Reich, der 1958 im Hitlerputsch ein Vorspiel zur späteren Hitler-Herrschaft sah, das „hätte als Warnung dienen können. Erstaunlich, daß so wenige Menschen, die sie erlebten, sich warnen ließen“ („Eine Episode aus der Geschichte der Ostjuden Münchens“, in: Lamm, *op.cit.*, S. 404).

¹⁰⁶ Beispiele in Koch, *op.cit.*, S. 161, 163. Vgl. auch Anm.56.

TILL VAN RAHDEN

Mingling, Marrying, and Distancing
Jewish Integration in Wilhelminian Breslau
and its Erosion in Early Weimar Germany¹

In recent years “multiculturalism” has become a fashionable concept in the humanities and the broader public. European nation-states, so the argument goes, are being transformed into multicultural societies. Concepts of multiculturalism are not only politically charged but often contain a distinct historical narrative, in which late nineteenth-century European societies serve as examples of homogeneous nations, with Austria-Hungary and Tsarist Russia as the most obvious exceptions.² At the same time, historians have begun to challenge the traditional view of the nineteenth-century nation-state. “Europe,” John R. Gillis has recently argued, “needs to rethink itself in unfamiliar terms such as diasporas, borderlands, and peripheries”. He urges historians to rediscover “Europe’s multicultural and multi-ethnic heritages”. This may prove particularly fruitful if the term multiculturalism is understood not as a nirvana of harmonious inter-ethnic relations but as a description of societies in which various ethnic groups negotiate the terms of coexistence, leaving room for mutual interplay as well as conflict, and in which individuals juggle a multitude of fractured and situational identities. This requires a redefinition of two key terms: assimilation and equality. Assimilation is no longer understood as a process in which outsiders increasingly adapt to a stable core culture but rather one in which “minorities” have a hand in defining and redefining “majority” culture. Transcending a notion of equality that treats people as merely the same, a redefined concept takes account of difference and therefore recognises an individual’s right to membership in a distinct culture. One facet of this multicultural heritage in modern

¹ I gratefully acknowledge all the criticism and advice I received while working on this paper. Earlier versions were presented to various audiences, including Congregation Iyr Ha Melech in Kingston, Ontario, and the Conference “Jews in Weimar Germany” at Lincoln College, Oxford. I owe a special debt to Werner T. Angress, Joel Golb, Marion Kaplan, Frank-Michael Kuhlemann, Rebecca Manley, Marline Otte, Rebecca Jo Plant, Lisa Szeffel and the editors for their thorough editing and insightful comments. For financial support I am indebted to the Studienstiftung des Deutschen Volkes, the Vidal Sassoon International Center for the Study of Antisemitism and the Memorial Foundation for Jewish Culture.

² A good example is Zygmunt Bauman, *Modernity and Ambivalence*, Cambridge 1991, which includes an extensive analysis of the German-Jewish experience in modern Germany to support his claim that “intolerance is ... the natural inclination of modern practice” (p. 8).

German history is the Jewish experience, particularly relations between Jews and other Germans.³

This essay analyses the high degree of Jewish integration in Wilhelminian Germany and contrasts it with the rise of antisemitism in the early Weimar years, focusing on Breslau (today Wrocław).⁴ While most studies of German antisemitism focus on ideology, I investigate how antisemitism permeated the fabric of social life in Germany, influencing and possibly limiting relations between Jews and other Germans. A more nuanced portrait of Jewish-Gentile relations can be found in the realm of everyday life, that “difficult terrain where political action, social life and cultural values intersect” (James Sheehan).⁵ Rather than offering yet another study of German antisemitism, or of the German-Jewish symbiosis, the essay probes the parameters of Jewish inclusion into general society focusing on four areas: first, class structures and residential patterns; second, municipal politics; third, the Jewish experience in city schools; and, finally, public and private forms of sociability, particularly associational life and marriage patterns. Following a brief review of previous scholarship, the rest of this paper is divided into three parts: (I) a brief discussion of conceptual issues; (II) some remarks on the merits of local history, including the appropriateness of Breslau; and (III) an analysis of Jewish integration into the larger community and its erosion after 1918.

Despite the wealth of studies on the history of German antisemitism and German Jews, we still lack a social and cultural history of Jewish-Gentile relations in both Imperial and Weimar Germany—a lacuna that in my view has three main sources. First, all studies of German antisemitism display conceptual limits when it comes to Jewish-Gentile relations. They focus on antisemitism as a political ideology and movement, analysing antisemitic associations as well as pressure groups.⁶ As a consequence, these

³ John R. Gillis, ‘The Future of European History’, in *Perspectives: American Historical Association Newsletter*, 34, No. 4 (April 1996), p. 5. For an important, though partisan, reader on multiculturalism rejecting any type of universalism as illegitimate see David Theo Goldberg (ed.), *Multiculturalism: A Critical Reader*, Oxford 1994. For arguments balancing liberalism and multiculturalism see David A. Hollinger, *Postethnic America: Beyond Multiculturalism*, New York 1995, and Joseph Raz, ‘Multiculturalism. A Liberal Perspective’, in *idem*, *Ethics in the Public Domain*, Oxford 1995, pp. 170–191; see also Russell A. Kazal, ‘Revisiting Assimilation. The Rise, Fall, and Reappraisal of a Concept in American Ethnic History’, in *American Historical Review*, 100, (1995), pp. 437–471.

⁴ For general surveys of Wilhelminian and Weimar Germany see Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte III: Von der “Deutschen Doppelrevolution” bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849–1914*, Munich 1995; Geoff Eley (ed.), *Society, Culture, and the State in Germany, 1870–1930*, Ann Arbor 1996; James Retallack, *Germany in the Age of Kaiser Wilhelm II*, Houndsmill 1996; Roger Chickering (ed.) *Imperial Germany: A Historiographical Companion*, Westport, Conn. 1996; Richard Bessel, *Germany after the First World War*, Oxford 1993; Gerald D. Feldman, *The Great Disorder: Politics, Economics and Society in the German Inflation, 1914–1924*, New York 1993; Hans Mommsen, *The Rise and Fall of Weimar Democracy*, Chapel Hill 1996; Detlev J.K. Peukert, *The Weimar Republic: The Crisis of Classical Modernity*, New York 1992.

⁵ James Sheehan, ‘Different, Ignoble, and Alien’, in *Times Literary Supplement*, 31st July 1992, p. 8.

⁶ Shulamith Volkov, *Jüdisches Leben und Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert*, Munich 1990, pp. 13–75; Peter Pulzer, *The Rise of Political Anti-Semitism in Germany and Austria*, Cambridge, Mass. 1988; Helmut Berding, *Moderner Antisemitismus in Deutschland*, Frankfurt a. Main 1988; Reinhard

studies consistently ask whether causal links existed between antisemitism in Imperial Germany and the Holocaust. Such a focus on the question of continuity ignores spheres of Imperial German society in which antisemitism exerted little or no influence. The history of Jewish–Gentile relations in Germany is not just a story of anti-semitic ideology and exclusion, but is also characterised by ambivalence and inclusion. Second, many scholars have portrayed Jewish integration into German society at large as a symbiotic experience. Acculturated Jews in Imperial Germany themselves idealised their relations with other Germans as a synthesis of two exceptional cultures. After the Holocaust some non-Jewish Germans appropriated this notion in order to present an “Other Germany” free from the taint of Nazism. Such idealised concepts of symbiosis are easily criticised. Gershom Scholem, among others, argued that notions of a symbiosis tend to neglect the fact that German Gentiles refused to accept Jews as Jews, and never shed a deeply rooted antisemitism that ultimately led to the Holocaust. As with inter-ethnic relations generally, it is misleading to measure Jewish–Gentile relations in Imperial Germany against an idealised notion of symbiosis. The model of a German–Jewish symbiosis suffers from serious methodological shortcomings, because it is embedded in a traditional history of ideas which is inappropriate for understanding more general social phenomena.⁷ Finally, mainstream German historiography, reflecting a liberal Protestant legacy that homogenises modern German history and neglects diversity, continues to marginalise German–Jewish history, signs of growing interest in recent years notwithstanding.⁸

Rürup, *Emanzipation und Antisemitismus*, Frankfurt a. Main 1987; Jacob Katz, *From Prejudice to Destruction: Anti-Semitism 1700–1933*, Cambridge, Mass. 1980; Norbert Kampe, *Studententum und “Judenfrage” im Kaiserreich*, Göttingen 1988; Richard S. Levy, *The Downfall of the Anti-Semitic Political Parties in Imperial Germany*, New Haven 1975; among numerous recent publications see especially Paul Lawrence Rose, *German Question – Jewish Question*, Princeton, N.J. 1992, James F. Harris, *The People Speak!*, Ann Arbor 1994, and Olaf Blaschke, *Katholizismus und Antisemitismus im Deutschen Kaiserreich*, Göttingen 1997; for a review of recent scholarship see Till van Rahden, ‘Ideologie und Gewalt. Neuerscheinungen über den Antisemitismus in der deutschen Geschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts’, in *Neue Politische Literatur*, 41 (1996), pp. 11–29; given the crucial significance of the post-WWI era for the history of German antisemitism, it is strange that no thorough study of antisemitism in the early Weimar Republic exists. [But see the essay by Anthony Kauders in this volume and *idem*, *German Politics and the Jews. Düsseldorf and Nuremberg 1918–1933*, Oxford 1996.–Ed.]

⁷ Gershom Scholem, *Judaica 2*, Frankfurt a. Main 1970, pp. 11–46; Wolfgang Benz, ‘The Legend of German–Jewish Symbiosis’, in *Year Book XXXVII of the Leo Baeck Institute*, London 1992, pp. 95–102; Trude Maurer, *Die Entwicklung der jüdischen Minderheit 1780–1933*, Tübingen 1992, pp. 3–4, 40, 163–164, 167–71.

⁸ This neglect is manifest in many studies relevant to an understanding of Jewish–Gentile relations in Imperial and Weimar Germany. To name just two examples, both the Bielefeld and the Frankfurt projects on the history of the German middle-class have managed to avoid discussion of the Jewish middle-class. See also Moshe Zimmermann, ‘Jewish History and Historiography. A Challenge to Contemporary German Historiography’, in *Year Book XXXV of the Leo Baeck Institute*, London 1990, pp. 35–52, and the poignant remarks by Geoffrey Field in his ‘Religion in the German Volksschule, 1890–1928’, in *Year Book XXV of the Leo Baeck Institute*, London 1980, p. 69. Margaret Anderson has repeatedly argued that the Protestant bias has also marginalised the history of German Catholics, recently acknowledging that change is under way; see her ‘The Limits of

I

While it is true, as Werner Mosse noted a few years ago, that “integration is rarely measurable”, the parameters of this concept can and should be defined.⁹ In the case of modern societies, integration as a generic conceptual framework derives from and depends on processes of inclusion both in central systems and in spheres of everyday life (*Lebenswelt*). Inclusion in one sphere does not automatically entail integration, because a group may well be included in one area, such as the economy, but excluded from another, such as politics. Inclusion involves the generalised and universal participation of the whole population in the functional systems of modern society (economic, political, academic and legal), with access regulated by individual criteria such as monetary or professional qualifications, depending on the sphere’s “inner logic” (Max Weber). The concept of integration does not presuppose equality of wealth and power. *Social closure*, the restriction of access to rewards and opportunities based on individual criteria such as wealth or professional qualifications, needs to be carefully distinguished from *exclusion*, which encompasses any discrimination based on collective criteria, such as status (*Stand*), ethnicity, religion or gender.¹⁰

While integration necessarily presupposes inclusion in all functional systems, it also depends on informal inclusion in spheres of everyday life such as friendships, circles of marriage, or residential patterns. The persistence of ethnic and religious identities is particularly relevant in considering these spheres of Jewish–Gentile relations. Antisemitism was not the only reason why German Jews did not fully assimilate, because this fact also reflected a vital ethnic culture among German Jews.¹¹ An analysis of Jewish–Gentile relations needs to balance carefully the significance of in-

Secularization: On the Problem of the Catholic Revival in Nineteenth-Century Germany’, in *Historical Journal*, 38 (1995), pp. 647–670.

⁹ Werner E. Mosse, *The German-Jewish Economic Elite, 1820–1935: A Socio-Cultural Profile*, Oxford 1989, pp. 337–338.

¹⁰ In the European context, one example of this process, which is by no means linear or irreversible, in which the principle of social closure increasingly replaces that of exclusion, is the emancipation of Jews. My conceptual framework combines the ideas of Max Weber, Frank Parkin and Niklas Luhmann; see especially Max Weber, *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I*, Tübingen 1986, pp. 1–16, 536–573; *idem*, *Wirtschaft und Gesellschaft*, Tübingen 1972, pp. 23–24, 201–203; Frank Parkin, *Marxism and Class Theory*, London 1979, pp. 60–71; Niklas Luhmann, ‘Inklusion/Exklusion’, in Helmut Berding (ed.), *Nationale und kulturelle Identität als Problem der politischen Neuzeit*, Frankfurt a. Main 1994, pp. 15–45, esp. 25–30 and 39–45; Rudolf Stichweh, ‘Inklusion/Exclusion, funktionelle Differenzierung und die Theorie der Weltgesellschaft’, in *Soziale Systeme*, 3 (1997), pp. 123–136; Jeffrey C. Alexander, ‘Core Solidarity, Ethnic Outgroup, and Social Differentiation’, in J. Dofny and A. Akiwowo (eds.), *National and Ethnic Movements*, Beverly Hills, Cal. 1980, pp. 5–28.

¹¹ Whether German-Jewish culture thrived is a matter of much debate. In recent years most studies have emphasised the vitality of German Jewry; see Shulamith Volkov, ‘Die Erfindung einer Tradition – Zur Entstehung des modernen Judentums in Deutschland’, in *Historische Zeitschrift*, 253 (1991), pp. 603–628; Jacob Borut, *A New Spirit Among Our Brethren in Ashkenaz*, Ph.D. diss., Hebrew University Jerusalem 1993; Michael Brenner, *The Renaissance of Jewish Culture in Weimar Germany*, New Haven 1996.

clusion and exclusion in both functional systems and everyday spheres with the impact of German-Jewish ethnicity.

II

I have chosen to undertake such a synthesis by means of a local study. Instead of examining an isolated area of Jewish-Gentile interactions separately, it seems more promising to study how various dimensions intersect in the overall process of integration. A case study allows me to link the Jewish experience of inclusion and exclusion to social, cultural and political structures and changes in the community at large.

Although scorned as being backward and boring in the years of the Weimar Republic, Breslau was one of the most politically and religiously heterogeneous German cities around the turn of the century. Protestants constituted about 60% of the city's inhabitants, whereas Catholics represented about 35%. Breslau had been a centre of German-Jewish life since the late eighteenth century. Between 1800 and 1933, the city's Jewish community constituted one of the three largest in Germany. In 1900, 19,743 Jews lived in Breslau, comprising just under 5% of the city's total population, and in 1925 this figure surpassed 23,000, constituting 4.2%. Progressive Liberalism dominated Breslau city politics throughout Imperial Germany, yet there remained a strong Conservative and a successful Catholic movement, both of which occasionally endorsed antisemitism. In addition, Social Democrats regularly represented Breslau in the Reichstag from the 1880s. For most of the nineteenth century, the city was the second largest Prussian city after Berlin, serving as the capital of Silesia, one of the largest Prussian provinces.¹²

III

Socioeconomic structures and residential patterns exerted a considerable impact on the lives of both Jews and non-Jews in the city. Whether gauged by occupations, incomes or places of residence, Jews always constituted a core group within the city's middle class. Tax records from 1906 suggest that Jews constituted about a

¹² *Statistisches Jahrbuch der Stadt Breslau 1922*, Breslau 1922, p. 10; *Kleines Statistisches Jahrbuch der Stadt Breslau 1928*, Breslau 1928, p. 17; see also Leszek Żiątkowski, 'Rozwój Liczebny Ludności Żydowskiej we Wrocławiu w Latach 1742–1914', in *Sobótka*, 46 (1991), pp. 169–189; Andreas Reinke, *Judentum und Wohlfahrtspflege: Das jüdische Krankenhaus in Breslau 1744–1944*, forthcoming; Hanover 1998; *Breslauer Statistik*, 33, 1 (1914), pp. 89–90; on Breslau politics in the Wilhelminian era see Manfred Hettling, 'Von der Hochburg zur Wagenburg: Liberalismus in Breslau von den 1860er Jahren bis 1918', in Lothar Gall and Dieter Langewiesche (eds.), *Liberalismus und Region*, Munich 1995, pp. 253–276; Thomas Kühne (ed.), *Statistisch-beschreibendes Handbuch der Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhaus 1867–1918*, Düsseldorf 1993; A. Galos and K. Popiolka (eds.), *Studia e materialy z dziejów śląska*, vol. 7, Breslau 1966; Theodor Müller, *Die Geschichte der Breslauer Sozialdemokratie*, vol. 2, Breslau 1925, pp. 400–403.

quarter of the city's middle class.¹³ If we consider annual earnings of 3,000 Marks—allowing at least some degree of conspicuous consumption—to be the financial threshold of moderate middle-class life, more than half of all male Jewish taxpayers (56.6%) between the age of thirty and sixty earned a middle-class income. Jews were even more prominent among the men of real means, as they constituted a third of all male taxpayers earning over 10,000 Marks a year (32.1%). Breslau Jews like the honorary *Stadtrat* Alfred Marck, born in the city in 1860, seem to confirm the conventional view of German Jewry as overwhelmingly middle-class. The family had a disposable income of over 26,000 Marks a year, based equally on interest proceeds, rent revenues and his salary as a judge. Along with material comfort came considerable social prestige. When Alfred Marck and his wife Rosa, née Heimann, crossed the street, “many passers-by lifted their hats to greet them respectfully,” the first wife of their eldest son Siegfried, Lola Landau, recalls. “Everybody loved and honoured them like nobles.”¹⁴

The majority of Breslau Jews, however, did not belong to the middle class. A significant proportion of them, particularly women, must be considered poor. To make such a broad claim is not to ignore the intricacy involved in reconstructing the gender dimension of social inequality. Tax records include only single, divorced or widowed women and therefore exclude married women. Even so, women were anything but a negligible minority among Jewish taxpayers in Breslau, since single, divorced or widowed women constituted close to a third of them. More than half of all male Jewish (57%) and 87% of female Jewish taxpayers earned less than 3,000 Marks annually. Three out of four Jewish women aged between 30 and 60, and six out of ten over 60 years of age, had to live on less than 1,200 Marks a year. Even if such an income did not necessarily mean destitution, it certainly excluded them from the middle class. The influx of Eastern European Jews can hardly account for Jewish poverty, because the income of Breslau Jews did not differ according to place of birth. In 1906, Jews born in Breslau were just as likely to be poor as those born in Eastern Europe. Whatever the precise reason for Jewish impecuniosity in Imperial Germany, it is clear that there is a whole world of German-Jewish experience that has been missed by those scholars whose work rests largely on memoirs written by

¹³ This is based on two samples drawn from Breslau tax records of 1906; see *Archiwum Państwowe we Wrocławiu* (hereafter APW), *Akta miasta Wrocławia* (hereafter AMW), K 156. Sample 1 (N = 1957) includes taxpayers No. 1 to 30 for each of the 67 tax districts. Sample 2 (N = 986) includes every tenth Jewish taxpayer. Entries in the tax records generally provide information on the taxpayer's address, date and place of birth, marital status, number and age of children, as well as a detailed analysis of both income and various financial obligations, such as debts or insurance premiums. I am indebted to Andreas Lüking and Manfred Hettling for their generous assistance. For a detailed discussion of sources and methods see their *Bürgertum und Sozialstruktur. Methodische Überlegungen und ein Fallbeispiel*, unpublished manuscript, Bielefeld 1994.

¹⁴ APW, AMW, K 156, Steuerbezirk 40, Nr. 2266 (Tax records of Alfred Marck); Lola Landau, *Vor dem Vergessen: Meine Drei Leben*, Frankfurt a. Main. 1987, p. 24. See also Hans-Holger Paul, 'Siegfried Marck', in *Neue Deutsche Biographie*, 16 (1990), pp. 120–122.

middle-class Jews.¹⁵ Moritz Krebs, born in the district of Kreuzburg, Upper Silesia, in 1860, is no less typical of Breslau Jewry than Alfred Marck. The Krebs family had to subsist on his annual pension of 500 Marks. While it was less than a half-hour's walk from the Marcks' fashionable lodgings in the Tauentzienstraße to the small apartment of the Krebs family in the Vincenzstraße, they lived worlds apart. In the Vincenzstraße, rents were low and apartments small. Most of the street's inhabitants were poor, as was the sanitation. So poor, in fact, that inhabitants filed a desperate complaint to the municipal authorities during a cholera epidemic in the 1890s.¹⁶

While Jews lived in economically diverse neighbourhoods, a bird's eye view of Breslau residential patterns reveals considerable concentration. The city's Jewish middle class tended to live in more exclusive and prosperous neighbourhoods and contributed substantially to the movement of the middle and upper-middle class into the suburbs after the turn of the century. Residential discrimination does not appear to have been a factor in determining where Jews lived. And, despite the high concentration of Jews in certain neighbourhoods, the majority of inhabitants was non-Jewish, even on those streets where the Jewish share was highest.

As no tax records exist, we can only speculate about what changes occurred in respect of the class structure and residential patterns of Breslau Jews after World War I. It seems likely that with inflation and the considerable influx of Eastern European Jews, Jewish poverty in Breslau increased. The share of Breslau Jews primarily living on interest and pensions dropped from 18% in 1907 to 14% in 1925. "The constant rise of living expenses", the Breslau *Jüdische Volkszeitung* noted in 1922, "has led to poverty and difficulties even in circles that have lived comfortably so far".¹⁷ The deterioration of their socio-economic position in the Weimar Republic coincided with a dramatic challenge to Breslau Jewry: the surge of political antisemitism in the postwar era.

In Imperial Germany, Jews played a major role in the urban politics of many big cities. As the Prussian three-class franchise enabled them to exert political influence far beyond their numerical share, Jews provided a backbone of Liberalism in Breslau. Jewish city councillors formed around 40% of the Liberal factions, which usually won more than half of the city council seats. Jewish city politicians could hold any post in the municipal government except for that of mayor and deputy mayor, which were subject

¹⁵ This seriously limits the scope of two outstanding contributions to the social history of German Jewry; see Marion Kaplan, *The Making of the Jewish Middle Class*, Oxford 1991, and Monika Richarz (ed.) *Jüdisches Leben in Deutschland*, 3 vols., Stuttgart 1976–1982, Veröffentlichung des Leo Baeck Instituts, especially the introduction to vol. 2, p. 7.

¹⁶ APW, AMW, K 156, Steuerbezirk 13, Nr. 2929 (Tax records of Moritz Krebs); 'Beschwerde der Bewohner der Otto- und Vincenzstrasse' (APW, AMW, III, 8705, f. 167).

¹⁷ Figures for 1907 in *Statistik des deutschen Reiches*, 207 (1910), pp. 594–595; for 1925, Heinrich Silbergleit (ed.), *Die Bevölkerungs- und Berufsverhältnisse der Juden im deutschen Reich*, Berlin 1930, pp. 199–200; *Jüdische Volkszeitung* (hereafter *JVZ*), 1st June 1922, No. 21, p. 4; Donald L. Niewyk, 'The Impact of Inflation and Depression on the German Jews', in *Year Book XXVIII of the Leo Baeck Institute*, London 1983, pp. 19–36; *idem*, *The Jews in Weimar Germany*, Baton Rouge 1980, pp. 17–19; Avraham Barkai, 'Die Juden als sozioökonomische Minderheitsgruppe in der Weimarer Republik', in Walter Grab and Julius H. Schoeps (eds.), *Juden in der Weimarer Republik*, Stuttgart 1986, pp. 338–339.

to approval by the central Prussian government in Berlin. With few exceptions, between 1870 and 1921 a succession of prominent Liberal Jewish politicians—Wilhelm Freund (1886 to 1914) and Adolf Heilberg (1915 to 1921)—held the prestigious and influential chairmanship of the city council. Usually, they attained this by a unanimous vote including, ironically, those of several explicitly antisemitic councillors. Around the turn of the century, the Liberal faction of the city council “included Jewish business men, doctors and lawyers,” Adolf Heilberg recalled in 1934, “but also quite a few people, important and less important, who were both open-minded and convinced that Jews were decent and respectable people. At the same time they disdained the arrogance of reserve officers, high civil servants and secondary school teachers while preserving their civic pride”. Even if a few antisemitic politicians ran either individually or on the Conservative ticket, the highly charged rhetoric of political antisemitism rarely surfaced before 1918 and seems to have been anathema to the city council. In 1902, when an antisemitic councillor tried to attack a group of Liberal politicians because they were Jewish, the mayor and the councillors forced him to apologise at the next session.¹⁸

Illustrative of the relatively insignificant role played by antisemitism in local politics during the Wilhelminian era is the municipal authorities’ Liberal and inclusive position on the naturalisation of Jewish immigrants, an issue that had vast consequences for Jewish–Gentile relations. In modern societies, as Rogers Brubaker recently noted, “this boundary between citizens and aliens” has become “more important than ever”.¹⁹ For immigrant Jews who had settled in Breslau, naturalisation ended the threat of expulsion and provided them with many privileges, such as the right to vote (limited to male applicants until 1919). The question of acquiring citizenship was particularly contentious because most of the Jewish applicants were immigrants from Eastern Europe, a group subjected to special vilification by antisemites.²⁰

¹⁸ See Hettling, ‘Hochburg’, pp. 253–276; Kurt Schwerin, ‘Die Juden im wirtschaftlichen Leben Schlesiens’, in *Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau*, 25 (1984), p. 106; *Allgemeine Zeitung des Judenthums*, 3rd September 1915, Beilage, p. 2; Till van Rahden, ‘Weder Milieu noch Konfession. Die situative Ethnizität der deutschen Juden im Kaiserreich in vergleichender Perspektive’, in Olaf Blaschke and Frank-Michael Kuhlemann (eds.), *Religion im Kaiserreich*, Gütersloh 1996, pp. 422–423; Adolf Heilberg, ‘Memoiren’, Leo Baeck Institute, New York, pp. 272, 316. For the selective approval strategy of the Prussian government, which rejected almost all Left-Liberal candidates after 1880, see Wolfgang Harding, ‘Großstadt und Bürgerlichkeit in der politische Ordnung des Kaiserreichs’, in Lothar Gall (ed.), *Stadt und Bürgertum im 19. Jahrhundert*, Munich 1990, p. 57.

¹⁹ Rogers Brubaker, *Citizenship and Nationhood in France and Germany*, Cambridge, Mass. 1992, p. ix. While the book is an excellent study of naturalisation questions in modern German history, its focus is restricted to the view from the top. Surprisingly little attention is paid to the question of the naturalisation of Jewish immigrants in Pierre Birnbaum and Ira Katznelson (eds.), *Paths of Emancipation: Jews, States and Citizenship*, Princeton 1995, or in Peter Pulzer, *Jews and the German State: The Political History of a Minority, 1848–1933*, Oxford 1992.

²⁰ Jack Wertheimer, *Unwelcome Strangers: East European Jews in Imperial Germany*, Oxford 1987; Steven E. Aschheim, *Brothers and Strangers: The East European Jew in German and German-Jewish Consciousness, 1800–1923*, Madison 1982; Massimo Ferrari Zumbini, ‘Große Migration und An-

Especially in the last decade of Imperial Germany, the question of naturalisation led to considerable conflict between Breslau and the Prussian state. While the state had the final word, cities played a considerable role in the naturalisation process. Once an immigrant had applied for citizenship, the chief constable asked the municipal authorities to evaluate the applicant's economic standing and moral character.²¹ Because the city based its reasoning entirely on the principle of social closure, it recommended that all applicants be naturalised unless they had received poor relief in the past or seemed likely to become a burden to the city's poor relief system. When the Russian tobacco worker Helene Jankowski applied for citizenship in 1908, the City Council strongly urged the provincial governor "not to grant citizenship", pointing out that she had received poor relief for years and that "further demands on public welfare" seemed probable.²² The final decision of the Prussian state, in contrast, was based on the principle of exclusion. The provincial governor rejected the vast majority of Jewish applicants whose naturalisation had been recommended by the city. Between 1908 and 1914, the city recommended all forty-eight Jewish applicants, whereas the provincial governor's office refused to grant citizenship to nearly all of them and only naturalised eight. This was all the more striking in view of the fact that the state sometimes conferred citizenship on non-Jewish applicants whom the city had rejected out of fear that they would apply for poor relief in the future.²³

While the city did not question the principle of *jus sanguinis* as such, it pursued a much more inclusive policy than the Prussian state. True, the policies of the provincial governor's office in Breslau support Jack Wertheimer's conclusion that the Prussian government's attitude towards the naturalisation of Eastern European Jews was "fundamentally negative".²⁴ Yet a close look at the assessments by the city reveals neutral or even positive images of Eastern European Jews, lauding their moral char-

tislawismus. Negative Ostjudenbilder im Kaiserreich', in *Jahrbuch für Antisemitismusforschung*, 3 (1994), pp. 194–226; Trude Maurer, *Ostjuden in Deutschland, 1918–1933*, Hamburg 1986.

²¹ For the legal basis for the city's role see § 8 of the 'Gesetz über die Erwerbung und den Verlust der Bundes- und Staatsangehörigkeit. Vom 1. Juni 1870', (*Bundes-Gesetzblatt des Norddeutschen Bundes*, No. 20, pp. 355–360); Paul Laband, *Staatsrecht des Deutschen Reiches*, vol. 1, Tübingen 1911, pp. 162–174, esp. p. 171. In comparison to the 'important role' played by municipalities in naturalisation proceedings in the early nineteenth century, the city's role had become far less significant, if not marginal; see Andreas Fahrmeir, 'Nineteenth-Century German Citizenships: A Reconsideration', in *Historical Journal*, 1997, No. 3, p. 40.

²² APW, AMW III 7478, ff. 144–145. For similar arguments see the cases of Anton Ischpan (*ibid.*, 7479., ff. 111–112); Gertrud Doleschal (*ibid.*, ff. 198–199); Hedwig Busch, geb. Daumann (*ibid.*, ff. 220–221); Wenzel Kowarnik (*ibid.*, ff. 309–310); Martha Fischer, geb. Liebich (*ibid.*, ff. 89–92); Ottilie Benke geb. Aust (*ibid.*, 7481, ff. 4–5); Hugo Horn (*ibid.*, 7482, ff. 311–312); Israel Finkenstein (*ibid.*, 7482). Except for Finkenstein, all the applicants were probably non-Jewish.

²³ Among others see the case of Ottilie Benke geb. Aust (APW, AMW III 7481, ff. 4–5, 9–10, 54–57). A similar picture emerges from a list compiled by the magistrate between 1893 and 1898. Out of the 14 Jewish applicants, the city recommended 13 for naturalisation, rejecting only one because of poverty. The provincial governor, however, naturalised only two out of the fourteen. In contrast, he naturalised forty-three non-Jewish applicants out of a total of sixty-nine (*ibid.*, 4991, ff. 62–68).

²⁴ Wertheimer, *Unwelcome Strangers*, p. 54.

acter. The city's poor relief administration officially represented the City Council's view, basing its decision on municipal records on poor relief and on informal evaluation by district prefects. After the turn of the century, Breslau was divided into about 300 districts, each headed by a prefect, an honorary official elected by the City Council.²⁵ As they were both notables in local politics and part of the district's social fabric, the various district prefects were the nearest equivalent to the *vox populi* of Breslau. None of their evaluations revealed a trace of antisemitism. When Chaim Frenkel, the owner of a cigarette company and originally from Minsk, applied for citizenship in 1909, the district prefect noted that he was not only able to support his family, but that all the Frenkels were "respectable people who enjoyed a fine reputation and were elegantly furnished". In a similar vein, another district prefect, Hugo Hartmann, recommended the naturalisation of Hirsch Chaimoff, a factory manager and Turkish citizen. "He has held the same job for twenty years, makes 4–5,000 marks a year and has saved a tidy sum of money", Hartmann explained in an unusually long comment on 2nd November 1910. "Moreover, the family of Mr. Hirsch Chaimoff made a very good impression on me." Because the provincial governor rejected their request despite the city's endorsement, Hirsch Chaimoff's path to citizenship remained blocked. Only after the exceptional impetus of total war had suspended the state's policies of exclusion did the situation change. Chaimoff's two sons Leo and Joseph, aged 24 and 23 respectively, obtained citizenship after volunteering for combat units in September 1914, and Chaimoff himself secured this status in May 1916.²⁶

Neither the city nor the state gave preference to male applicants over female ones in naturalisation proceedings. However, the district prefects tended to emphasise different qualities—such as decency and sexual propriety—when recommending female applicants. The city praised female Jewish applicants and supported their request for naturalisation which the provincial governor routinely denied. Minna Seelig, an American-Jewish immigrant, was one of the many Jewish applicants attempting to secure citizenship in vain, even though the district prefect had recommended her naturalisation noting that she was "a decent person living in comfortable circumstances". In April 1914, the Russian-Jewish immigrant Bertha Baumann, née Rosenbaum, originally from Slaworzeno and one of the lucky few to be naturalised, was praised as "a most decent woman".²⁷

²⁵ On the Stadtbezirksvorsteher see 'Bezirksvorsteher', in *Handwörterbuch der Preussischen Verwaltung*, vol. 1, Leipzig 1911, pp. 303–304.

²⁶ On Chaim Frenkel see APW, AMW III 7479, ff. 135–137. For the state's rejection see f. 149. To the best of my knowledge Frenkel never reapplied. On Hirsch Chaimoff see *ibid.*, 7480, ff. 47–48. For Josef Chaimoff's case see *ibid.*, 7482, ff. 181–182, 233; for Leo Chaimoff see *ibid.*, 7482, ff. 195–197, 286; for Hirsch Chaimoff see *ibid.*, 7483, ff. 174–175, 176. Volunteering for active service turned out to be a risky way of acquiring German citizenship. Joseph Chaimoff was killed on 25th September 1915 and his brother Leo died in combat on 10th March 1917; see Reichsbund jüdischer Frontsoldaten (ed.), *Die jüdischen Gefallenen des deutschen Heers, der deutschen Marine und der deutschen Schutztruppen 1914–1918. Ein Gedenkbuch*, Berlin 1932, p. 177.

²⁷ For Seelig see APW, AMW III 7479, ff. 168–171, 248. For the case of Bertha Baumann see *ibid.*, 7482, ff. 64–66, 112.

If the support of municipal authorities and district prefects for the naturalisation of Jews from Eastern Europe serves as a measure of Jewish inclusion in Breslau, even the city's *Ostjuden* enjoyed some degree of respectability and acceptance in at least part of the wider community. Nevertheless, for many Jewish immigrants applying for citizenship presented a gruelling ordeal. As a young man of thirty-one, Alexander Posner, a well-off merchant of Russian citizenship earning about 10,000 Marks annually, first filed for naturalisation in 1898; he reapplied in 1908, and undertook his third attempt in 1914, with citizenship only granted in November 1918.²⁸

Given the upheaval of war, defeat and revolution, the postwar crisis and the disruptive effects of inflation and hyperinflation, the early Weimar years brought a sea-change in urban politics in Breslau. Ironically, it was the democratisation of urban politics that reduced Jewish inclusion in this sphere. The introduction of universal suffrage in communal elections in 1919 ended both the political clout that Breslau Jewry had enjoyed under the Prussian three-class franchise as well as the Liberal dominance of the city parliament. Reflecting a more general "disenchantment with bourgeois politics" (Bernd Weisbrod), the number of Left Liberal city councillors, who had controlled municipal politics between 1870 and 1918, plummeted from 83 to just 5 by 1924, only one more than the explicitly antisemitic *Deutschvölkische Freiheitspartei* (German *Völkisch* Freedom Party).²⁹ Unless they were willing to cooperate with Social Democrats, now the dominant force in local politics, Breslau middle-class Jews became politically homeless. Breslau, moreover, became a "frontier city" entangled in the German-Polish conflict over Upper Silesia that involved radical nationalistic and often antisemitic forces.³⁰

²⁸ AMW III 4991, f. 66v, No. 85 (1898); *ibid.*, 7478, ff. 159–160; *ibid.*, 7482, ff. 203–204: in a similar case, Michael Fischhoff, born in Hungary in 1844, made three attempts to acquire Prussian citizenship between 1884 and 1895; all were unsuccessful, although in January 1875 he had married Doris Blanzger, a Prussian Jew and daughter of a Brieg merchant, and by 1876 was moderately wealthy with annual earnings of about 3,000 Marks; see APW, Polizei-Präsidium Breslau 75, ff. 55–81, APW AMW, K 150, Vol. 17, No. 2307 and K 146, Vol. 21, No. 1901, and also APW, Urząd Stanu Cywilnego Wrocław II, 21st January 1875.

²⁹ Statistisches Amt Breslau (ed.), *Kleines Statistisches Taschenbuch für die Stadt Breslau*, Breslau 1928, p. 51; the *Deutschvölkische Freiheitspartei* was a successor organisation to the *Deutschvölkischer Schutz- und Trutz-Bund*, see Uwe Lohalm, *Völkischer Radikalismus: Die Geschichte des Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes 1919–1923*, Hamburg 1970, pp. 283, 316; Bernd Weisbrod, 'The Crisis of Bourgeois Society in Interwar Germany', in Richard Bessel (ed.), *Fascist Italy and Nazi Germany: Comparisons and Contrasts*, Cambridge 1996, p. 29; of all the large German cities, it was Breslau where the NSDAP, polling 43.5%, received the largest share of votes in the early 1930s; see *Monatsberichte des statistischen Amtes der Stadt Breslau*, 59 (1932), pp. 47–49; Detlev Schmiechen-Ackermann, 'Großstädte und Nationalsozialismus 1930–1945', in Horst Möller *et al.* (eds.), *Nationalsozialismus in der Region*, Munich 1996, p. 253.

³⁰ The Jewish press often complained about antisemitism among German nationalists in Upper Silesia; see *Im deutschen Reich*, 20 (1914), pp. 246–251, and *ibid.*, 27 (1921), pp. 210–211, 226, 248; *JVZ*, 28th November 1919 ('Die antisemitische Hetze in Oberschlesien'), No. 45, p. 5, and 24th February 1922 ('Deutsch-völkische Verlogenheit'), No. 8, pp. 2–3; and *C.V.-Zeitung*, 1 (1922), pp. 97–98, 189, and 2 (1923), pp. 8, 91, 102. For the general loss of inhibition on the German side during the struggle over Upper Silesia, see T. Hunt Tooley, *National Identity and Weimar Germany. Upper Silesia and the Eastern Border, 1918–1922*, Lincoln, Neb. 1997, pp. 200–252.

In the immediate postwar era, Jewish-Gentile relations also took a turn for the worse as violence directed against Jews repeatedly tarnished Breslau politics, reflecting both increasing antisemitism and the rise of violence as an accepted means to political ends—a development mirroring changes in other German cities.³¹ With the support of both the *Schlesische Zeitung*—Breslau’s oldest daily and politically close to the *Deutschnationale Volkspartei* (DNVP)—and *deutsch-nationale* politicians, Freikorps units and the Third Marine Brigade controlled the city during the Kapp Putsch in mid-March 1920. While the counterrevolutionaries killed altogether six people, the most notorious murder was that of Bernhard Schottländer—a murder, as the *Jüdische Volkszeitung* noted in retrospect, committed because he was Jewish. Schottländer came from a prominent upper-class Jewish family in Breslau but had begun working as a journalist for the Independent Socialist paper *Schlesische Arbeiter-Zeitung* during the revolution. By early 1920, he had become an influential figure among the radical left in Breslau, playing a leading role in the city’s *Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands* (USPD) as well as two Jewish socialist organisations, the *Bund* and *Poale Zion*. “His supporters, both workers and intellectuals,” the lawyer Max Moses Polke recalls in his memoirs, “looked up to him as if he were a saviour”.³² Once the right-wing rebels had gained control of the city on 14th March 1920, they abducted, tortured and brutally murdered Schottländer in a manner that recalled the savage killings of Rosa Luxemburg in January 1919 and of Gustav Landauer in May 1919.³³ On August 27, 1920, less than six months after the

³¹ For brief reviews of antisemitic violence in the postwar era generally see Donald L. Niewyk, *The Jews in Weimar Germany*, Baton Rouge 1980, p. 51; van Rahden, ‘Ideologie und Gewalt’, p. 28, nn. 55, 56; on the pervasiveness of political violence in early Weimar Germany see especially Feldman, *op. cit.*, who argues that “a generalized anger and barbarization” coincided with hyperinflation (p. 702); Bessel, *Germany after the First World War*, esp. pp. 261–263; Dirk Schumann, ‘Der aufgeschobene Bürgerkrieg: Sozialer Protest und Politische Gewalt in Deutschland’, in *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 44 (1996), pp. 526–544.

³² See *JVZ*, 26th March 1920 (‘Was lehren uns die Ereignisse des 13. März?’), No. 11, pp. 1, 5: “Am nächsten steht uns der Fall des Juden Schottländer, der sicherlich letzten Endes seiner Religion wegen zum Märtyrer werden mußte.” and *JVZ*, 24th March 1921 (‘Gedächtnisfeier für Bernhard Schottländer’), No. 12. See also the obituaries by the *Bund* and *Poale Zion* in *Schlesische Arbeiter-Zeitung*, 29th June 1920, No. 71; Max Moses Polke, ‘Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Jan. 1933’, Houghton Library, Cambridge, Mass., p. 27; for appraisals of Schottländer similar to Polke’s see Willy Cohn, *Verwehte Spuren: Erinnerungen an das Breslauer Judentum vor seinem Untergang*, Cologne 1995, p. 394, and Aron Heppner, *Jüdische Persönlichkeiten in und aus Breslau*, Breslau 1931, p. 41. On the *Schlesische Zeitung* in the Weimar era see Norbert Conrads, ‘Die *Schlesische Zeitung* (1742–1945)’, in H.-D. Fischer (ed.), *Deutsche Zeitungen des 17.-20. Jahrhunderts*, Pullach 1972, pp. 126–128.

³³ As the only newspaper allowed to continue publishing, the *Schlesische Zeitung* repeatedly supported the Kapp-Putsch; see especially *Schlesische Zeitung*, 13th March 1920, No. 135, 15th March 1920 (‘Festigung der Regierung. Der Umschwung in Breslau’), No. 137, pp. 1–2; see also: ‘Die “Schlesische Zeitung” in den Tagen des weißen Schreckens’, in *Die Freie Meinung*, 22nd March 1920, No. 10–12, p. 2; for a summary of events in Breslau see in *Breslauer Morgen-Zeitung*, 19th March 1920 (‘Rückblick auf die Breslauer Umsturztag’), No. 75, pp. 2–3; *Die Freie Meinung*, 22nd and 27th March 1920, Nos. 10–12, 13; on the murder of Landauer see Werner T. Angress,

Kapp Putsch and following a demonstration in support of German Upper Silesia, an antisemitic mob ransacked a Jewish-owned department store and attempted to vandalise a hotel known for housing Eastern European Jews. They had already smashed all the windows and were about to enter the building when municipal police arrived and chased them away.³⁴ Yet the antisemitic violence of August 1920 pales in comparison to that of “Black Friday” on 20th July 1923. After a mass rally against unemployment and hyperinflation, about 500 demonstrators staged an antisemitic riot that began in the early afternoon and lasted until well past midnight. By the time police finally got matters under control, the crowd had looted over a hundred shops, nearly all of them owned by Jews. “When the crowd came to a Christian store,” the Liberal weekly *Die Freie Meinung* noted, “someone shouted: ‘This is no Jew!’ And the mob ... moved on to the next Jew.”³⁵

What is striking is not just the level of antisemitic violence in postwar Breslau but also the indifferent reaction by at least part of the city’s middle class, the degree to which vandalism and brutality directed against Jews was tacitly or openly condoned. Willy Cohn, a Jewish secondary school teacher, was appalled by his colleagues’ response when Schottländer’s disfigured body was washed ashore just outside Breslau in late June 1920. “A few days ago,” he noted in his diary, “the corpse of the brutally murdered Bernhard Schottländer was found. I have not heard a single word of condemnation among my colleagues.” After the nationalist demonstration for Upper Silesia of August 1920 had got out of hand, the *Schlesische Zeitung* denied any specifically antisemitic motives, arguing instead that the riots were a direct and inevitable result of Allied, especially French, policies towards Germany. “That this rabble-rousing rag [*Hetzorgan*] is blaming anybody but themselves, demonstrates that it intends to continue maligning our people,” the *Jüdische Volkszeitung* noted in a trenchant rejoinder: “It merely has an article ready to whitewash itself the day after the first pogrom.” Once again ignoring the antisemitic essence of the riots of July 1923,

‘Juden im politischen Leben der Revolutionszeit’, in *Deutsches Judentum in Krieg und Revolution 1916–1923*. Ein Sammelband herausgegeben von Werner E. Mosse unter Mitwirkung von Arnold Paucker, Tübingen 1971 (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 25), pp. 264–265; and Norbert Seitz, ‘Gustav Landauer und die Münchener Räterepublik’, in Michael Matzigkeit (ed.) *‘Die beste Sensation ist das Ewige ...’*. *Gustav Landauer: Leben, Werk und Wirkung*, Düsseldorf 1995, pp. 272, 289.

³⁴ *Schlesische Arbeiter-Zeitung*, 28th August 1920, No. 95; *Die Freie Meinung*, 28th August 1920, No. 35; *Schlesische Zeitung*, 27th August 1920, Nos. 432 and 433; *JVZ*, 3rd September 1920 (‘Die Drahtzieher der Breslauer Judenhetze’), No. 33, p. 1. Because the demonstrators also ransacked the Polish and French consulates, even the *New York Times* took note of the incident (29th August 1920).

³⁵ *Die Freie Meinung*, 28th July 1923, No. 30; *Breslauer Zeitung*, 21st July 1923, No. 336; 22nd July 1923, No. 338; and 10th November 1923, No. 528. I limit my discussion to collective antisemitic violence. The postwar era was also marked by numerous incidents in which Breslau Jews individually encountered antisemitic violence in everyday life; see *JVZ*, 10th February 1922 (‘Antisemitismus und Justiz’), No. 6, p. 3, 19th June 1922 (‘Hakenkreuz und Davidstern. An die Adresse der “Schlesischen Zeitung”’), p. 1, and 7th July 1922 (‘Entwischt – durch behördliche Verfügung’), No. 26, p. 4.

the *Schlesische Zeitung* played on the spectre of an alleged Bolshevik threat. Some middle-class papers, oscillating between the “Iron Cross on the hand and the Soviet and the Jewish Star on the other,” an editorial noted, had claimed that “the mass of immature boys and their female followers had been incited by antisemites.” This, however, was “a foolish idea” as it was evident that the riots had been engineered by Communists. The fact that practically all the shops looted were owned by Jews was only natural as “almost all ready-made clothing shops in Breslau were in the hands of Jews.” Alfred Oehlke, editor of the *Breslauer Zeitung*, the oldest and most respectable Liberal daily, in turn, was just as shocked by the violence itself as by the indifferent response. While lauding the police and the labour movement for their bravery, he denounced the city’s middle class. Instead of intervening, bourgeois bystanders had turned a blind eye on events and therefore shared part of the blame. In a moment of crisis when “respect for bourgeois freedom, independence, and responsibility” was most called for, Oehlke stated, they had neglected their “natural duty to intervene immediately wherever public order was threatened”.³⁶

If the deterioration of Jewish-Gentile relations in the realm of politics after 1918 was quite dramatic, it was less marked, but still clearly discernible in the area of schooling. Antisemitic hostility tarnished the everyday life of Jewish students and teachers, and increasingly undermined the high degree of inclusion that had existed before 1914. Schools played a major part in determining the parameters of minority integration in modern society. Here German Jews established friendships with non-Jews, experienced the pleasures and travails of acculturation, but also the stark misery of exclusion. Between 1870 and 1918, almost all Jewish children in Breslau attended state or municipal schools, which generally had a Christian character. The Jewish school system that had flourished in the early nineteenth century languished after 1860, with only a small number of Jewish girls attending the one remaining Jewish school. Except for their exemption from Christian religious education and the right not to attend school on religious holidays (a right they rarely used), Jewish students had the same school experience as all the other pupils. A former Jewish secondary school pupil, Alfred Kerr, who became the most respected theatre critic of the Weimar Republic, recalled that there was “no separation” between Jews and Gentiles. Jewish children therefore experienced the standard academic rites of passage, imbibing the aura of classical and neo-humanist *Bildung* (self-formation), inculcating the nationalist and Protestant spirit, and enduring the usually severe teachers. Instead of learning about the Torah and the Talmud, Jewish *Gymnasiasten* studied Aristotle, Tacitus and Cicero, as well as Goethe and Schiller.³⁷

³⁶ On the discovery of Schottländer’s body see *Die Freie Meinung*, 17th July 1920, No. 29, p. 1; *Breslauer General-Anzeiger*, 24th June 1920, No. 166; *Schlesische Arbeiter-Zeitung*, 26th June to 6th July 1920, No. 70–74; Willy Cohn, ‘Diaries’, Central Archives for the History of the Jewish People (CAHJP) RP 88, vol 21, entry of 27 June 1920; *Schlesische Zeitung*, 29th August 1920 (‘Schuld und Schuldige’), No. 436; *JVZ*, 3rd September 1920 (‘Die Drahtzieher der Breslauer Judenhetze’), No. 33, p. 1; *Schlesische Zeitung*, 22nd July 1923 (‘Ordnung’ and ‘Unruhen in Schlesien’), No. 338; Alfred Oehlke, ‘Der Breslauer Krawall’, in *Breslauer Zeitung*, 22nd July 1923, No. 338.

³⁷ The information on Breslau schools, especially the social background of the pupils, is based

In a city where the overwhelming preponderance of children went to an ordinary elementary school, the great majority of male Jewish students (80%) opted for a *Gymnasium*. As a result, about 20 to 25% of all the students in the *Gymnasien* were Jewish. A Jewish child was four to five times more likely to attend a grammar school than a Protestant or Catholic child. The educational success of German Jews has received much attention and many scholars have emphasised the extra efforts made by outsiders and the Jewish tradition of learning to explain this phenomenon. While the significance of each factor may be difficult to evaluate, an analysis of the class background of male high school graduates between 1870 and 1910 strongly suggests that class rather than culture mainly determined Jewish success in higher education. Social exclusivity dominated higher education in Breslau. Though only about 10% of Breslau's population was bourgeois, more than 80% of all high school graduates came from bourgeois families. Because Jews composed roughly a quarter of the bourgeoisie, they constituted one-fifth of all high school graduates.

An interesting example of Breslau school politics in regard to their effect on Jewish-Gentile relations is the story of the *Johannesgymnasium*. The opening of this school in October 1872 represented a triumph for Breslau's Liberal municipal government, as well as a major step towards tangible Jewish equality. The school immediately hired six Jewish teachers and, at least initially, Jewish religious instruction was obligatory for the school's Jewish students and therefore a part of their final exams, something formerly unheard of in Germany. Not surprisingly, the *Israelitische Wochenschrift* lauded the school as "a welcome precedent for many successors". The Prussian state, however, strongly objected to this demonstration of equal parity for Judaism with Christianity. In February 1876, the Ministry of Education ordered the municipal school board to end the obligatory character of Jewish religious instruction, thereby reinforcing the second-class status of Judaism under the Prussian constitution.³⁸

The *Johannesgymnasium* retained its liberal spirit throughout Imperial and Weimar Germany. It enjoyed an excellent reputation among Breslau's Jews. Charlotte Schaeffer, the wife of a Jewish factory owner, remembered sending her son to the school because of its "boundless tolerance". One of its most famous graduates, the sociologist Norbert Elias, also recalls the *Johannesgymnasium* as one of "those sec-

on a quantitative analysis of the *Jahresberichte* of each high school covering about 5,000 *Gymnasiasten*, as well as the statistics found in the *Breslauer Statistik* and the *Verwaltungsberichte des Magistrats der Stadt Breslau*, Alfred Kerr, 'Lebenslauf', in J. Chapiro (ed.), *Für Alfred Kerr*, Berlin 1928, p. 165, see also pp. 169-170, 176. For other typical views of the experience of Jewish *Gymnasiasten* in Breslau see Julian Kretschmer, 'Mein Leben in Deutschland vor und nach 30. Jan. 1933', Houghton Library, Cambridge, Mass., pp. 4-5; Arnold Bernstein, 'Erinnerungen, 1888-1964', ME 55, Leo Baeck Institute, New York, pp. 2-3; Max Born, *Mein Leben*, Munich 1975, pp. 48-51; Adolf Riesenfeld, 'Diaries and Memoirs', A 16/3, Leo Baeck Institute, New York, entries of 27th April and 6th July 1916.

³⁸ L. Wiese (ed.), *Das höhere Schulwesen in Preussen*, vol. 1, Berlin 1863, p. 165 and vol. 2., Berlin 1869, p. 173; *Allgemeine Zeitung des Judenthums*, 33 (1869), pp. 743-745; 34 (1870), pp. 186, 288; 35 (1871), p. 822; and 41 (1877), p. 280; *Israelitische Wochenschrift*, 1 (1870), pp. 247-248, 269; 3 (1872), pp. 269, 353-354; and 8 (1877), pp. 139, 367.

ondary grammar schools at which Jewish students experienced very little or no hidden or open antisemitic hostilities.” Although located in a neighbourhood with a less-than-average percentage of Jews, the proportion of Jewish students constantly rose and exceeded 30% by 1900. In any event, the school did not become a “Golden Ghetto” for the sons of Breslau’s Jewish bourgeoisie, but rather established itself as a highly exclusive and well-respected institution for the whole city. In a debate on the denominational character of the city’s schools in 1910, the mayor noted the *Johannesgymnasium*’s tremendous success with Christian as well as Jewish parents. The class background of the school’s graduates became increasingly exclusive. The number of the school’s students from a lower-middle class or working-class background consequently declined from about 14% to 7%.³⁹

In some instances, Breslau’s Jews experienced antisemitism in the city’s schools in the Wilhelminian era. The general trend, however, points to a high degree of inclusion rather than exclusion. Municipal authorities supported actual Jewish equality in the city’s schools; they were willing to integrate Jews as Jews. Strong opposition from the antisemitic Prussian bureaucrats, favouring notions of a Christian state, curtailed the city’s Liberal policies. Jews as individuals might be acceptable, but Judaism had to remain a second-class religion. Breslau Jews embraced the public school system, despite these limits, as it offered the necessary means for educational advancement. Those who hoped to establish a separate Jewish school system formed a small minority; even the majority of orthodox Jews derided them as backward.⁴⁰

After 1918, antisemitism made considerable inroads into the city’s schools, although in this case the contrast between the Wilhelminian and early Weimar era was not quite as marked as in the sphere of politics. Even if there had been isolated incidences of antisemitism in Breslau schools before 1914, after 1918 Jewish teachers and students encountered animosity and hostility more frequently. In 1921, when the municipal school board intended to transfer Willy Cohn to the *Viktoria* school, one of the city’s secondary schools for girls, the parents’ advisory council successfully schemed against his employment by using slander. The school board then transferred Cohn to the *Elisabeth-Gymnasium*, a secondary school traditionally employing only Protestants. Again the parents’ advisory council of the school protested against hiring a Jewish teacher. Only after the school board made it clear that it would not reconsider its decision did their resistance abate. Quite a few of the non-Jewish students were little better than their parents. In many of the city’s high schools they inscribed the school buildings with swastika graffiti, distributed thousands of antisemitic leaflets, and challenged the authority of Jewish teachers by openly displaying their animosity in class. By March 1921, the situation had

³⁹ Charlotte Schaeffer, ‘Bilder aus meiner Vergangenheit’, 1865–1890, ME 562, Leo Baeck Institute, New York, p. 29; Norbert Elias, *Norbert Elias über sich selbst*, Frankfurt a. Main 1990, p. 110; the mayor quoted in *Jüdisches Volksblatt*, 16 (1910), p. 482; see also Cohn, *Verwehte Spuren*, pp. 295–296; Wolfgang Pax, ‘Bist Du auch ein Johanneer? Erinnerungen an die 20er Jahre’, in *Mitteilungen des Verbandes ehemaliger Breslauer und Schlesier in Israel*, 41 (1977), p. 8.

⁴⁰ See for example the exchanges in *Jüdisches Volksblatt*, 10 (1904), pp. 337–338, 347–348, 381 and 16 (1910), pp. 48–49, 63, 485.

become so widespread that the municipal school inspector publicly acknowledged the pervasiveness of antisemitism in Breslau schools and called for immediate countermeasures.⁴¹

Throughout the Wilhelminian period and the Weimar era, private and public forms of sociability—particularly associational life and marriage patterns—also constituted an important facet of relations between Jews and other Breslauers. Few barriers limited Jewish inclusion in urban associations. With the exception of explicitly Christian and overtly antisemitic associations, the great majority were open to Jews, including sports clubs, choral, music and art societies, the Liberal section of Breslau Freemasonry, and numerous professional associations, as well as charity and welfare organisations which were also open to Jewish women.⁴² When antisemitism surfaced in associational life, Jewish members and the majority of Gentile members reacted strongly against it. In some cases, they voted antisemitic members off the boards and either elected decidedly Liberal or Jewish members as replacements.⁴³

After 1918, however, antisemitism became more pervasive in Breslau associational life. The local chapter of the *Alpenverein* effectively excluded Jews in 1921. Antisemitic members had tried the same move in 1888 but had failed and had themselves been forced to leave the association. And whereas several presidents of

⁴¹ See Willy Cohn, *Verwehte Spuren*, pp. 293–294; *JVZ*, 4th July 1919 ('Judenhetze in der Schule'), p. 6, and 24th March 1921 ('Antisemitismus und konfessionelle Schule'), p. 4; *Die Freie Meinung*, 14th February 1920 ('Aldeutsche Schüler'), No. 7, and 2nd October 1920 ('Ein antisemitisches Gymnasium. Das Elisabethaneum'), No. 41; *Schlesische Arbeiter-Zeitung*, 3rd April 1920 ('Volkserzieher'), No. 34; for similar complaints about antisemitism among high-school students in Düsseldorf and Nuremberg in 1920 and 1922 respectively, see Anthony Kauders, *German Politics and the Jews*, Oxford 1996, pp. 85, 96.

⁴² Other than the associations listed in van Rahden, 'Weder Milieu noch Konfession', pp. 422–423, see 'Rechenschaftsbericht des Breslauer Kindergarten-Vereins für die Geschäftsjahre 1915/1916 und 1916/1917' Breslau 1917 (APW, AMW III, 7363, f. 9); '70. Jahresbericht des Frauenvereins zur Speisung und Bekleidung der Armen in Breslau (Suppenanstalten) für 1902', Breslau 1902 (*ibid.*, 7435, f. 86); 'Fünftehnter Jahresbericht des Vereins für die Besserung der Strafgefangenen in der Provinz Schlesien', Breslau 1897 (*ibid.*, 7577, f. 195); 'Breslauer Radfahrer-Verein "Wratislavia" 1887/90. Mitgliederverzeichnis Mai 1902'; 'Mitgliederverzeichnis' in *Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens*, 21 (1887) ('Mitglieder-Verzeichnis'), pp. 448–463, and 35 (1901), pp. 390–414; E. Bohn, *Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens des Breslauer Orchester-Vereins*, Breslau 1887; *idem*, *Bohn'scher Gesangsverein: Hundert historische Concerte*, Breslau 1905, pp. 143–147; *Breslauer Orchesterverein Denkschrift*, Breslau 1912; L. Sittenfeld, 'Die Geschichte des Vereins "Breslauer Dichterschule"', [Breslau 1909]; 'Concertgesellschaft Casino. Statuten und Mitgliederverzeichnis 1868/69'; 'Schlesischer Museumsverein Mitgliederlisten'; unless otherwise noted material on Breslau associational life can be found in the Schlesisch-Lausitzschen Kabinett of the University Library of Breslau. On Jewish participation in Breslau Masonic Lodges see Stefan-Ludwig Hoffmann, *Zwischen Nation und Menschheit. Freimaurerlogen im 19. Jahrhundert*, PhD diss., Bielefeld 1998, which provides a most welcome follow-up to Jacob Katz, *Jews and Freemasons in Europe, 1723–1939*, Cambridge, Mass. 1970.

⁴³ *Allgemeine Zeitung des Judenthums*, 27th December 1888, p. 825; *Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens der Sektion Breslau des Deutschen und Österreichischem Alpenvereins*, Breslau 1902, p. 5; *Mitteilungen des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus*, 4 (1894), pp. 213, 246, 255, 279; W. Giese (ed.) *Antisemitisches Jahrbuch für 1898*, Berlin 1898, pp. 150–151.

the city's medical association had been Jewish before 1918, antisemitic doctors in early 1925 successfully founded a rival medical association that excluded Jews, and vigorously campaigned for a boycott of Jewish doctors.⁴⁴

While interaction in associations does not necessarily imply warm and amicable relations, intermarriages indicate the high degree of Jewish assimilation as well as inclusion in society at large, and provide a window into the margins of German-Jewish life. Although it is well known that Jewish-Gentile intermarriage rates rose considerably after 1900, the history of marriages between Jews and other Germans remains shrouded in myth. Few areas of general relations between Jews and other Germans have elicited comments by contemporaries as bizarre as those concerning intermarriages. For many Jewish and Gentile contemporaries, intermarriages indicated moral decay. Impoverished aristocrats or swanky lieutenants married rich Jewish women for their fortunes and together they made it to the front page of the *Simplicissimus*.⁴⁵ The sexologist Max Marcuse argued that a great number of those who intermarried were "neurotics" and that intermarriages reflected "psychological deformity" leading to "a no doubt often disrupted family life". Similarly, the sociologist Werner Sombart insisted that children of intermarriages lacked "mental balance". The rabbi and historian Arnold Tänzer and the Jewish doctor-demographer Felix Theilhaber issued an even more alarming verdict, arguing that the offspring of intermarriages frequently went on to a life of crime. Conflating his dislike of Left Liberals and mixed marriages, the Breslau Zionist Willy Cohn argued that it was "no coincidence that some Aryan democrats intermarried, as inconsistency was the essence of both Left Liberals and racial intermarriage." Zionists and Reform Jews, Liberal non-Jews and antisemites concurred in their negative assessments, an eclectic and jarring alignment that reflected widespread gender anxieties and resembled middle-class views of working-class, especially female, sexuality.⁴⁶

Historians have done very little to question these legends. Monika Richarz notes a "high incidence of intermarriages between Jewish women and members of the

⁴⁴ 'Streit zwischen jüdischen und christlichen Ärzten in Breslau 1923–1925', in CAHJP, Inv. 1434, 5; *Die Freie Meinung*, 11th October 1924 ('Die jüdischen Ärzte und ihr antisemitische Geschäftsführer'), No. 42, Supplement, p. 3. *Jüdische Zeitung für Ostdeutschland*, 18th November 1924 ('Breslauer Brief'), and 19th December 1924 ('Die judenfreien Berge').

⁴⁵ See the cartoon in Ruth Gay, *Geschichte der Juden in Deutschland*, Munich 1993, p. 191.

⁴⁶ For an overview of many contemporary (usually negative) appraisals see W. Hanauer, 'Die Mischehe', in *Jüdisches Jahrbuch* 3, 1929, pp. 56–58; Cohn, *Verwehte Spuren*, p. 281; for an assessment similar to Cohn's see Albert Reibmayr, 'Über den Einfluß der Inzucht und der Vermischung auf den politischen Standpunkt einer Bevölkerung', in *Politisch-Anthropologische Revue*, 1 (1901), Heft 1, quoted by the Breslau Zionist Aron Sandler in his *Anthropologie und Zionismus: Ein Populärwissenschaftlicher Vortrag*, Brünn 1904, pp. 41–42; Alan Levenson discusses the Zionist response to intermarriages in his 'German Zionism and Radical Assimilation before 1914', in *Studies in Zionism*, 13 (1992), pp. 21–41; for negative middle-class assessments of working-class sexuality see Carola Lipp, 'Die Innenseite der Arbeiterkultur. Sexualität im Arbeitermilieu des 19. und frühen 20. Jahrhunderts', in Richard van Dülmen (ed.), *Arbeit, Frömmigkeit und Eigensinn*, Frankfurt a. Main 1990, pp. 215–220; Cornelia Usborne, 'The New Woman and Generational Conflict. Perceptions of Young Women's Sexual Mores in the Weimar Republic', in Mark Roseman (ed.), *Generations in Conflict*, Cambridge 1995, pp. 150–154.

aristocracy". Dirk Blasius blames the relatively high divorce rate in Jewish-Christian marriages on "a long tradition of instability in Christian-Jewish marriages". Hannah Arendt and more recently Todd Endelman have argued that the statistics on intermarriage are misleading, since many of the "Christian" partners in mixed marriages were really converts from a Jewish background. Contrary to Arendt and Endelman but likewise without documentation, Alan Levenson, who recently completed a dissertation on intermarriage, claims that intermarriage led to "a severance of ties with the Jewish world".⁴⁷ There are, however, exceptions. Marion Kaplan and Frances Henry briefly but sensitively discuss mixed marriages, while Kerstin Meiring has just completed a thoroughly researched and cogently argued book on Jewish-Gentile intermarriages in Germany between 1850 and 1933.⁴⁸

The rising rate of intermarriage in Breslau mirrored patterns found in other large German cities. Between 1890 and the mid-1920s the intermarriage rate among Breslau Jews nearly quadrupled, from 11.2 to 39.2, peaking at 52.8 during the war years.⁴⁹ Jewish males in Breslau, unlike those in other major German cities, were only slightly more likely to choose a non-Jewish partner than were Jewish women. It thus seems improbable that intermarriage reflected a sexual disparity among Breslau Jewry, a demographic force that would have pressured either Jewish men or women to marry outside the Jewish fold. Between 1899 and 1908, the gender ratio among Jews marrying Catholics remained even, while Jewish women accounted for 51.4% of all Jewish-Protestant intermarriages. In the war and postwar years, however, the sexual ratio of Breslau Jews opting for intermarriage converged with national trends, with Jewish men accounting for about 55% of all Jewish-Catholic and all Jewish-Protestant intermarriages. With few exceptions, Jewish-Gentile marriages generally involved spouses of Jewish and Christian background. In over

⁴⁷ Monika Richarz, 'Jewish Social Mobility in Germany during the time of Emancipation', in *Year Book XX of the Leo Baeck Institute*, London 1975, p. 70; see also Lamar Cecil, 'Jew and Junker in Imperial Berlin', in *ibid.*, p. 49, who asserts that the Berlin Jewish high society entertained Junkers in order to marry their daughters to aristocratic Germans; Dirk Blasius, *Ehescheidung in Deutschland*, Frankfurt a. Main, 1992, p. 159. Todd M. Endelman, 'Conversion as a Response to Antisemitism in Modern Jewish History', in Jehuda Reinharz (ed.), *Living with Antisemitism: Modern Jewish Responses*, Hanover, N.H. 1987, p. 79; Hannah Arendt, *The Origins of Totalitarianism*, New York 1964, p. 64. While Arendt does not footnote her argument, a possible source might be Arthur Ruppin, *Die Soziologie der Juden*, vol. 1, Berlin 1930, p. 219. Alan T. Levenson, 'Reform Attitudes, in the Past, Toward Intermarriage', in *Judaism*, 38, (1989), pp. 321, 330; and *idem*, 'German Zionism', p. 36.

⁴⁸ Kerstin Meiring, *Zwischen den Welten: Christlich-jüdische Mischehe in Deutschland vom 19. Jahrhundert bis zum Ende der Weimarer Republik*, (forthcoming) Hamburg 1998; Frances Henry, *Victims and Neighbors: A Small Town in Nazi Germany Remembered*, South Hadley, Mass. 1984.

⁴⁹ The following comparative analysis of 407 Jewish-Gentile intermarriages and a sample of 228 intra-Jewish marriages in Breslau between 1900 and 1920 is primarily based on marriage records in the registrar's office of Breslau. I have also relied on published municipal statistics, see *Breslauer Statistik*, 27 (1909), p. 151, and 33 (1914), p. 78*; for the period after 1920, see also H. Philippsthal, 'Die jüdische Bevölkerung Breslaus', in *Breslauer Jüdische Gemeindezeitung* 8 (1931), p. 67.

350 recorded intermarriages between 1905 and 1920, only twenty involved former Jews as Christian spouses.

One of the most notable characteristics of mixed marriages in Breslau during this period is that working- and lower-middle class Jews were more likely to intermarry than middle-class Jews, a contrast especially glaring in the case of Jewish women. Only half of all intermarried Jewish women came from a middle-class background (53.7%), in contrast to more than three-quarters of all brides in intra-Jewish marriages (see Table I, p. 222).⁵⁰ Although a higher degree of antisemitism among the middle class may account for some disparity, different marriage strategies wielded a far greater influence. For the middle class, to a much higher degree than their working-class counterparts, marriage served to maintain and augment cultural, social, as well as economic capital. It was primarily the *Bürger* and the *Bürgerin* who had family fortunes to win or lose in marriage. With Jewish-Gentile intermarriages still a relatively recent phenomenon, members of the middle class were wary of taking the risky road of intermarriage; “marrying out of faith was not done” Steffi Granby, née Klinenberger, today recalls.⁵¹

At the same time, members of the middle class also tended to have a more sheltered adolescence than members of the working class, with strict mores limiting the opportunity for casual sexual relationships.⁵² In 1914, Lola Landau, daughter of a wealthy Jewish doctor from Berlin, met her first husband Siegfried Marck, the only son of Alfons Marck and a *Privatdozent* in philosophy at the University of Breslau, during a holiday trip to the Silesian mountains when she had just turned twenty. With both parents supervising their flirtation and encouraging their engagement, sense and sensibility rather than romance characterised the affair. “I would like to read Plato with you,” was Siegfried Marck’s way of proposing to her: “Do you like the idea?” While young Lola did like the idea in 1914, she soon became disenchanted and by 1919 their marriage had failed. In 1917, when riding a crowded streetcar in downtown Breslau, she encountered the man who would become her

⁵⁰ As Table I indicates, the contrast in class background was even more marked before 1895. These results, based on an analysis of the professions of the spouses as well as their fathers, should be used carefully, because class analysis based on professions is notoriously vague. For a discussion of the problems involved see Lüking/Hettling, *Bürgertum und Sozialstruktur*. The social structure of Jewish-Gentile intermarriages in Breslau mirrored patterns of the first wave of intermarriages in Berlin in the late eighteenth and early nineteenth centuries. As Steven Lowenstein has noted, intermarriages particularly involved men and women of “modest background”, especially when the bride was Jewish; see his *The Berlin Jewish Community. Enlightenment, Family, and Crisis, 1770–1830*, Oxford 1994, p. 115.

⁵¹ Steffi Granby, letter, London, 18th March, 1996; her father Sigmund Klinenberger owned a clothing factory in Breslau (letter of 9th September 1995). I would like to thank Steffi Granby for sharing her memories of Jewish-Gentile relations in Breslau with me.

⁵² Gunilla-Friederike Budde, *Auf dem Weg ins Bürgerleben: Kindheit und Erziehung in deutschen und englischen Bürgerfamilien*, Göttingen 1994, pp. 39–40, and *passim*; Reinhard Sieder, *Sozialgeschichte der Familie*, Frankfurt a. Main 1987, pp. 204–205; Lipp, ‘Die Innenseite der Arbeiterkultur’, pp. 222–224, 228, 230; Gerhard A. Ritter and Klaus Tenfelde, *Arbeiter im Deutschen Kaiserreich*, Bonn 1992, pp. 619, 623, 626–627.

second husband, the non-Jewish writer Armin T. Wegner. “On the last platform I noticed a striking figure,” she recalls in her autobiography, with a face “fair as if cut from a noble stone, and possessing a perfectly symmetrical beauty.” Meeting sporadically in literary circles and political meetings of the peace movement, they secretly entertained a passionate romance. Whereas her husband, who was involved with a student of his, was willing to separate, Lola Landau’s father tried to block both divorce and intermarriage by emotional blackmail. “If you get divorced to marry this person,” Theodor Landau remonstrated, “you might as well be dead. For me you won’t exist any more.”⁵³ Even if Lola Landau’s autobiography, written in response to her grief following Armin Wegner’s death in 1978, reveals the complex workings of memory, and even if their marriage was far from representative, Breslau marriage records convey a similar picture.

The rising number of mixed marriages developed in tandem with an independent and assertive “new woman”: women as much as men who intermarried were arguably pioneers of more egalitarian relations between the sexes undermining traditional gender hierarchies. Marriage records reflect that both Jews and Gentiles who intermarried, and particularly Jewish women, were more independent of their families, more adventurous and rebellious than partners in intra-Jewish marriages. While women in intra-Jewish marriages rarely worked, many intermarried women, both Jewish and Gentile, pursued a professional career, mostly as workers or petty clerks, at least until their marriage.⁵⁴ Jews, especially women, choosing a non-Jewish spouse were also less likely to be living with their parents. It is noteworthy that in an age when premarital sex was taboo, about a quarter of the intermarried couples had actually shared an apartment with their partner before marrying.⁵⁵

The marriage age of the spouses also reflected that partners in intermarriages formed part of a different crowd than those in intra-Jewish marriages. In particular, Jewish women who chose a Gentile groom were on the average slightly older (28 between 1905 and 1909) than their sisters in intra-Jewish marriages (26 in 1905); more importantly, they were much closer in age to their husbands than women in

⁵³ Lola Landau, *Vor dem Vergessen*, pp. 15, 64–65, 145. Theodor Landau later developed “interest and respect” for Armin Wegner; nevertheless he continued to treat him as an “unwelcome son-in-law, a stranger formally addressed by his last name.” (*ibid.*, p. 239).

⁵⁴ Between 1905 and 1909, 40% of all Jewish intermarried women had a job, in contrast to only 10% of all women in intra-Jewish marriages (1919–1920: 50% to 20%). It was unusual for women to be in employment before marrying and reflected badly on their families. “Im allgemeinen war es für die jungen Damen verpönt,” Adolph Asch, a Jewish lawyer from Posen, notes in his memoirs, “einen bezahlten Beruf zu haben. Auch weniger bemittelte Eltern und ärmere Witwen hielten meist ihre Tochter berufslos im Haus, um ein Herabsinken des Familienansehens zu vermeiden.” quoted in Monika Richarz (ed.), *Jüdisches Leben in Deutschland*, vol. 2, p. 230.

⁵⁵ Presumably as a live-in couple. On the taboo of premarital sex see Retallack, *Germany*, p. 63; Budde, *Auf dem Weg ins Bürgerleben*, p. 40; Franziska Lamott, ‘Virginität als Fetisch. Kulturelle Codierung und rechtliche Normierung der Jungfräulichkeit um die Jahrhundertwende’, in *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte*, 21 (1992), pp. 153–170. 24% of all Jewish women marrying a Gentile between 1905 and 1909 had lived with their future husbands, in contrast to only 4% of all women in intra-Jewish marriages.

intra-Jewish marriages. While only few intermarried women were ten or more years younger than their bridegrooms, in almost a third of all intra-Jewish marriages the husband was at least ten years senior to his wife. Finally, scrutiny of the witnesses at the wedding ceremonies suggests that intermarriage tended to be an individual choice, whereas spouse selection in intra-Jewish marriages remained influenced by families of both spouses. Between 1905 and 1920, only a third of all witnesses of mixed marriages were family members, in contrast to two-thirds in intra-Jewish marriages.⁵⁶ While the majority of intra-Jewish marriages continued to be arranged, those Jews, particularly women, who chose a Gentile spouse seem to have been an independent lot, listening less to family members than to their hearts. Even if Lola Landau omitted explicit mention of intermarriage in a programmatic article of 1929, she was probably recalling her own two marriages when she sharply contrasted the “economic institution of bourgeois marriage” to the “companionate marriage”. The latter united “the economically and intellectually independent woman ... with her informed views and matured heart, to the man as a comrade”.⁵⁷

The rate of divorce in mixed marriages remained low even if it was higher than in intra-Jewish marriages. The intermarriage of the Breslau Jew Franz Ungerleider and the Protestant Gabriele Jakubczik, who had married on 3rd April 1920 and got divorced on 26th June the same year, was anything but typical. True, in intra-Jewish marriages divorce was much less likely than in mixed marriages: only 4% of all Breslau intra-Jewish couples married in 1905 obtained a divorce, compared to 11% of intermarriages between 1905 and 1909. Yet even among intra-Jewish couples wed in 1920 18% successfully filed for divorce, mirroring the other side of the often over-hasty wartime weddings and the marriage epidemic of the post-war period which affected intra-Jewish marriage and intermarriage alike. And while 30% of all postwar intermarriages eventually led to divorce, had it not been for Nazi anti-Jewish policy the number of terminated intermarriages might well have remained at a little over 20%.⁵⁸ The fact that about four out of five Jewish-Gentile intermarriages remained intact may not indicate that they were all harmonious relationships; it suggests, however, that both Jewish and Gentile partners struggled to make their marriages work and generally speaking succeeded.⁵⁹

⁵⁶ The exact figures were: 31% to 64.9%, 1905–1909; 37% to 68.9%, 1919–1920.

⁵⁷ Lola Landau, ‘Die Kameradschaftsehe’, in *Die Tat*, 20, 11th February 1929, pp. 831–835; translated as ‘The Companionate Marriage’, in Anton Kaes *et al.* (eds.), *The Weimar Republic Sourcebook*, Berkeley 1994, pp. 702–703; for general context see Osborne, ‘The New Woman’, pp. 137–163; Ute Frevert, *Frauen-Geschichte: Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit*, Frankfurt a. Main 1986, pp. 146–199; Jean H. Quataert, ‘Writing the History of Women and Gender in Imperial Germany’, in Eley (ed.), *Society, Culture, and the State*, pp. 43–66.

⁵⁸ For the case of Ungerleider/Jakubczik see Standesamt Breslau, Standesamtsbezirk IV, 3 April 1920. Among couples who intermarried during World War I, only one out of five ended in divorce. On divorces in the early Weimar years see Blasius, *Ehescheidung in Deutschland*, pp. 157–59; Bessel, *Germany after the First World War*, pp. 231–33; Osborne, ‘The New Woman’, p. 154.

⁵⁹ The resistance of non-Jewish spouses to Nazi policies also attests to the tenacious bonds formed in intermarriages; see Nathan Stoltzfus, ‘Widerstand des Herzens. Der Protest in der Rosenstraße und die deutsch-jüdische Mischehe’, in *Geschichte und Gesellschaft*, 21 (1995), pp. 218–

It is misleading to equate intermarriage with total assimilation, because more than a third of the children in Jewish-Gentile marriages received a Jewish upbringing.⁶⁰ Even if the majority of children in intermarriages in Breslau were raised as Christians, a considerable number were raised as Jews, especially when the husband was Jewish.⁶¹ Being Jewish remained a meaningful option for the three children of Lola Landau and Armin T. Wegner. Addressing his daughter Sybille as “My child! My little Jewess!” Armin Wegner urged her to defend both her *Judentum* and *Deutschtum* when she entered school.⁶²

For some Jews, choosing a Gentile spouse represented the ultimate break with Jewish tradition. For others, it constituted one variety of what has been termed situational ethnicity, a concept which emphasises the high degree to which ethnicity is bound to social situations. Although the Jewishness of intermarried Jews was more problematic and fragile than for other Jews, it may well have been important and meaningful to them in some situations, such as family gatherings or religious celebrations, whereas in others it was not. Certainly their Jewishness was a new and unfamiliar sight and as such a disturbing phenomenon to both Jewish and Gentile observers, but it was also one of many ways to be Jewish in early twentieth-century Breslau.⁶³

The high degree of intermarriage suggests that the city’s social life offered ample opportunity for Jews and other Breslauers to develop more meticulous bonds of intimacy than has been assumed. This became especially true for the working and

247; *idem*, *Resistance of the Heart*, New York 1996; a fascinating inside view of the difficulties facing these marriages can be gleaned from the diary of Victor Klemperer, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933–1945*, 2 vols., Berlin 1995.

⁶⁰ It is generally assumed that Jews marrying Gentile spouses were “lost Jews”. Niewyk, *The Jews in Weimar Germany*, p. 98; Marsha L. Rozenblit, *The Jews of Vienna, 1867–1914*, Albany, N.Y. 1983, pp. 3, 127, Kaplan, *The Making of the Jewish Middle Class*, p. 81; Shmuel Ettinger, ‘The Modern Period’, in Haim Hillel Ben-Sasson (ed.), *A History of the Jewish People*, Cambridge, Mass. 1976, pp. 791, 860, 946.

⁶¹ In 1900, just under 40% of all children in Jewish-Christian intermarriages were Jewish, and in 1910 the figure was just below 30%. At the same time, in 1900 more than half of all children with a Jewish father and a Protestant mother, and a little under half of all children of a Jewish father and a Catholic mother, received a Jewish upbringing (the exact figures were 55.9%, and 47.1%).

⁶² Landau, *Vor dem Vergessen*, p. 274; It may be no coincidence that Wegner published a sympathetic account of the early Zionist settlements after travelling to Palestine with Lola Landau in the late 1920s (see *ibid.*, pp. 265–280 for their journey to Palestine); see the chapter ‘Jakobs Kampf mit der Erde’ in Armin T. Wegner, *Am Kreuzweg der Welten*, Berlin 1930; and *idem*, *Jagd durch das tausendjährige Land*, Berlin 1932; the German-Jewish press praised both books, see Nadja Stein, ‘Jakobs Kampf mit der Erde’, in *Blätter für die jüdische Frau*, 25th July 1930, and *Der Israelit*, 27th April 1933 [Armin T. Wegner, *Fällst du, umarme auch die Erde. Prosa – Lyrik – Dokumente*, Wuppertal 1974, p. 286].

⁶³ See Jonathan Okamura, ‘Situational Ethnicity’, in *Ethnic and Racial Studies*, 4 (1981), pp. 452–465; my argument builds on two seminal contributions to German-Jewish history by Marion Berghahn (*German-Jewish Refugees in England*, London 1984, pp. 9–46) and Shulamith Volkov, see her ‘Die Erfindung einer Tradition’. For a more extensive discussion see van Rahden, ‘Weder Milieu noch Konfession’, pp. 409–434. I am also indebted to Deborah Dash Moore’s insightful and provocative discussion of intermarriage in her *To the Golden Cities. Pursuing the American Jewish Dream in Miami and L.A.*, New York 1994, pp. 271–273.

lower-middle class, less for the middle class—a difference serving as a reminder that in the case of intermarriages, class considerably influenced the degree of German-Jewish inclusion. The turn-of-the-century Jewish discussion of intermarriages also revealed this class difference: the discourse primarily reflected middle-class Jews talking about working and lower-middle class Jews. Not surprisingly, they employed stereotypes about sexual mores similar to those found in the German middle class at large.

IV

It seems fair to say that Jewish integration in Breslau was higher than might have been expected. Wilhelminian Breslau was certainly not a model multicultural society. Much of the exclusion that German Jews generally experienced—in naturalisation proceedings, the military, the civil service, the judiciary and the universities—did not, however, originate with municipal governments, but rather in Conservative and traditional state politics. This discrimination hurt, and Jewish defence agencies joined forces with their Liberal allies to combat institutional prejudice. Contrary to Shulamith Volkov's assumption—representing the dominant view among scholars of German antisemitism—that “on the eve of World War I, antisemitism flourished in associations and organisations, in student organisations and among organised civil servants, teachers, lawyers and doctors,” the myriad forms of Jewish-Gentile interaction in residential patterns, schooling, associations and intermarriages indicate that, at least in Breslau, the walls of social antisemitism were less formidable. Exclusion directed against Jews was the exception, inclusion the rule.⁶⁴

The history of Jewish-Gentile relations in late Imperial Germany is a story of both success and of failure. Rather than simply constituting a prelude to the Holocaust, the experience of German Jews before 1918 can also be understood as part of the continuing conflict between competing notions of the modern state, namely between the concept of a homogeneous nation-state and multicultural forms of government and self-understanding that allow for and reflect diversity. Within certain limits, Breslau Jews could participate in many dimensions of social life without shedding their Jewishness. Indeed, Breslau Jews formed part of a larger community that allowed diversity within unity, simultaneously offering them a large measure of equality and allowing them to remain meaningfully Jewish.

⁶⁴ Shulamith Volkov, ‘Das geschriebene und das gesprochene Wort. Über Kontinuität und Diskontinuität im deutschen Antisemitismus’, (quote p. 58) and ‘Antisemitismus als kultureller Code’, both in Volkov, *Jüdisches Leben und Antisemitismus*, pp. 13–36, 54–75; see also Berding, *Moderner Antisemitismus*, especially pp. 110, 161–162; Werner Jochmann, *Gesellschaftskrise und Judenfeindschaft in Deutschland 1870–1945*, Hamburg 1988; Kampe, *Studententum und Judenfrage*; most recently Pierre Birnbaum and Ira Katznelson asserted “a growing partition of civil society into Gentile and Jewish clubs and associations by means of the widespread device of Aryan clauses”, see their ‘Emancipation and the Liberal Offer’, in Birnbaum/Katznelson (eds.), *Paths of Emancipation*, p. 7.

After war, revolution, post-war crises and inflation, relations between Jews and other Breslauers took a turn for the worse. While the socioeconomic position of Breslau Jews deteriorated after 1918, antisemitism intensified, making considerable inroads into expected and unexpected places in the fabric of Breslau's social life. In no area did Jewish-Gentile relations deteriorate as quickly as in the realm of politics. The democratisation of city politics led to a demise of communal Liberalism exacerbated by a surge of antisemitic violence which, at least for some, became an accepted means to political ends. The contrast between Jewish-Gentile relations in Wilhelminian and Weimar Germany was less severe, but still clearly discernible, in the areas of schooling and associational life. In both cases, antisemitic exclusion increased after 1918, appreciably permeating the fabric of social life. The crisis of the early Weimar Republic least affected informal and private aspects of Jewish-Gentile relations. The level of intermarriage remained high throughout the Weimar years. To Breslau Jews then, the Weimar Republic ultimately proved more a curse than a blessing. While it theoretically removed all qualifications directed against Jews that had marred the rule of law (*Rechtsstaat*) in Wilhelminian Germany, in reality the Jewish experience of antisemitism and discrimination reflected the growing chasm between the *Verfassungsideal* and the *Verfassungsrealität* in early Weimar Breslau. Yet, whatever the precise width of that chasm, the contrast between a high degree of Jewish integration in Wilhelminian Breslau and its rapid erosion after the First World War reminds us of how careful we need to be when drawing lines of continuity between Imperial and Weimar Germany, let alone Imperial and Nazi Germany.⁶⁵

⁶⁵ For important discussions of the question of continuity see Volkov, 'Das geschriebene und das gesprochene Wort'; Michael R. Marrus, *The Holocaust in History*, New York 1989, pp. 9–13; Donald L. Niewyk, 'Solving the "Jewish Problem": Continuity and Change in German Antisemitism, 1871–1945', in *Year Book XXXV of the Leo Baeck Institute*, London 1990, pp. 335–370; William W. Hagen, 'Before the "Final Solution": Toward a Comparative Analysis of Political Anti-Semitism in Interwar Germany and Poland', in *Journal of Modern History*, 68 (1996), pp. 351–381.

Table I: The Social Origins of Jewish Women in Intra-Jewish and Mixed Marriages in Breslau, 1874–1890 and 1905–1920

	1874 to 1899				1905 to 1920			
	Intra-Jewish Marriages		Jewish-Christian Marriages		Intra-Jewish Marriages		Jewish-Christian Marriages	
Social status of bride's father	No	%	No	%	No	%	No	%
Upper stratum/ bourgeoisie	322	72.7	36	35.6	171	75.0	79	53.7
Middle and lower middle strata	88	19.9	43	43.6	45	19.8	47	32.0
Lower stratum	29	6.5	17	16.8	6	2.6	15	10.2
Others	4	0.9	5	5.0	6	2.6	6	4.1
Total	443	100.0	101	100.0	228	100.0	147	100.0

Sources: Marriage records of Breslau Registry Offices I and II 1874–1894 (APW, USC Wrocław) and of Breslau Registry Offices I-IV 1905–1920, now at Urząd Stanu Cywilnego Wrocław.

Das Geistesleben
The Life of the Mind

PAUL MENDES-FLOHR

The *Kriegserlebnis* and Jewish Consciousness

I

The title of this paper bears as its pivotal concept a German term, *Kriegserlebnis*. No scholarly affectation is intended. For were we to translate *Kriegserlebnis* – the war experience – into English we would hardly convey the world of meaning, with all its dramatic inflections, connoted by the term. The German language knows two distinct words for experience, *Erlebnis* and *Erfahrung* – affective experience that takes place within the precincts of emotion and consciousness, and experience that unfolds in the concrete realm of physical and historical realia.¹ Hence the *Kriegserlebnis* was distinct from the actual experience (*Erfahrung*) of war, or even necessarily the moral and political aspects of battle; rather the *Kriegserlebnis* attested the spiritual and even aesthetic experience engendered by the war, both in the trenches and on the home front. Significantly, even the official military releases published periodically by the German military command had, besides battle reports, a special column devoted to *Kriegserlebnisse*.²

Why the war took on for Germans such spiritual dimensions lies beyond the purview of this paper. I will here do no more than simply note that both temporally and structurally the *Kriegserlebnis* was determined by the *Erfahrung* of four long, protracted years of war which eventuated in Germany's ignominious defeat, and the subsequent revolutions and birth of the Weimar Republic. German Jews shared fully in the *Kriegserlebnis*, but they did so with a special twist.³

¹ On the epistemological and cultural delineation of these contrasting terms see Joachim Ritter (ed.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, vol. 9, Basel-Stuttgart 1972, under 'Erleben, Erlebnis'.

² Cf. *Der Weltkrieg 1914–1918. Die militärischen Operationen zu Lande*, 9 vols. Im Auftrag gegeben vom Oberkommando des Heeres, bearb. im Reichsarchiv, Berlin 1925–1933.

³ See *Deutsches Judentum in Krieg und Revolution 1916–1923*. Ein Sammelband herausgegeben von Werner E. Mosse unter Mitwirkung von Arnold Paucker, Tübingen 1971 (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 25), especially the essay by Eva G. Reichmann, 'Der Bewußtseinswandel der deutschen Juden', pp. 511–612. George L. Mosse considers the effects of the battlefield experience on German-Jewish combatants in his *The Jews and the German War Experience, 1914–1918*, New York 1977 (Leo Baeck Memorial Lecture 21); Peter Pulzer, 'Der Erste Weltkrieg', in *Deutsche-jüdische Geschichte*, vol. 3, Munich 1997, pp. 356–380; Militärgeschichtliches Forschungsamt (ed.), *Deutsch-jüdische Soldaten 1914–1945*, Im Auftrag des Bundesministeriums der Verteidigung, 3rd ed., Freiburg 1987.

It was as if German Jewry mounted a roller coaster, whirling unpredictably from moments of euphoria to those of dread; bounding back and forth between heightened expectations and anguished disillusionment. Through the twists and turns, they in effect relived in capsulated but greatly intensified form the ambiguous fortunes of German Jewry since the Enlightenment, alternating between the promise of inclusion and the threat of exclusion. When the roller coaster – the *Kriegserlebnis* – finally came to a halt, German Jewry had not only to overcome vertigo, but also to make its way in an utterly new political terrain, the uncharted landscape of the first – and ultimately ill-fated – Liberal democracy in *Deutschland*.

Before exploring the Jewish *Kriegserlebnis* in detail, I wish to pause and make one further methodological observation. *Erlebnis* and *Erfahrung* are in practice correlated, but not in any direct, determinate fashion. One could not predictably say that such and such an *Erfahrung* begets such and such an *Erlebnis*. The dialectic is further compounded by the fact that even when an *Erlebnis* is shared by two or more individuals its cognitive and conative character may vary. For an *Erlebnis* is filtered through many imponderables, such as personal disposition, religious and ideological expectations.⁴ Accordingly, with respect to the German – as opposed to the specifically Jewish – *Kriegserlebnis*, especially of those who served at the front, as Robert Wohl reminds us:

“The front experience appears to have weakened some and strengthened others; to have driven some toward the Right and others toward the Left; to have given some the taste for war and violence and to have persuaded others to preserve peace at any cost; to have led some to identify with the dead and others to throw themselves into the enjoyment of life; to have made some more compassionate and others crueler.”⁵

This vast array of responses to the *Kriegserlebnis* was, of course, as true for Jews as it was for non-Jews. Yet when one considers the specific German-Jewish⁶ *Kriegserlebnis*, its attendant responses seem to have been far more uniform.

My explanation for this uniformity – which, to be sure, also displayed important variations – is adumbrated by my decision to commence and conclude this exposition with citations from Rabbi Leo Baeck (1873–1956), arguably the preeminent emblem of the German-Jewish Liberal ethos, and thus representative of the vast majority of his co-religionists.⁷ The first citation marks Baeck’s endorsement of the

⁴ Reinhart Koselleck’s twin concepts of “space of experience” (*Erfahrungsraum*) and “horizon of expectation” (*Erwartungshorizont*) point to the same dialectic to which I am alluding. See Reinhart Koselleck, *Futures past. On the Semantics of Historical Time*, Cambridge, Mass. 1985, pp. 267–288.

⁵ Robert Wohl, *The Generation of 1914*, Cambridge, Mass. 1979, p. 222.

⁶ The hyphen here is crucial. In this essay I am referring not to the *Kriegserlebnis* of individuals who happen to be Jewish – for whom Wohl’s characteristics would undoubtedly also apply – but rather to individuals who experienced the war on one level or another specifically as Jews. In the context of this essay, the hyphen in “German-Jewish” thus has a phenomenological denotation.

⁷ “Liberal ethos” refers to a given set of attitudes and what Koselleck calls “horizons of expectation” (see note 4). As such, “liberal ethos” is not necessarily coterminous with Liberal political and

Kriegesbegeisterung that swept Germany during the initial stage of the war; the second follows Germany's surrender and the subsequent revolutions. Both citations reflect an *Erlebnis* informed by a given perception, or rather vision, of German-Jewish relations, or more bluntly put, German-Jewish interests.

II

As already noted Jews shared fully in the German *Kriegserlebnis* – its initial enthusiasm and attendant disillusionment – but they also did so in a distinctive fashion. Hence, one speaks of a specific “transformation of consciousness” (*Bewußtseinswandel*) that occurred among Jews during the war and that profoundly affected the self-understanding, cultural and intellectual agenda of German Jewry.⁸ Indeed, the seeds that came to flower in the unprecedented efflorescence of Jewish cultural and religious life in Weimar Germany were sown in the experience of the Great War.

The outbreak in August 1914 of the Great War was greeted in Germany, in the words of Stefan Zweig, with “a rushing feeling of fraternity”.⁹ The sudden burst of patriotic emotions seemed to bind all Germans – irrespective of class and regional differences, religious affiliation and ethnic origin – with an elated sense of national purpose. On Wednesday, 5th August, two days after Germany's declaration of war, Jews throughout the Reich heeded the Kaiser's call to devote the day to special prayers on behalf of the Fatherland and its holy struggle. All Berlin's synagogues, Orthodox and Liberal, were filled to capacity. In the fashionable suburb of Charlottenburg, the Liberal Fasanenstraße synagogue, seating 2,000 worshippers, permitted hundreds to stand in the aisles, and still had to hold an additional service for the thousands more who continued to gather. Conducted by Rabbi Leo Baeck, both services began with the choir singing Psalm 130 using the tune to which it is sung at the most sacred rite of the Jewish calendar, the Day of Atonement. Rabbi Baeck

religious positions. Indeed, the political and religious views of German Jews were varied; see Jacob Toury, *Die politischen Orientierungen der Juden in Deutschland. Von Jena bis Weimar*, Tübingen 1966 (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 15). Nonetheless, a decidedly liberal ethos did characterise the vast majority of Jews, despite the specific positions they may have taken; see Shulamit Volkov, ‘The “Verbürgerlichung” of the Jews as a Paradigm’, in Jürgen Kocka and Allan Mitchell (eds.), *Bourgeois Society in Nineteenth-Century Europe*, Oxford-Providence, R.I. 1993, pp. 367–391. German Jewry's adoption of a liberal ethos was grounded in a specific constellation of historical factors determining its entry into modern German society and polity, or what may be referred to as the political and cultural dialectics of its *Verbürgerlichung*.

That is to say, German Jewry's attachment to a liberal ethos was governed by, again to use Koselleck's terminology, a specific “space of experience” and associated political and economic interests (“horizons of expectation”). While not strictly correlated with Liberal religious and political opinion, the overarching liberal ethos did, of course, tend to delimit the range of positions that German Jews would adopt; see Toury, *op. cit.*

⁸ Reichmann, *loc. cit.*

⁹ Cited in Roland N. Stromberg, ‘Redemption by War: the Intellectuals and 1914’, in *The Midwest Quarterly*, 20/3 (1979), p. 217.

then gave a sermon on Psalm 94:15 “For Judgement shall return unto Righteousness. And all the upright in heart shall follow it.”:

“... These difficult days have allowed us all to sense how the life of the Fatherland is ours and how the conscience of the [German] people resonates in our own. An awareness of justice and a clear conscience unite all of us. We [Germans of different faiths] understand each other because we understand our duty. This moral strength means more than a mass of numbers. It is not a war [for] land and wealth, but a war which will decide the culture and morality of Europe. Fate is now laid in the hands of Germany and in the hands of those who are on its side. We should pray to God and place our trust in Him, for prayer means to prove and sanctify oneself. This ethical consciousness will make Germany stronger and lead it to victory. We should thus meet the future courageously and humbly: justice will triumph.”¹⁰

The service concluded with a silent meditation and a blessing by Rabbi Baeck. On leaving the synagogue, the congregation spontaneously sang patriotic songs.

The intense and near-universal identification with the German cause in those initial days of the war was born out of a sense that the longed-for moment had arrived when German Jews would finally be fully accepted as fellow citizens. The excitement and joy aroused by this prospect were reinforced by the Kaiser’s declaration that he knew no parties nor religious confessions – “Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche” – and the positive steps taken by the government to correct many of the disabilities Jews still suffered, particularly in the civil service. The appointment in August 1914 of such a prominent Jew as Walther Rathenau to organise Germany’s economy to meet the exigencies of war only furthered the impression that the Jews were now at long last to be regarded as fully-fledged Germans.

More than ten thousand Jews, Orthodox no less than those of Liberal religious backgrounds, volunteered for military service. By the war’s end, 96,000 Jews had served in the Kaiser’s armies, of whom 12,000 died in action and 35,000 were decorated. And on the home front, Jews were not idle either. The war was viewed by virtually all sectors of German Jewry as a unique occasion to demonstrate its patriotism.

Swept by the general enthusiasm with which Germany went to war, Jews shared in the tendency to attach quasi-redemptive significance to the sense of community engendered by the *Kriegserlebnis*. Writing to a fellow-Zionist in September 1914, Martin Buber unabashedly declared: “Never has the concept of *Volk* been as palpable, as real for me as in these past weeks.” Continuing to express his conviction that Jews should share fully in the sacrifices of the German people, he exclaimed, “For anyone who wishes to survive these times, the words of John the Evangelist come to mind: He who loves his life, will lose it.” And Buber continues, “If we Jews truly feel, feel in the very marrow of our being, what this signifies, we would no longer need to resort to our old slogan, ‘Not by might but by spirit.’ No. For power (*Kraft*) and spirit are now one. *Incipit vita nova.*”¹¹

¹⁰ *Allgemeine Zeitung des Judentums*, 14th August 1914 (‘Der Betttag am 5. August’, No. 33, p. 385.

¹¹ Martin Buber to Hans Kohn, letter of 30th September 1914, in Grete Schaeder (ed.), *Martin Buber, Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten*, vol. 1, Heidelberg 1972, pp. 307f.

As events unfolded, Buber would radically alter his view of the war.¹² Initially, however, he even envisaged the war as an occasion for the establishment of a unique alliance between Germany and Jewry in “a world historical mission” to bring about the spiritual regeneration of the Orient, threatened by the same imperialist powers that were Germany’s enemies, and thereby help the West to overcome the crude materialism that so afflicted its soul.¹³

No less impassioned were the patriotic pronouncements by one of the leaders of Orthodox Judaism, Joseph Wohlgemuth (1867–1942). In a series of articles published in the journal of Orthodox Jewry which he edited, *Jeshurun*, and later published as a book, *Der Weltkrieg im Lichte des Judentums*, which had appeared in five editions by 1918, he called upon traditional Jews to acknowledge the justice of Germany’s cause and to assume the full burden of its defence. He celebrated the war as “eine große Zeit” – for one thing, the Kaiser’s armies would liberate Russian Jewry from the oppressive yoke of Czarist rule. But perhaps even more significantly, the war would allow traditional Jewry to demonstrate its unique compatibility with Germany and its culture. For the adherents of Orthodox Judaism, often pilloried because of their strict obedience to religious law, had, by virtue of their refined sense of duty, the necessary discipline to be exemplary soldiers.

There were, of course, dissenting voices, within both the Orthodox and the Liberal Jewish community, whose number and volubility grew during the course of the war.¹⁴ Increasingly people spoke, in the words of Sigmund Freud, of “war disillusionment”. Six months into the war, in a two part essay, ‘Zeitgemässes über Krieg und Tod’ (Thoughts for the Times on War and Death), the second of which was delivered as a lecture in Vienna to the B’nai B’rith, the Jewish fraternal order of which he was a long term member, Freud spoke of the general realisation that the war was not simply an exalted experience of fraternity and community. The cruel reality of the war left people morally and psychologically bewildered and disoriented:

“We cannot but feel that no event has ever destroyed so much that is precious in the common possessions of humanity, confused so many of the clearest intelligences, or so thoroughly debased what is highest... The individual citizen can with horror convince himself in this war of what would occasionally cross his mind in peace-time – that the state has forbidden to the individual the practice of wrongdoing, not because it wishes to abolish it, but because it desires to monopolise it, like salt and tobacco. A belligerent state permits itself every misdeed, every such act of violence, as would disgrace the individual.”¹⁵

¹² Paul Mendes-Flohr, *From Mysticism to Dialogue. Martin Buber and the Transformation of German Social Thought*, Detroit 1989, pp. 97–113.

¹³ Martin Buber, ‘Der Geist des Orients und das Judentum’, in *idem*, *Vom Judentum. Reden und Aufsätze*, 1st ed., Leipzig 1916, pp. 46–47. In post-war editions, Buber deleted this passage.

¹⁴ Rivka Horwitz, ‘Voices of Opposition to the First World War amongst Jewish Thinkers’, in *Year Book XXXIII of the Leo Baeck Institute*, London 1988, pp. 233–259.

¹⁵ Sigmund Freud, ‘Thoughts for the Times on War and Death’, in *idem*, *Complete Psychological Works. Standard Edition. XIV*, edited by James Strachey in collaboration with Anna Freud, London 1963, pp. 275, 279.

The war had disclosed the self-image of Central Europeans to be a lie; *Kultur* and *Bildung*, alas, did not, as had been arrogantly assumed, assure the attainment of a refined humanity and ennobled moral sensibilities. Civilised Europe, Freud sadly concluded, is manifestly capable of “barbarity”. Some consolation, he ironically adds, could be derived from the insight offered by psychoanalysis that “evil”, or rather, egoistic and aggressive impulses, are at best repressed but never eliminated from the soul of even the most cultured individual. And hence, “in reality our fellow citizens have not sunk so low as we feared, because they had never risen so high as we believed.”¹⁶

III

Freud spoke as a European. He did not address the specific disillusionment of his fellow Jews, although when he speaks of the war with its invidious nationalism as violating the cosmopolitan vision of a Europe in which peoples and cultures freely mingle, it may be suspected that he spoke more as a member of the *jüdische Bildungsbürgertum* than as a typical Austrian intellectual. One further suspects that he also shared the specific disappointment of his fellow Jews who regarded the war, or rather the *Kriegserlebnis* as marking their full integration into German culture and polity. But it was soon clear that the barriers between Jewish and non-Jewish Germans would remain, and, indeed, were in the course of the war strengthened, deepening the Jew’s sense of isolation.

As George Mosse has noted, Jews found themselves subtly excluded by the myths and symbols generated by the *Kriegserlebnis*, particularly the experience of battle.¹⁷ Naturally enough these myths and symbols were principally drawn from Christianity and German folk traditions. Hence, the most popular writer at the time, Walter Flex, would console his fellow Germans who mourned those who fell in battle, by assuring them that “the sacrifice of the best of our people is only a repetition willed by God of the deepest miracle of life..., the death of Christ. ... [Indeed]. Christ’s wine consists of German blood”.¹⁸ Those on the front lines were also often called upon to regard the possibility of their death as analogous to the passion and death of Christ.

Since “the common war experience meant accepting a shared symbolism”,¹⁹ Jewish sensibility and self-respect were naturally challenged. One response was to translate patriotic German sentiments into a Jewish vocabulary, such as was solemnly proclaimed at a memorial meeting for a young Berlin rabbi who had fallen in battle: “German courage and the heroism of the Maccabees are one and the

¹⁶ *Ibid.*, p. 285.

¹⁷ G. L. Mosse, *op. cit.*

¹⁸ Walter Flex, *Vom großen Abendmahl: Verse und Gedanken aus dem Feld*, Munich n.d., pp. 43, 5. Cited in G. L. Mosse, *op. cit.*, pp. 5, 6.

¹⁹ Mosse *op. cit.*, 8.

same.”²⁰ But such an exercise only highlighted the ambiguous situation in which Jews found themselves with respect to the symbolic discourse prevailing in the war. Sharing the “spirit of 1914”, they sought fuller integration into the Fatherland, but to accept unreservedly the symbolism of the war would be to further assimilation, the limits of which Jews had increasingly come to question, even before the war.

Further, as the war progressed, there was a marked tendency to weave these symbols and myths into an aggressive chauvinism that offended the Liberal sensibilities of the vast majority of German Jews. Thus, Jewish opinion, at least as expressed by its leadership, almost universally took exception to the Hymn of Hate (*Hassgesang*) – an immensely popular war poem against England written by a Jew, Ernst Lissauer, and which earned the praise of no less than the Kaiser himself.²¹ Finding themselves to be out of tune with the Kaiser and the chauvinistic turn that German patriotism was taking could only deepen the perplexity of German Jewry.

The perplexity was, paradoxically, even greater for those Jews who served at the front, where the camaraderie of the trenches afforded an intense sense of belonging to the Fatherland and a unity with their fellow German soldiers. Yet there was much in the life in the trenches that also reminded the Jews that they were different, and that despite assimilation there often remained a profound distance of sensibility and even culture between Jew and non-Jew. For many Jews, it was in the trenches that they came truly to know the Germans – the ordinary Germans – and to realise how separate their lives actually were. The difference was palpable not only in drinking and the telling of lewd jokes, but also in more serious conversation. A further, even more painful realisation was that the camaraderie of the trenches did not suppress the antisemitism of the average German that the Jew met in the army.

IV

The disillusionment and attendant sense of isolation wrought by such experiences were immeasurably deepened by the grand affront of the so-called *Juden-zählung* or census of Jews ordered by the Prussian war ministry in October 1916, to determine whether or not it was true, as rumour had it, that Jews were shirking their wartime responsibilities by dodging the draft and avoiding front-line service.²² Jews naturally felt degraded and humiliated by the census, and felt that they had been “branded” as an unpatriotic element, irrespective of the results of the census (which, conveniently, were never published). For many Jews the *Juden-zählung* was a

²⁰ M. Gudemann, *Zum Gedächtnis an Dr. Moritz Leven. 13. Dezember 1914*, Vienna 1914, p. 6.

²¹ Egmont Zechlin, *Die deutsche Politik und die Juden im Ersten Weltkrieg*, Göttingen 1969, pp. 97f.

²² See Werner T. Angress, ‘The German Army’s “Juden-zählung” of 1916. Genesis–Consequences–Significance’, in *Year Book XXIII of the Leo Baeck Institute*, London 1978, pp. 117–137; *idem*, ‘Dokumentation. Das deutsche Militär und die Juden im Ersten Weltkrieg’, in *Militär-geschichtliche Mitteilungen*, 19 (1976); and Zechlin, *op. cit.*, pp. 526–542.

critical moment in the crystallisation of a new direction to their Jewish identity. In a probing article published in 1919, the novelist Georg Hermann (1871–1943) pointed to the growing antisemitism highlighted by the *Juden­zählung*, and claimed that he expressed what thousands upon thousands of German Jews felt, if only inchoately. He declared that he always felt himself to be a German of the Jewish faith, proudly and deeply assimilated to German culture. He was first and foremost a German, and a Jew only out of “piety”. However, “now during the past five years all has changed”. On the scale on which German-Jews found themselves, Judaism was but a feather compared to *Deutschtum*. Alas, he lamented, in the course of the war the balance had shifted drastically.²³

Hermann’s *cri de coeur* caused a sensation, and manifestly echoed a widely shared feeling of hurt borne by German Jewry, badly bruised by its unrequited love for the Fatherland. Similar sentiments were voiced by Jakob Wassermann (1873–1933) in his *Mein Weg als Deutscher und Jude* (1921):

“Es ist vergeblich, das Volk der Dichter und Denker im Namen seiner Dichter und Denker zu beschworen. Jedes Vorurteil, das man abgetan glaubt, bringt, wie Aas die Würmer, tausend neue zutage. ... Es ist vergeblich, das Gift zu entgiften. Sie brauen frisches. Es ist vergeblich, für sie zu leben und für sie zu sterben. Sie sagen: er ist ein Jude.”²⁴

Rejected by his beloved Germany, Wassermann – like Hermann – affirmed his Jewish identity as a badge of defiant pride. As a *Trotzjude*, he assumed a self-consciously rootless, cosmopolitan posture. For other Jews, particularly of the younger generation, the experience of antisemitism led to a quest for a positive Jewish identity and a resolve to give it a spiritually meaningful content.

In an essay, ‘Unser Kriegserlebnis’, published just after the war, Ernst Simon (1899–1988), who had volunteered at 17 to serve in a field artillery unit and had been seriously wounded at Verdun, related how the experience of antisemitism in the Kaiser’s army led him from an utterly assimilated background to embrace Zionism.²⁵ Simon was also to become a pious, observant Jew, and an intimate associate of Franz Rosenzweig (1886–1929) and Martin Buber (1878–1965), who in the 1920s served as the fulcrum of a Jewish religious renaissance in Germany.

V

In his confession, Simon noted that the return to Judaism among Jewish soldiers in the Kaiser’s armies was prompted by varied experiences. In his case, it was antisemitism. For others, who served on the eastern front, it was the encounter with

²³ G. Hermann, ‘Zur Frage der Westjuden’, in *Neue Jüdische Monatshefte*, III (10th/25th July 1919), pp. 400–402.

²⁴ Jakob Wassermann, *Mein Weg als Deutscher und Jude*, Berlin 1921, p. 7.

²⁵ E. Simon, ‘Unser Kriegserlebnis’, in *Jüdische Jugend*, 1. Heft (1919), pp. 39ff.; also in *idem*, *Brücken. Gesammelte Aufsätze*, Heidelberg 1965, pp. 17–22.

East European Jewry.²⁶ Indicative of the often radical transformation of the German Jewish consciousness was the changed perception of the *Ostjuden*, previously almost universally reviled. As the Kaiser's armies occupied regions of the Czarist empire, they encountered traditional Jewish masses, largely untouched by Western culture. Although many German Jewish troops were repelled, others tended to hold their eastern brethren in awe.

In May 1918, Franz Rosenzweig – while still seeking to clarify the philosophical ground of his own dramatic turn from assimilation, which had brought him to the threshold of the baptismal font, to an affirmation of Jewish religious faith – was sent to an officer training course in Rembertow, near Warsaw, which had a large traditional Jewish population. In a letter to his mother, he reported his impressions:

“... The Jewish boys are magnificent, and I felt something I rarely feel, pride in my race, in so much freshness and vivacity. Driving through the town too, I was impressed by the masses of Jews. Their costume is really very attractive, and so is their language ... I noticed that what, among us, is characteristic only of the upper stratum [of Jews] is here typical; I mean the extreme alertness, the ability to place each trivial detail in an interesting context. If you tease a toddler by telling him he's crafty, he answers you with a diatribe on craftiness that might have come out of Shakespeare. I can well understand why the average German Jew no longer feels any kinship with these East European Jews: actually we have very little such kinship left; he has become philistine, bourgeois. ...”²⁷

Implicit in Rosenzweig's semi-romantic appreciation of East European Jewry is his own discontent with German Jewry, its assimilation and *embourgeoisement*. The innocence of Eastern European Jewry, viewed as proudly resisting the enticements of Western civilisation, seems to have served Rosenzweig as a counter-image of a German Jewry deemed to have grown spiritually and intellectually flaccid through bourgeois comforts and conceits. Undoubtedly the most poignant expression of the Western Jew's self-abnegating affirmation of the pristine dignity of their unjustly maligned brethren of Eastern Europe was Franz Kafka's penitent cry: “And I should like to run to those poor Jews of the ghetto, kiss the hem of their coats, and say not a word. I should be completely happy if only they would endure my presence in silence.”²⁸

VI

The changes in Jewish consciousness engendered by the *Kriegserlebnis* attained their most sustained articulation in the pages of *Der Jude*, the literary and political review founded by Buber in April 1916 at the height of the war. The very name of the journal is significant. For the term “Jew” was still in many quarters a term of

²⁶ See Steven E. Aschheim, *Brothers and Strangers. The East European Jew and German Jewish Consciousness, 1800–1923*, Madison 1982, pp. 139–214.

²⁷ Letter to his mother, 23rd May 1918, in Franz Rosenzweig, *Briefe*, edited by Edith Rosenzweig with the assistance of Ernst Simon, Berlin 1935, p. 319.

²⁸ Gustav Janouch, *Gespräche mit Kafka*, Frankfurt a.M. 1961, pp. 40f.

abuse, one that many Jews continued to regard as a badge of shame. As a university student, a former classmate noted, Buber himself was given to “a heinous Jewish antisemitism” and employed the term “Jewish”, as an insult, self-consciously reflecting the prevalent Gentile opinion.²⁹ It was only on joining the Zionist movement in 1898 that he would call himself a Jew without apology or embarrassment.

The *Kriegserlebnis*, Buber now claimed, had in effect further rehabilitated the term “Jew”. Innumerable Jews had undergone in the war a change in consciousness, allowing them to affirm proudly their belonging to the Jewish people, a *Schicksalsgemeinschaft* with its own distinctive vocation, tasks and responsibilities.

Boldly bearing on its masthead in large print the words *Der Jude*, Buber’s journal appeared on a regular basis for almost ten years, and became one of the most interesting serious journals of Weimar Germany. Among its contributors were representatives of the pantheon of German-speaking Jewry – among others, Leo Baeck, Eduard Bernstein, Hermann Cohen, Franz Kafka, Gustav Landauer, Franz Rosenzweig, Arnold Zweig – representing virtually all shades of opinion; prominent non-Jewish authors also occasionally appeared on its pages. Projecting Jewish pride and solidarity, *Der Jude* provided probing, unflinching reflections on Judaism, Jewish identity, and Jewish affairs and culture.

Although Buber was a Zionist, *Der Jude* was not an ideological forum for the movement. It did, however, assume some central premises of Zionism regarding the unity of the Jewish people, their ethnic or national character, and the legitimacy of a secular definition of Jewish culture. Further, the journal also accepted the Zionist assumption that assimilation was dishonourable and that its ideology and achievements should be radically reassessed. It was Buber’s prescience which realised that these presuppositions would in the course of the war and its aftermath be shared by a growing number of German Jews who would not necessarily be prepared to draw Zionist conclusions. Indeed, in conformity with these assumptions, *Der Jude* represented the emergence within German Jewry of a new self-conception, signifying a subtle but radical break with the Jewish self-definition that had crystallised in the nineteenth century and which held that Judaism is merely a religious denomination. Marking a transition from “a confession to a culture”,³⁰ this new understanding of Jewish identity points to the post-assimilatory character of an articulate minority that was to set the tone of much of Jewish life in Weimar Germany.³¹

²⁹ Ahron Eliasberg, ‘Aus Martin Buber’s Jugendzeit’, in *Blätter des Heines-Bundes*, 1/1 (1st April 1928), p. 4.

³⁰ Ismar Schorsch, ‘German Judaism. From Confession to Culture’, in *Die Juden im Nationalsozialistischen Deutschland/The Jews in Nazi Germany 1933–1945*, herausgegeben von Arnold Paucker mit Sylvia Gilchrist und Barbara Suchy, Tübingen 1986 (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 45), pp. 67–73.

³¹ See Michael Brenner, *The Renaissance of Jewish Culture in Weimar Germany*, New Haven, Conn. 1996.

VII

Before entering the Weimar Republic, Germany had to endure one further crisis, which would put a distinctive stamp on the destiny and consciousness of German Jewry. The revolutions that swept a defeated, exhausted Germany between November 1918 and May 1919, found Jews in the forefront. The conspicuous role of Jews in those upheavals caused German Jewry untold embarrassment and consternation. "Zu viele Juden an Spitze!" (Too many Jews at the top) declared the headline of one Jewish newspaper.³² In the mind of Jew and non-Jew alike, the revolutions that inflamed Germany were preeminently a Jewish affair. As an antisemitic author sarcastically notes, "In Magdeburg it is Brandes, in Dresden Lipinsky, Geyer and Fleissner, in the Ruhr Markus und Levinsohn, in Bremerhaven and Kiel Grünewald and Kohn, in Pfalz, Lilienthal and Heine."³³ The fact that the Jews were also at the helm of the contemporaneous left-wing revolutions in Hungary and Russia only served to reinforce the popular association of Jews with revolutionary politics. Antisemites would be indifferent to the fact that "the radicals hardly typified the Jews as a whole",³⁴ and that, indeed, few of the radicals regarded themselves as Jews, and certainly would not claim to represent Judaism or Jewish interests. Nonetheless, the Jewish community as a whole was stigmatised. The cleavage between Jew and non-Jew, which seemed to have closed in the dramatic first days of the war, now appeared wider than ever. It was once again Franz Kafka who would give poignant expression to the anxieties that gripped German Jewry. Upon overhearing a conversation of German guests in a hotel dining-room, he reported to a friend, „They don't forgive the Jewish socialists and communists a single thing; they drown them during the soup and quarter them while carving the roast."³⁵

VIII

On 16th February 1919, Leo Baeck addressed Berlin's institute for the training of Liberal rabbis and Judaic scholars, the *Hochschule für die Wissenschaft des Judentums*. It was a month since the bloody suppression of the Spartakus Revolt and the murder of its leaders, including the Polish Jewess Rosa Luxemburg, and five days prior to the assassination of Kurt Eisner in Munich. In his address, entitled 'Heimgegangene des Krieges' (Lost in the War), Baeck preferred to overlook the radicals' attempt to

³² *Deutsche Israelitische Zeitung*, Munich (28th November 1918); cited in Reichmann, *loc. cit.*, p. 554.

³³ Jacques Benoist-Méchin, *Histoire de l'Armée allemande*, vol. 2, Paris 1964, p. 216, cited in Saul Friedländer, 'Die politischen Veränderungen der Kriegszeit und ihre Auswirkungen auf die Judenfrage', in *Deutsches Judentum in Krieg und Revolution*, *op. cit.*, pp. 51f.

³⁴ Donald L. Niewyk, 'The German Jews in Revolution and Revolt, 1918–1919', in *Studies in Contemporary Jewry. An Annual*, 4, edited by Jonathan Frankel, New York 1988, p. 41.

³⁵ Franz Kafka, *Briefe, 1902–1924*, Frankfurt a.M. 1975, p. 275.

seize control of the German revolution, and focused instead on the initial impulse of the revolution to establish a Liberal constitutional democracy.³⁶

Baeck appealed to his audience not to view the efforts to found a Liberal democracy as being imposed by circumstance, but as emerging dialectically from forces within German history and thought. He identified two forces that for more than a century had competed for the soul of Germany. The first was the conservative and authoritarian force represented by Lutheranism. The social doctrines associated with Martin Luther, which were essentially antagonistic to Judaism, led ineluctably to the paternal police state that, as Baeck implies, was ultimately responsible for that political debacle and moral outrage called the World War. The other competing force, according to Baeck, was the Prussian Enlightenment, animated by the democratic spirit and Kantian philosophical principles, which, reaching back (via Luther's rival Calvin) to Jewish messianic teachings, held that a person has a "duty (*Pflicht*) to improve the world, and to place one's work and political life (*Staatsleben*) at the service of morality".³⁷ The war had witnessed the collapse of the Lutheran political principle, and the revolution the victorious ascendancy of the Prussian Enlightenment. With a note of restrained joy, Baeck adds, the triumph of the latter – which he emphasises, is the same force that sponsored the emancipation of Jewry – is surely welcomed by German Jews. For "Prussian idealism with its optimistic belief in the future of all humankind has retained a home within the Jewish communities."³⁸

There is more hope than conviction in Baeck's words. After all, the infant Republic, which less than a month before his lecture had held its first elections, was still threatened from the Left and Right. He also undoubtedly realised that Weimar was chosen as the site of the Republic's first National Constituent Assembly not because of its association with the memory of Goethe and Schiller, and the spirit of enlightened Liberalism, but rather because of its distance from the turmoil in Berlin. Baeck also knew that, as the historian Detlev J.K. Peukert observed:

"The Weimar Republic did not come into being as the result of an heroic act, or of an act which national mythology could represent as heroic; it was not conceived as a brave new world. Rather, it was the product of complex and painful compromise, of defeats and mutual concessions."³⁹

As such, the Republic was not born of a national consensus, evoking "an active commitment" to sustaining it.⁴⁰ Thus, to cling to the symbolism of Weimar, as Baeck and other democrats would, was indeed an act of hope, if not of desperation.

Significantly, Baeck concluded his lecture with an commentary on a passage from the biblical book of *Kohelet*, "A generation (*Geschlecht*) goeth, and a generation

³⁶ Leo Baeck, 'Heimgegangene des Krieges. Über den preußischen Staat', in *Jahresbericht der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums*, Berlin 1919; reprinted in *idem*, *Wege im Judentum. Aufsätze und Reden*, Berlin 1933, p. 383.

³⁷ *Ibid.*, p. 387.

³⁸ *Ibid.*, p. 390.

³⁹ Detlev Peukert, *The Weimar Republic. The Crisis of Classical Modernity*, New York 1992, p. 6.

⁴⁰ *Ibid.*

cometh, and the earth (*Erde*) endureth forpever.” (1:4) Baeck suggests that the text may be read with the reverse meaning. “An earth goeth, and an earth cometh, and humankind (*Menschengeschlecht*) endureth forever.”⁴¹ Times – and often the “earth”, the ground upon which one stands – change, but the human being, and thus also moral duty, remains. “Work and forward-looking commitment is, therefore, the commandment (*Gebot*) to which we are bound.”⁴² And it was with such hope as a moral – and existential – imperative, that Baeck and the vast majority of Jews emerged from the *Kriegserlebnis*, and with which they greeted the Weimar Republic.

⁴¹ Baeck, *loc. cit.*, p. 400.

⁴² *Ibid.*

MARION NEISS

Jiddische Zeitungen und Zeitschriften im Berlin der Weimarer Republik

Die Vielfalt des Berliner Zeitungswesens während der Zeit der Weimarer Republik ist in zahlreichen Veröffentlichungen immer wieder hervorgehoben worden. Die großen Verlagshäuser von Mosse, Ullstein und Scherl prägten mit ihren täglich erscheinenden Morgen-, Mittag- und Abendblättern, Illustrierten und Magazinen die Presselandschaft der Metropole. Doch in allen Darstellungen über die „Zeitungstadt Berlin“ wird die Emigrantenpresse weitgehend vernachlässigt, was insofern erstaunt, als das Berlin der 20er Jahre Zufluchtsort Hunderttausender Flüchtlinge aus Osteuropa wurde, die ein reiches kulturelles Leben entfalteten, zu dem auch ein ausgeprägtes Pressewesen gehörte. Den zahlenmäßig wohl bedeutendsten Personenkreis bildeten die etwa 300000 Exulanten aus dem Sowjetrussischen Gebiet, der sich aus Russen, Ukrainern, Rußland-Deutschen und Juden zusammensetzte. Bürgerkrieg und Revolution trieben alle Schichten der Bevölkerung des untergegangenen Zarenreiches gen Westen, unter ihnen ein große Zahl Intellektueller, Künstler und Schriftsteller, wie Ilja Ehrenburg oder Vladimir Nabokov. Dieser russischsprachigen „Intelligenzija“ ist es zu verdanken, daß Berlin in den 20er Jahren zum kulturellen Zentrum Europas wurde. Russische Theater, Schulen, Akademien und wissenschaftliche Institute etablierten sich in kurzer Zeit, und bis 1924 wurden 86 russische Verlage gegründet, die neben einer enormen Buchproduktion fünf Tages- und 14 Wochenzeitungen verlegten¹.

Unter den osteuropäischen Emigranten waren aber auch Wanderarme, Staatenlose und Menschen, die den Hungerkatastrophen an der Wolga und aus der Ukraine entronnen waren und auf der Suche nach einer besseren Zukunft in Berlin strandeten. Unter dem Zustrom der Heimlosen befanden sich auch Tausende osteuropäische Juden, deren wirtschaftliche Existenz durch Pogrome oder administrative wirtschaftspolitische Repressionen vernichtet war². Das Immigrationsziel der mei-

¹ Karl Schlögel, ‚Berlin: Stiefmutter unter den russischen Städten‘, in: *Der große Exodus. Die russische Emigration und ihre Zentren 1917 bis 1941*, hrsg. von Karl Schlögel, München 1994, S.244.

² Von 1918 bis 1921 hatte die sowjetische Regierung gegen den Privathandel strenge Maßnahmen ergriffen, wie z. B. hohe Besteuerung, Verhaftungen etc. Mit Beginn der „Neuen Ökonomischen Politik“ im Jahre 1921 wurden zwar dem Privathandel, der etwa 2/5 der jüdischen Bevölkerung ernährte, mehr Zugeständnisse gemacht, aber wenig später wurde die jüdische Handelschicht aus ihren Positionen gedrängt.

sten waren die Vereinigten Staaten von Amerika, und sie betrachteten Berlin nur als Zwischenstation. Durch den Emigrationsstrom zu Beginn der 20er Jahre wuchs die Zahl der in Berlin lebenden Ostjuden von 13000 (1910) auf ca. 44000 (1925). Sowohl ihre Kleidung als auch ihre Sprache unterschieden sie von den anderen osteuropäischen Emigranten. Das sogenannte Scheunenviertel, direkt an das Zentrum Berlins angrenzend, wurde das Auffangbecken für das Gros dieser verarmten Gruppe und sollte das Elendsquartier bleiben für diejenigen, denen eine weitere Emigration nach Übersee nicht gelang. „Fast jedes Haus hat hier eine Aufschrift in hebräischen Buchstaben. Hier sind zahlreiche kleine Betstuben der Ostjuden, ungefähr zehn orthodoxe jüdische Hotels, auffallend viele Partiewarengeschäfte und Trödelhandlungen. Auch eine Buchhandlung und Leihbibliothek ist hier, die fast nur von russischen Juden benutzt wird. Auch die in jüdischer Sprache erscheinenden Zeitungen werden fast nur von ihnen gelesen.“³

Über jiddischsprachige Zeitungen und Zeitschriften, die im Berlin der 20er Jahre gedruckt und vertrieben wurden, ist bisher nur wenig bekannt, und mit Ausnahme von drei Titeln wurden diese Presseerzeugnisse in Deutschland auch nicht archiviert. Das fehlende Interesse an ihrer Konservierung beklagte bereits 1924 der Journalist J. Klinow in der *Jidischen Illustrierten Zeitung*: „Vier Universitäten – nämlich Berlin, Leipzig, Münster und Köln – haben einen ständigen Lehrstuhl für Zeitungswissenschaften eingerichtet. An den Universitäten Freiburg, Kiel, Hamburg, Breslau, Bonn und Göttingen wurden Kurse eingerichtet, die sich mit der Geschichte der Presse, deutscher wie ausländischer, mit dem Zusammenhang von Presse und öffentlicher Meinung, ihrer historisch-politischen Bedeutung, ihrer Wirkungsmöglichkeit, der Geschichte des Zeitungsdruckes, des Reklameteils und vieles andere mehr, beschäftigen. Dies ist eine große Arbeit, eine sehr nützliche Arbeit, und mit einem Wort, dieses neue Wissenschaftsgebiet ist lebendig. In Deutschland erscheinen jetzt insgesamt 9864 Zeitungen. Das ist ein weites Feld, um die Gegenwart zu beleuchten und, wenn jetzt fleißig gearbeitet wird, ein noch größeres Feld, einmal die Vergangenheit zu studieren. Man muß kein deutscher Patriot sein, um zu behaupten, daß jetzt, wenn die Deutschen, die meisterhaften Sammler, sich langsam und mit Begeisterung in die Sache hineingraben, sie eine feste Grundlage für eine Presse-Wissenschaft legen werden. In allen Zeiten gab es bei den Deutschen sogenannte Liebhaber, die einen Sport getrieben haben mit dem Sammeln von Zeitungen, und von denen einige Kollektionen im Germanischen Museum liegen, in Aachen und anderswo. Und bei uns? Es gibt da auch Sammler von allerlei Sparten – bloß keine Zeitungssammler. Von einem Londoner Rothschild weiß man zum Beispiel, daß er alle seine Tage mit dem Sammeln von seltenen Schmetterlingen zubrachte. Von einem eifrigen Zeitungssammler haben wir noch nichts gehört. Es gibt keinen Katalog jiddischer Zeitungen, weder von den früheren, noch von den jetzigen. Und das, was täglich mit Mühe geschaffen wird, geht dahin mit dem Wind und mit dem Rauch.“

³ Klara Eschelbacher, *Die ostjüdische Einwanderungsbevölkerung der Stadt Berlin*, Phil. Diss. Berlin 1920 (Masch.Schrift), S. 19.

Bei den Deutschen ist die Presse nur eines von den politischen Werkzeugen. Aber bei uns ist die Presse das einzige politische Werkzeug. Sie ist Parlament und Botschaft, sie ist in unserer Geschichte die einzige Schafferin der gesellschaftlichen Meinung. Aber was ist geblieben von der jiddischen Presse der Vergangenheit? Wo sucht man sie? Und wieviele Werke sind ihretwegen – außer ein paar vereinzelt Büchern – geschrieben worden? Was wissen wir über die Zahl der Mitarbeiter in einer jiddischen Zeitung? Wieviel Journalisten arbeiten dort? Wer einmal versucht hat, sich eine komplette jiddische Zeitung, von heute oder von früher, zu beschaffen, der weiß, welche Beziehung wir zu unserer jiddischen Presse haben.“⁴

Klinows Fragen um Verbleib und Wissen dieser Druckerzeugnisse sind auch heute nur ungenügend zu beantworten. Leo und Renate Fuks, die sich intensiv mit der jiddischen Literatur und Presse befaßt haben, listen in ihrem Artikel über jiddische Publikationen während der Weimarer Republik 17 Zeitschriftentitel auf, weisen aber gleichzeitig darauf hin, daß es mehr Zeitungen gegeben haben muß⁵. In der Tat erschienen in Berlin während der ersten 30 Jahre unseres Jahrhunderts mindestens 35 jiddischsprachige Periodika. Gemessen an der jiddischen Presse in Polen, mit z. B. 151 Titeln im Jahr 1928, mag die Zahl der jiddischen Druckerzeugnisse in Berlin unbedeutend erscheinen. Dennoch sollten diese Zeitungen nicht ignoriert werden, denn ihre Herausgeber stellten mit ihrer Initiative den ostjüdischen Emigranten in Berlin Presseorgane zur Verfügung, deren breites Spektrum sie über das politische und kulturelle Leben informierte.

Die Gründe der „Blütezeit“ des jiddischen Pressewesens im Berlin der 20er Jahre lagen im Zusammenwirken mehrerer Faktoren. Zum einen waren es die geringeren Herstellungskosten, zum anderen die Initiative einiger osteuropäischer Publizisten und Journalisten, wie auch innerjüdische politische Parteienkämpfe und letztlich die Leserschaft, die sich von 1910 bis zum Jahre 1925 verdreifacht hatte⁶. So wurde Berlin zu Beginn der 20er Jahre „das Zentrum eines zwar kurzlebigen, aber pulsierenden Mikrokosmos der jiddischen Kultur, der die jiddischsprachige Welt beeinflußte, und das Publikum wartete sehnsüchtig auf jiddische Druckerzeugnisse“, so das Urteil von Leo und Renate Fuks⁷. Kritischer beurteilte die Zeitung *Unser Bewegung* 1922 diese Entwicklung: „Bei uns wachsen die Verlage wie Pilze nach dem Regen aus dem Boden. Es scheint, als würde es bald mehr Menschen geben, die sich mit dem Literaturgeschäft abgeben, als es Leser gibt. Man gründet Verlage, kauft etliche Manuskripte und macht dabei ein gutes Geschäft. So wie man während des Krieges mit Leder oder Margarine gehandelt hat, handelt man heute mit Verlagen. Geht das Geschäft nicht, wird sich schon jemand finden, der den Verlag abkauft, mitsamt den Büchern und manchmal auch gleich die Autoren mit dazu.“⁸

⁴ *Jidische Illustrierte Zeitung*, 31. Oktober 1924.

⁵ Leo und Renate Fuks, 'Yiddish Publishing Activities in the Weimar Republic, 1920–1933', in: *Year Book XXXIII of the Leo Baeck Institute*, London 1988, S. 434.

⁶ Die Zahl von 44000 ausländischen Juden ist selbstverständlich die offizielle Zahl; wieviele Ostjuden sich in Berlin illegal aufgehalten haben, entzieht sich aller Kenntnis.

⁷ Leo und Renate Fuks, 'Yiddish Publishing Activities', *loc. cit.*, S. 421.

⁸ *Unser Bewegung*, 1. Juni 1922.

Die Qualität der Druckerzeugnisse mag für viele Zeitgenossen nicht immer befriedigend gewesen sein, dennoch stellten diese Publikationen, und hier vor allem die Zeitungen und Zeitschriften, für die ostjüdische Bevölkerung ein wichtiges Kommunikationsmittel dar. Sicherlich waren viele Menschen nicht in der Lage, eines der Blätter zu abonnieren oder einzelne Hefte zu kaufen, aber sie waren zugänglich in den Arbeiterlesehallen, in den Parteilokalen, in den Büros der jüdischen Hilfskomitees und den Arbeiterkulturvereinen.

Fundorte, Bestände und inhaltliche Ausrichtung

Weder im Deutschen Zeitungsmuseum Merseburg noch im Internationalen Zeitungsmuseum der Stadt Aachen oder im Institut für Zeitungsforschung in Dortmund sind jiddische Periodika erhalten. Der Katalog *Berliner Zeitungen und Wochenblätter in Berliner Bibliotheken vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, von der Staatsbibliothek Berlin 1991 erstellt, weist keinen Titel einer jiddischen Zeitung auf. Lediglich die *Bleter for jidische Demografie, Statistik und Ekonomik* befinden sich in einem Berliner Universitätsinstitut. Ein weiterer Titel, *Der Onhejb. Sammelbuch far Literatur un Wisnschaft* ist in Berliner Privatbesitz, und das jiddische Kunstjournal *Milgroim* wird in der Staatsbibliothek Berlin archiviert. *Milgroim* stellt das jiddische Pendant zum hebräischsprachigen Journal *Rimon* dar, wobei sich *Rimon* der neuen hebräischen, *Milgroim* der jiddischen Literatur widmete. Von den bislang bekannten 35 Titeln jiddischer Zeitungen befinden sich 30 Organe sowohl im YIVO New York als auch in den Central Zionist Archives in Jerusalem und im Schocken Institute for Jewish Research Jerusalem⁹.

Leider ist der größte Teil der vorliegenden Zeitungen nicht komplett erhalten, und der exakte Erscheinungszeitraum vieler Blätter läßt sich daher nicht mehr feststellen. Da oft nur ein Teil der fortlaufenden Nummern erhalten ist, ist unklar, ob die Zeitung ihr Erscheinen eingestellt hat, ob der Rest verlorengegangen ist oder ob sich noch weitere Ausgaben in anderen Archiven befinden. Lediglich zwei Titel liegen mit ihren Jahrgängen komplett vor. Der weitaus größte Teil der Druckerzeugnisse erschien unregelmäßig, was mit dem Hinweis „in zwangloser Folge“ oder „erscheint von Zeit zu Zeit“ dem Leser auf der Titelseite mitgeteilt wurde. Die monatlich erscheinenden Journale belaufen sich auf neun Titel, wobei diese Regelmäßigkeit nicht immer eingehalten wurde oder eingehalten werden konnte. Vier Zeitschriften wurden alle zwei Monate vertrieben, ebenfalls vier Titel erschienen 14 tägig, und nur zwei Zeitungen waren Wochenblätter. Über die Auflagenhöhe der einzelnen Titel lassen sich keinerlei Angaben machen, da es im Berliner Zeitungswesen nicht üblich war, die Höhe der Auflage anzugeben¹⁰. Zwischen 1920

⁹ Diese 30 Titel konnten vom Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin teils auf Mikrofilm und teils in Kopie erworben werden.

¹⁰ Das Verlagshaus Ullstein brach 1926 mit dieser Gepflogenheit und veröffentlichte in seinen *Ullstein-Berichten* vierteljährlich die Auflage seiner Zeitungen. Vgl. dazu Peter de Mendelssohn,

und 1924 erschienen insgesamt 22 Blätter, in den Jahren zwischen 1925 und 1930 sechs, drei vor 1920 und eine Publikation nach 1930.

Mit 15 Titeln gehört die Hälfte der Zeitungen zu den politischen Organen. Einige sind die Sprachrohre zionistischer Bewegungen – wie der *Poale Zion* und der *Hitachdut* –, andere tragen sozialistischen oder national-jüdischen Charakter ohne offenen Hinweis auf eine Parteibindung. Acht Zeitschriften sind Bulletins der jüdischen Hilfs- und Emigrationsorganisationen; der Kunst und Kultur widmen sich drei Journale, der leichten Unterhaltung dient ein Titel, ein weiterer der Weiterbildung in Wirtschaft und Handel, und schließlich gibt es noch zwei Literaturjournale.

Die politischen Blätter

Die Sprachrohre der jüdisch-sozialistischen Arbeiterpartei *Hapoel-Hazair* und *Zeire-Zion* bzw. der *Hitachdut*, zu der sich beide 1920 zusammenschlossen, waren die Zwei-Wochen-Schriften *Unser Freiheit* und *Arbetsfolk*. Das Blatt *Unser Freiheit. Zionistischer Folks-Sozialistischer Zwei-Wechentlicher-Organ* erschien mit seinem ersten Jahrgang 1919 unregelmäßig, mit dem zweiten Jahrgang 1920 wöchentlich. Als Herausgeber zeichnen *Hapoel-Hazair* und *Zeire Zion*. Hier erscheinen u. a. Artikel von Martin Buber, Robert Weltsch und Chaim Arlosorof. Das Blatt informiert die Leser hauptsächlich über die Parteiarbeit in den europäischen Nachbarstaaten und Israel. Die Rubrik ‚Jüdische Neuigkeiten‘ dient der Information über die wirtschaftliche und soziale Lage der Juden in Osteuropa. Einen weiteren Schwerpunkt bilden die Nachrichten über die Einwanderungsmöglichkeiten nach Palästina.

Die 14 tägige Schrift *Arbetsvolk. Zentralorgan fun der alweltlicher zionistischer Arbeitspartei Hitachdut, Hapoel-Hazair Zeire-Zion* liegt mit dem ersten Jahrgang 1922 bis zum dritten Jahrgang 1924 vor und wurde vom Verlag „Hitachdut“ herausgegeben. Als Redakteur zeichnet Chaim Arlosorof. Das Blatt richtet sich vor allem an die jüdische Arbeiterschaft und informiert die Leser über die Parteiarbeit und ihr Programm zum Aufbau eines nationalen Zentrums auf der Grundlage des Sozialismus in Palästina.

Mit den Parteiorganen des linken Flügels der *Poale Zion* *Die Stimme. Monatschrift for poalei-zionistischen Gedank* (es ist lediglich die Nummer 7 aus dem Jahr 1923 vorhanden) und *Der Kamf. Monatschrift forn poalei-zionistischen Gedank*¹¹ (unvollständig von 1922 bis 1925 vorhanden) werden die Leser über die ideologischen Gegensätze des kommunistischen und sozialistischen bzw. sozialdemokratischen Zionismus aufgeklärt, sie enthalten Informationen über Einwanderungsmöglichkeiten nach Palästina und die dortige arbeitsmarktpolitische Lage. Herausgeberschaft bzw. Re-

Zeitungsstadt Berlin. Menschen und Mächte in der Geschichte der deutschen Presse, Frankfurt a. Main-Berlin-Wien 1982, S. 365f.

¹¹ *Der Kamf* erschien 1929 bis 1930 in Paris.

daktion beider Blätter hatte Abraham Revoutzky inne. Abraham Revoutzky wurde 1889 nahe Kiew geboren und lebte bis zu seinem 10. Lebensjahr in Rechowot (Palästina). Nach der Rückkehr der Familie nach Rußland studierte er in Wilna, Wien und Odessa Wirtschaftswissenschaft und Sprachen. Seine publizistische Tätigkeit begann er bereits 1908 mit einem Artikel über die Jungtürkische Revolution, und seit seiner Niederlassung in New York 1924 war er ständige Mitarbeiter des dortigen *Morgenjournal*.

Von der Schrift *Archiv funm jidischen Sozialist*, herausgegeben vom „Verlag Poale Zion“, ist nur eine Ausgabe aus dem Jahr 1921 erhalten. Die Publikation begreift sich als „Tribüne, die objektiv über Tendenzen und Strömungen innerhalb des jiddischen Sozialismus informieren will“¹². Diesem Anspruch wird in der vorliegenden Ausgabe, mit einem Umfang von 53 Seiten, Genüge getan. So wird die Spaltung des *Poale Zion-Weltverbands* dargestellt, die Resolutionen des kommunistischen Flügels der *Poale Zion*, der russischen jiddischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei, des polnischen und des russischen *BUND* werden vollständig abgedruckt. Ihr Redakteur, Leon Chasanowitsch, war Mitbegründer des *Weltverbandes Poale Zion* und setzte dessen Aufnahme in die Arbeiter-Internationale durch. Nach der Spaltung der *Poale-Zionisten* zog Chasanowitsch sich aus der parteipolitischen Arbeit zurück und arbeitete als Korrespondent verschiedener Zeitungen, u. a. der amerikanischen *Zeit* und der *Jidischen Zeitung* in Buenos Aires.

Leon Chasanowitsch gehörte auch zum Mitarbeiterstab des Blattes *Oif der Schwel. Sammelheftn fun Zeit zu Zeit*. Verlag und Redaktion sind im vorliegenden Heft 1 von 1918 nicht ersichtlich, lediglich die Druckerei Itzkowski, Berlin, Auguststraße 69 ist vermerkt¹³. Die vorliegende Ausgabe behandelt das Problem der jüdischen nationalen Minderheit in den osteuropäischen Staaten und berichtet über die landwirtschaftliche Kooperation in Israel. Im Leitartikel ‚In der neuen Herberge‘ werden die Gründe der jüdischen Wanderungsbewegung von Ost- nach Westeuropa dargestellt und das Aufeinandertreffen der armen ostjüdischen Arbeiter und Krämer und der mittleren und großen Bourgeoisie in Deutschland kritisch beleuchtet.

Das Organ des jiddischen Arbeiter- und Emigrationsverbandes *Der Weg. Journal for Fragen fun Emigrazie un Kolonisazie* wurde erstmalig im Juli/August 1922 herausgegeben. Die geplante monatliche Ausgabe ließ sich anscheinend nicht realisieren, da die Nummer 3 im April 1923 und die Nummern 4 bis 5 im August 1924 verlegt wurden. Die erste Ausgabe von 1922 erschien noch unter der Herausgeberschaft des jiddischen Arbeiter- und Emigrationsverbandes, ein Jahr später unter der Redaktionsadresse von Avigdor Rosin, und für die letzte Nummer zeichnet E. Kohn verantwortlich. Im Mittelpunkt des Journals stehen Fragen und Probleme der Im-

¹² *Archiv funm jidischen Sozialist*, 1. Heft, Berlin 1921.

¹³ Nach Salmen Reisen wurde das Sammelheft von Salman Rubaschow redigiert. Auch das Heft 2 scheint erschienen zu sein, da Reisen darauf hinweist, daß es dem 100. Geburtstag von Karl Marx gewidmet war. Vgl. Salmen Reisen, *Leksikon fun der jidischen Literatur, Prese un Filologie* (jidd.), Wilna 1929, Bd. 4, S. 267.

migration, sowohl nach Palästina als auch nach Südamerika und Westeuropa. Viel Raum wird dem Problem der „Unorganisiertheit“ der Wanderungsbewegung aus Osteuropa eingeräumt, und gleichzeitig werden die philanthropischen Bemühungen des assimilierten europäischen Judentums für die eigenen Belange vehement abgelehnt. Die Zeitschrift plädiert für Selbsthilfe und Eigeninitiative der Emigrationswilligen.

Initiator der Zeitschrift *Der Weg* war Avigdor Rosin (Pseudonym Ben Adir), der in einer verarmten Familie in Weißrußland aufwuchs. Seine Ausbildung erhielt er im Cheder, danach wurde er von seinem Großvater in das Studium des Talmuds und der Tora eingeführt. Bis zu seinem 14. Lebensjahr verfügte er über wenig Allgemeinbildung. Während seiner Aufenthalte in Odessa, Minsk und Charkow holte er dies nach und ging mit 23 Jahren nach Paris, um dort an der freien russischen Hochschule zu studieren. Nach seiner Rückkehr nach Rußland 1905 widmete er sich dem Problem der jüdischen Emigration und wandte sich scharf gegen den assimilatatorischen Kosmopolitismus. Nach seinem Aufenthalt in Berlin – von 1922 bis 1925 – hielt er sich zwei Jahre in Palästina auf und kehrte 1927 nach Berlin zurück, das er 1933 wieder verließ, um nach Paris zu übersiedeln. Beim Einmarsch der deutschen Truppen flüchtete er nach New York und beteiligte sich, wie schon zu Beginn der 30er Jahre, an der Herausgabe der jiddischen *Allgemeinen Enzyklopädie*.

Während seines dreijährigen Aufenthaltes in Berlin war Rosin auch Herausgeber des 14-tägig erscheinenden Blattes *Dos freie Wort. Organ fun umopheingikn sozialistischn Gedank*. Diese Zeitschrift ist mit dem ersten Jahrgang 1923 mit den Nummern 1 bis 5 vollständig erhalten. In dieser Publikation erweist Rosin sich als radikaler Verfechter des jüdischen Sozialismus und plädiert für Jiddisch als nationale Sprache der Juden. Die Artikel im *Freien Wort* sind anspruchsvolle Abhandlungen zu historischen und politischen Themen. Rosin führt in seinem Blatt einen scharfen Kampf gegen den Bolschewismus und richtet seine Polemik besonders gegen die Jewsektzie, die jüdische Sektion innerhalb der Russischen Kommunistischen Partei.

Ein weiterer Mitarbeiter des *Freien Wortes* war Nachum Stif (Pseudonym Bal Damion) aus Wolhynien, der bereits mit zwölf Jahren in der hebräischen Literatur bewandert war. Neben seiner Realschulausbildung widmete er sich intensiv dem Studium des Talmud und studierte ab 1899 am Kiewer Polytechnikum. Neben seinen juristischen Studien war er Übersetzer für Jiddisch, Russisch und Hebräisch und ab 1914 Korrespondent verschiedener Petersburger Journale. Als überzeugter Zionist arbeitete er als „Partei-Professional“ in Wilna, Witebsk und Simferopol und lehnte die Bundisten vehement ab. 1922 kam er über Kiew, Minsk und Kowno nach Berlin.

1923, während eines Deutschlandaufenthaltes, publizierte auch Isaak (Eisig Ben Arie Zwi Halewi) Hurwitsch im *Freien Wort*. Hurwitsch, der 1890 von Minsk nach Amerika ging, war „überzeugter Marxist mit anarchistisch-individualistischen Neigungen“¹⁴. In New York schrieb er sowohl für jiddisch-sozialistische Blätter wie

¹⁴ Salmen Reisen, *Leksikon fun der jidischen Literatur, Prese un Filologie*, Wilna 1926, Bd. 1, S. 817.

Forwards und *Tog* als auch im amerikanischen *Journal of Political Review* oder *The Socialist Review*. Hurwitsch galt als einer der angesehensten jüdischen Publizisten und als bester Kenner der marxistischen Literatur in Amerika. Bereits 1919 veröffentlichte er seine gesammelten Schriften in vier Bänden, in denen er sich mit Themen wie Immigration und Arbeit, Nationalismus, Internationalismus, Assimilation, Sozialismus, Antisemitismus etc. auseinandersetzte.

Vom allweltlichen jiddisch sozialistischen Arbeiterverband *Poale Zion* erschien im Verlag Ferdinand Ostertag die Monatsschrift *Dos arbeitende Erez Israel*. Das Organ wurde bereits vor 1924 gegründet, mußte aber aus Geldmangel vorübergehend eingestellt werden. Es liegt lediglich die Nummer 1 des dritten Jahrgangs vom März 1924 vor. Hier finden sich Informationen über die britische Mandatspolitik und die Aktivitäten der Arbeiterbewegung in Palästina. Das Blatt schließt mit dem Rezensionsteil ‚Arbeiterliteratur‘. Als Redakteure werden Salman Rubaschow und Berl Loker genannt. Rubaschow stammte aus einer chassidischen Familie nahe Minsk und erhielt eine entsprechende religiöse Ausbildung. Bereits mit 12 Jahren begann er, hebräisch zu lernen und sich intensiv mit der jiddischen Arbeiterbewegung und dem Zionismus auseinanderzusetzen. 1908 wurde er einer der ersten Schüler des Seminars für orientalische Wissenschaft in Petersburg, das er 1912 verließ, um in Deutschland Geschichte, Bibelwissenschaft und Philosophie zu studieren. Rubaschow war Mitbegründer der *Poale Zion* in Deutschland und aktiv in der politischen Arbeit in Berlin engagiert. Nach der Spaltung des *Poale Zion*-Verbandes vertrat er den rechten Flügel auf den zionistischen Kongressen und war Mitbegründer des Weltverbandes des *Hechaluz*. 1924 ließ er sich in Palästina nieder und wurde Herausgeber der Zeitung *Davar*, nach der Staatsgründung gehörte er der Knesset als Erziehungsminister an¹⁵.

Berl Locker wuchs in Ostgalizien auf, wo er nach einer traditionell jüdischen Erziehung das Gymnasium besuchte, um danach an der Deutschen Universität in Czernowitz Jura zu studieren. Er redigierte von 1911 bis 1914 die poale-zionistische Zeitung *Der jidische Arbeter* in Lemberg und wurde 1916 Mitglied im Verbandsbüro der *Poale Zion* in Den Haag. Nach der Spaltung des Weltverbandes verblieb er im rechten Flügel der *Poale Zion* und wurde Sekretär des Verbandsbüros in Wien.

Die Wochenschrift des 1919 gegründeten Verbandes der Ostjuden in Deutschland *Der Misrach-Jud. Jüdisches Wochenblatt. Zentralorgan fun Ferband fun die Misrach-Juden in Deitschland* erschien zum ersten Mal im September 1920¹⁶. Vom ersten Jahrgang liegen nur sechs Nummern vor. Die Artikel tragen demokratisch-nationaljüdische Züge und sprechen alle Schichten der jüdischen Bevölkerung an. Die Zeitung zeichnet sich durch ein breites Spektrum von Politik, Wirtschaft und Literatur

¹⁵ Mit dem hebraisierten Namen Salman Shazar.

¹⁶ Jacob Schatzky erwähnt, daß bereits im August 1914 in Berlin durch die Initiative des „deutschen Oberkommandos“ ein jiddisches Wochenblatt mit dem gleichen Titel unter der „Redakzie fun a chaschuwen (ausgezeichneten) jidischn Schreiber“ erschien. Vgl. Jacob Schatzky, ‚Geschichte fun der jidischer Prese‘, in: *Allgemeine Enzyklopedi* (jidd.), Band G(immel), New York 1942, S. 238.

aus. Die ständigen Rubriken ‚Nachrichten aus der jüdischen Welt‘ und ‚Vom Berliner Leben‘ sind umfangreich und geben dem Leser einen guten Überblick über jüdische Belange.

Mitarbeiter des *Misrach-Juden* waren u. a. Schmarjahu Gorelik und M(eir-Alter) Gonzer. Gorelik, der in Rußland eine traditionelle jüdische Erziehung genossen hatte, begann seine literarische und journalistische Tätigkeit als russischsprachiger Publizist. Er wechselte 1905 vom *BUND* zu den Zionisten, begann auf jiddisch zu publizieren und gründete 1908 gemeinsam mit A. Weiter und S. Niger die Zeitschrift *Literarische Monatsschriften*. Er schrieb für verschiedene jüdische Zeitungen in Polen und Amerika. Seine Publikation *Die liebe Provinz* erschien in deutscher Übersetzung in der Jüdischen Verlagsgesellschaft Berlin. Gonzer, der in Litauen ebenfalls eine traditionell jüdische Ausbildung erhielt, publizierte in hebräischen und jiddischen Zeitungen in Polen und Amerika. Er kam Ende des Ersten Weltkrieges nach Berlin, eröffnete hier eine Buchhandlung und gab für eine kurze Zeit ein „jiddisches Zeitungsblättchen“¹⁷ heraus.

Die 14-tägig erscheinende Zeitung *Unser Bawegung. Jedies fun der jidisch-sozialdemokratischer Arbeiterorganisazie Poale Zion in Deutschland* gehört zum rechten Flügel der *Poale Zion* Bewegung und sah sich der Internationalen Arbeiterbewegung verpflichtet. Als Herausgeber zeichnete der Verlag *Poale Zion*, unter der Redaktion von Carl Greger. Das deutschsprachige Pendant zu *Unser Bawegung* war die *Jüdische Arbeiterzeitung*. Das Blatt liegt fast vollständig von 1921 bis 1924 vor. Hier finden sich vor allem Berichte zu Tagungen und Konferenzen der einzelnen *Poale Zion* Landesorganisationen Chemitz, Essen-Ruhr, Dortmund usw. Das Blatt gibt aber auch Informationen über die Rechtslage der jüdischen Arbeiter in Deutschland sowie Hinweise über die Arbeitsmarktlage in Westeuropa. Auffallend sind die ganzseitigen Warnungen an jüdische Arbeiter, bestimmte Länder bei der Arbeitssuche zu meiden. Dem allgemeinen politischen Tagesgeschehen in Deutschland wird in der Zweiwochenschrift breiter Raum geboten. Dies unterscheidet diese Zeitung von den anderen politischen Blättern, in denen die deutsche Politik – soweit sie nicht im Zusammenhang mit jüdischen Belangen steht – eher nebensächlich behandelt wird.

Die Organe der Wohltätigkeitsorganisationen

Das *Biuleten funm Farband fun di Gesellschaftn far Melocha un Erdarbeit bei Jidn* *ORT*¹⁸ liegt vollständig mit vier Ausgaben für das Jahr 1922 und mit einer Ausgabe für 1924 vor. Das von der Zentralverwaltung der Gesellschaft zur Förderung des Handwerks und der Landwirtschaft unter den Juden herausgegebene Bulletin war

¹⁷ Salmen Reisen, *Leksikon fun der jidischer Literatur, Prese un Filologie*, Wilna 1926, Bd. 1, S. 497f. Der Name des „Blättchens“ wird leider nicht genannt.

¹⁸ *ORT* ist die Abkürzung der russischen Bezeichnung für: *Obtschestwo remeslennowo i semledeltschekowo truda sredi jewrejew w. Rossii*.

bis Ende 1924 ein unregelmäßig erscheinendes Monatsblatt und die *ORT Jadies* mit der ersten Ausgabe im Jahr 1925 dessen Fortsetzung. Das Verbandsorgan berichtet über seine Initiativen und Aktivitäten der Aus- und Weiterbildung jüdischer Handwerker und Arbeiter, über ORT-eigene Fachschulen und Lehrwerkstätten, vor allem in Polen, Rumänien, Sowjetrußland, Lettland, Litauen und Deutschland. Breiter Raum wird den landwirtschaftlichen Einrichtungen und Kolonisationsbestrebungen vor allem in Rußland gegeben. Die Artikel sind im einzelnen nicht gekennzeichnet, da die Zentralverwaltung für den Inhalt verantwortlich zeichnet.

Ein weiteres Blatt des Verbandes ORT war die Zweimonatsschrift *Wirtschaft un Lebn*, die erstmals 1928 unter der Redaktion von Avigdor Rosin erschien und mindestens bis 1931 verlegt wurde. Es sind die ersten drei Jahrgänge durchgehend von Nummer 1 (1928) bis 15 (1931) erhalten. Hier werden ausgiebig die Probleme der Kolonisation, der jüdischen Arbeiterbewegung, der Emigration und allgemeine wirtschaftspolitische Fragen behandelt. Eine umfangreiche Bibliographie und ein Rezensionsteil beschließen jede Ausgabe.

Das von der Gesundheitsorganisation OSE¹⁹ herausgegebene *Biuletten fun Zentralbiuro fun der Gesellschaft zu farhitn di Gesundheit fun der jidischer Bafelkerung* wurde alle zwei Monate verlegt und liegt nur mit den ersten drei Ausgaben aus dem Jahr 1923 vor. Das Verbandsorgan informiert detailliert über eigene Aktivitäten der Gesundheitsvorsorge, über OSE-eigene Einrichtungen, wie Waisenhäuser, Kindererholungsheime, Beratungsstellen für Schwangere und Säuglinge usw. Ausführlich ist die Berichterstattung über die soziale Lage der Juden in Osteuropa und die Situation der Flüchtlinge in den Transmigrationsländern. Für den Leser kaum zu bewältigende Statistiken über Emigranten, Arbeitsuchende einzelner Berufsgruppen, Krankheits- und Sterbefälle machen deutlich, wie nötig die materielle und praktische Hilfe für die Juden in Osteuropa war.

Praktische Hilfe und Selbsthilfe bildet auch den Gegenstand der monatlich bzw. unregelmäßig erschienenen Zeitung *Di jidische Kooperazie. Organ funm Zentralverband fun die jidische Kooperatijn in Osteuropa*. Der erste Jahrgang von 1924 liegt komplett vor, vom zweiten Jahrgang 1925 lediglich die erste Ausgabe. Das jüdische Genossenschaftswesen stellt den Schwerpunkt dieses Verbandsorgans dar. Berichte über Genossenschaftsbanken und -einkaufsgesellschaften, kooperative landwirtschaftliche Siedlungen, Einkauf und Verteilung von landwirtschaftlichen Geräten für Kolonisten sind hier wie Geschäftsjahresberichte abgedruckt. Neben Nachum Stif war Wladimir Grossmann Mitarbeiter des Organs. Grossmann war in einer chassidischen Rabbinerfamilie im Kaukasus aufgewachsen. Nach seiner traditionell-religiösen Ausbildung beendete er das Gymnasium und begann ein Studium an der landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin, wechselte dann nach Odessa und später nach Petersburg zur juristischen Fakultät. Von 1907 bis 1910 fungierte er als Sekretär im Zentralkomitee der Jewish Colonization Association (JCA) und leitete das Organ *Der jidische Emigrant*. Als Journalist publizierte er aber auch im Peters-

¹⁹ OSE ist die russische Bezeichnung für: Obtschestwo Sdrawoochranenija Ewrejew, d.i. Gesellschaft für den Schutz der Gesundheit der Juden.

burger *Heint* und im *New Yorker Tog*, als dessen Auslandskorrespondent er sich 1924 in Berlin niederließ.

Als letztes Organ der Wohltätigkeitsorganisationen seien noch die *Informazions-Bleter fun farainigtn jidischen Emigratie-Komitet Emig-Direkt* genannt, die 1924 alle zwei Monate erschien und ab 1925 als 14 tägige Wochenschrift unter dem Titel *Di jidische Emigratie* verlegt wurde. Die Schrift des Emigrationsdirectoriums (Emigdirect) des Vereinigten Komitees für jüdische Auswanderung²⁰, die bis 1930 unvollständig vorliegt, richtet sich ausschließlich an Auswanderungswillige, informiert über Immigrationsländer, vorwiegend über die Vereinigten Staaten und Lateinamerika; sie gibt Hinweise auf die Rechtslage jüdischer Emigranten in den Aufnahmeländern, über die Situation der Emigrationswilligen in Osteuropa und über die politische Stimmung in den Immigrationsländern. Hier findet der Leser aber auch Informationen zur Rechtshilfe, über Schiffspassagen und zu Konsulatsangelegenheiten, darüber hinaus werden Suchmeldungen zu vermißten Freunden und Verwandten veröffentlicht.

Zum Schluß sei noch auf Journale hingewiesen, die sich mit Literatur, Kunst und Unterhaltung beschäftigten. Das Monatsjournal *Die Tribüne*, das mit seinen ersten sechs Nummern in London und Kopenhagen erschien, wurde seit 1922 mit den Nummern 8–13 in Berlin verlegt. *Die Tribüne* stellt sich den Lesern als ein „Organ des jüdischen Gedankens und Kritik“ vor. Mit ihren Beiträgen widmet sie sich vor allem der Politik, der politischen Kultur und jüdischen Literatur. Als Verlag wird im Mai 1922 der Jüdische Kulturverlag, als verantwortliche Redakteure werden Meir Grossmann und Matatjahu Hines angegeben. Beide waren Anhänger des revisionistischen Flügels innerhalb der zionistischen Bewegung²¹. Hines, der in Jerusalem geboren wurde, aber in Warschau aufwuchs und an der juristischen Fakultät studierte, arbeitete ab 1915 als Journalist in Petersburg. Seit 1917 lebte er in Kiew und war u. a. Mitglied des jüdischen Nationalrates und der jüdischen Nationalversammlung. Hines publizierte sowohl in der *Jüdischen Rundschau*, als auch im *New Yorker Palestine* und war ständiger Mitarbeiter des *Heint*.

Meir Grossmann, Sproß einer chassidischen Familie aus dem Kaukasus, erhielt seine weltliche Ausbildung in Odessa und Petersburg. Seine journalistische Tätigkeit begann er bei russischen Blättern, erst ab 1910 publizierte er in Jiddisch. Nach Ausbruch des Weltkrieges siedelte er nach Kopenhagen über und redigierte dort bis 1916 die *Jidische Volkszeitung*. 1919 gründete er in London zusammen mit J. Landau das Jüdische Korrespondenzbüro mit Abteilungen in New York, Warschau und Berlin, das Ende der 20er Jahre als Jüdische Telegraphenagentur reorganisiert wurde.

²⁰ Das Büro wurde 1921 gegründet und hatte seinen Sitz in Berlin. Es befaßte sich mit der Regulierung der Auswanderung aus Osteuropa und der Transmigration durch die Grenzländer Rußlands.

²¹ Salmen Reisen weist darauf hin, daß Grossmann zusammen mit Wladimir Jabotinsky die *Tribüne* herausgegeben hat. Vgl. Salmen Reisen, *Leksikon fun der jidischer Literatur, Prese un Filologie*, Wilna 1926, Bd. 1, S. 618f. In der *Tribüne* selbst findet sich kein Hinweis auf eine Herausgeberschaft von Jabotinski.

Der Literatur und dem allgemeinen Wissen widmet sich das Monatsjournal *Heimisch. Klal-Bleter for Unterhalt un Wisn.* Als Herausgeber firmiert der dem Ullstein-Verlag nahestehende Klal-Verlag. In den vorliegenden Nummern 1 (März) und 2 (April) 1924 sind Erzählungen von Victor Hugo, Sammy Gronemann und Adalbert von Chamisso abgedruckt, also Literaten, die den westeuropäischen bürgerlichen Bildungswerten zuzurechnen sind. Als einziger jiddisch-schreibender Publizist erscheint Nachum Stif. Besonders sorgfältig gestaltet und auffallend an diesem Journal sind die Illustrationen in Form von Linolschnitten und Zeichnungen. Einige kurze Artikel über allgemeines Wissen und die Schach- und Jugendseite beschließen die beiden 14seitigen Ausgaben des Journals.

Die jüngste Zeitschrift im Bereich jiddischer Periodika sind die *Berliner Bleter for Dichtung un Kunst*, deren erste Nummer im November 1931 verlegt wurde und die bis zur Nummer 3/4 (Januar/Februar) 1934 vorliegen. Die Blätter berichten über Kunstausstellungen und informieren über kulturelle Aktivitäten in Berlin, sie enthalten einen Rezensionsteil, Film- und Theaterkritiken und einen Fortsetzungsroman. Mitarbeiterin bei den Berliner Blättern war u. a. Rachel Wischnitzer-Bernstein, die von 1934 bis 1938 Direktorin des Jüdischen Museums Berlin war und 1940 in die USA emigrieren konnte.

Die Zweimonatsschrift *Albatros. Journal for dem neijem Dichter- un Kinstleroidruck* erschien mit seinem dritten und vierten Heft 1924 in Berlin, nachdem das zweite Heft durch die polnische Zensur in Warschau wegen Gotteslästerung konfisziert worden war. Das Journal wendet sich mit seinen anspruchsvollen literarischen Artikeln vor allem an ein akademisch gebildetes Publikum, an Künstler und Schriftsteller. Der in Ostgalizien geborene Herausgeber Uri Zwi Grünberg wuchs in einer chassidischen Familie auf und publizierte seine ersten jiddischen und hebräischen Gedichte bereits mit 18 Jahren. Nach dem Ersten Weltkrieg gehörte er zur Avantgarde der jiddischen expressionistischen Literaten. Im *Albatros* publizierten u. a. der jiddische Literaturkritiker Max Erik und der Schriftsteller Oiser Warschawsky. Neben den Texten schmückt eine reiche Bebilderung von Linolschnitten, Zeichnungen und Reproduktionen, u. a. von Issachar Bar Rybak, das Journal. Dank der Initiative der Hebräischen Universität Jerusalem erschien *Albatros* 1988 als Reprint in einer Auflage von 250 Exemplaren.

Die *Jidische Illustrierte Zeitung* war eine Wochenschrift, die für das Jahr 1924 vollständig vorliegt. Sie beinhaltet das, was ihr Titel schon verspricht: es ist eine Illustrierte für die ganze Familie. Hier finden sich neben Kuriositäten aus aller Welt – die dickste Frau, der reichste Mann – Reportagen über die Pflanzen- und Tierwelt, Informationen über Erfindungen, Premierenberichte über Theater, Kritiken über neue Filme, ein Fortsetzungsroman, eine Rätsel- und Schachseite, wie auch eine ständige Rubrik über das Briefmarkensammeln. Daneben erscheinen Nachrichten über jüdische Belange in der Rubrik ‚Von der jiddischen Woche‘, wie auch allgemeine politische Nachrichten. Ihr Chefredakteur war der aus Ostgalizien stammende Israel Meir Brender, der mit 25 Jahren an der juristischen Fakultät in Krakau promovierte. Er arbeitete an Gerichten in Galizien und Wien und veröffentlichte Lieder und Skizzen in verschiedenen polnischen und jiddischen Zeitschriften.

1921 kam er nach Berlin, um hier die Leitung des Skandinavischen Jiddischen Zentralen Hilfskomitees zu übernehmen.

Diese kurze Übersicht der jiddischsprachigen Presse im Berlin der Weimarer Republik macht deutlich, wie vielfältig ihre inhaltliche Ausrichtung war. Sie war keinesfalls – wie mitunter angenommen – esoterisch, mystisch oder religiös. Wenn Jacob Schatzky feststellt, daß „die jidische Prese in Ratn-Farband is geweijn jidisch mehr lojt ihr Schprach wi lojt'n Inhalt“²² trifft dies für die in Berlin herausgegebenen Periodika nicht zu. Im Mittelpunkt der jiddischsprachigen Presse standen immer die Belange der jüdischen Minderheit; seien es allgemeine jüdische Lebensfragen, seien es Probleme der jüdischen Arbeiterbewegung oder die Frage nach der Zukunft des jüdischen Jischuw oder die Zukunft der jiddischen Sprache und Literatur. Nur wenig Aufmerksamkeit wurde dem assimilierten deutschen Judentum geschenkt wie auch der deutschen Politik, die meist nur dann Eingang in die Publikationen fand, wenn sie die Belange der Juden berührte.

Das Niveau der jiddischen Presseorgane stand den jüdischen Zeitungen, wie der *C. V.-Zeitung* oder der *Jüdischen Rundschau*, in nichts nach. So formulierte die Zeitung *Unser Baewegung* ihren Anspruch folgendermaßen: „... wir sind bestrebt, alles das, was sich innerhalb der jüdischen Arbeiterschaft und in der allgemeinen sozialistischen Welt abspielt, soll einen ehrlichen Widerhall in unserer Zeitung finden, frei von allen Strömungen und Schattierungen und ohne Vorurteile. Mit besonderem Interesse wollen wir jeden Schritt der Arbeiterbewegung in ihrem unermüdlichen Kampf für eine freie jüdische Arbeiterschaft verfolgen. Mit allen Kräften wollen wir uns anstrengen, unser Organ auf literarischer Höhe zu halten und hinzuziehen die besten literarischen und publizistischen Kräfte.“²³

Diese Absicht wurde auch von anderen Herausgebern jiddischer Presseorgane verfolgt. So schreibt Awigdor Rosin in seinem Leitartikel in der ersten Ausgabe, daß das *Freie Wört* ein Organ sein werde, in dem Berichte und Einschätzungen der jiddischen Gesellschaft im allgemeinen und der jiddisch-sozialistischen Gesellschaft im besonderen einen zentralen Ort einnehmen würden. „Wir aber“, so Rosin, „sind keine Historiker, die die Geschichte aus einem gewissen Abstand betrachten und die Geschehnisse, die Ketten der Ursachen und ihre Folgen analysieren. Wir sind gesellschaftliche und politische Tuers (Akteure), Teilnehmer und Subjekte eines geschichtlichen Prozesses, und wir müssen Rechenschaft ablegen von der derzeitigen gesellschaftlichen und politischen Tätigkeit. Ebenso müssen wir unsere Meinung darüber abgeben, und dazu haben wir das volle Recht.“²⁴

²² Jacob Schatzky, *Allgemeine Enzyklopedi*, Band G(immel), New York 1942, S. 237.

²³ *Unser Baewegung*, 1. März 1922.

²⁴ *Dos freie Wört*, 1. Jg. Nr. 1, 20. März 1923.

SILVIA CRESTI

Aporien der jüdischen Identität. Literatur und Judentum in der Zeitschrift *Der Jude* von Martin Buber

In einem Brief vom Mai 1916, kurz nach dem Erscheinen des ersten Heftes der Zeitschrift *Der Jude*, wendet sich Max Brod an Martin Buber, um mit einigen Einwänden die Zeitschrift zu kritisieren. Sein Haupteinwand ist, daß Buber in diesem ersten Heft der Poesie keine Rolle zugeteilt hat. Dieser Mangel wird von Brod kritisiert, da nach ihm auch im Bereich der literarischen Produktion „alle ‚lebendigen Kräfte‘ des Judentums [in der Zeitschrift] zusammenfließen“¹ sollten. Wogegen nach Brods Meinung die „lebendigen Kräfte des Judentums“ opponieren sollten, klärt sich kurz zuvor, als er das Ziel der neuen Zeitschrift von Buber definiert: „‚Der Jude‘ [soll] alle Revuen wie ‚Neue Rundschau‘, ‚Weiße Blätter‘, die doch nur dem Judentum parasitär aufgepfropft [...] sind, überflüssig machen [...]“²

Lebendiges, natürliches Verhältnis zur eigenen Abstammung und Kulturtradition versus parasitäres, in Brods Metapher verpflanztes: diese zwei Termini, die gleichsam die Goldstein-Kontroverse als innerjüdisches Problem aufnehmen und umfunktionieren, stecken das kulturzionistische Programm der geistigen Erneuerung des Westjudentums ab, das anhand einer bewußten Entwurzelung aus dem deutschen Kulturbereich eine autochthone jüdische Identität bilden sollte.

Die Richtlinien, die Brod für die Literaturpolitik der Zeitschrift vorgibt, weisen jedoch auf die Probleme hin, die eine solche Entwurzelung in der literarischen Praxis antrifft: nach Brod sollten in *Der Jude* literarisch die beiden Momente des Judentums vertreten sein. Während er jedoch keine Schwierigkeiten hat, die ostjüdischen Dichter als solche zu bezeichnen, kann man aus seiner Art, Werfel, Kafka und Wolfenstein als „die besten Dichter, die jüngste Generation“³ zu benennen, eine gewisse Unsicherheit heraushören, diese Dichter positiv zu definieren. Anders gesagt: die positive Definition des literarischen Judentums erfolgt nur bei jenem Teil des Judentums, der aus kulturzionistischer Sicht ohnehin integer ist und sich nicht zu entwurzeln braucht. Hingegen bestehen gerade bei den westjüdischen Dichtern, für die allein dieser Prozeß der Entwurzelung gilt, Schwierigkeiten, sie positiv zu definieren.

¹ Martin Buber, *Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten*, Bd. I, Heidelberg 1979, S. 429.

² *Ibid.*

³ *Ibid.*

Wenn somit nach Brod der Literatur eine Hauptrolle im kulturzionistischen Erneuerungsprogramm des Westjudentums zukommen sollte, dann blieb aber gerade die Frage offen, nach welchen Kriterien die jüdischen Dichter im Westen ihre Dualität positiv verarbeiten könnten, um dann ihre neugefundene Identität literarisch zu wenden. Die Literatur der westjüdischen Dichter soll sozusagen eine nach-assimilatorische sein, aber gerade das Problem, wie man im Westen ein integriertes Judentum soweit zurückgewinnen, daß man es in Literatur umsetzen könnte, wird nicht geklärt, im Grunde genommen nicht einmal angesprochen.

Die Problematik, die Brod in seinem Brief an Buber offen läßt, könnte mit einem Bild, das aus einer sehr deutschen literarischen Tradition stammt, neu formuliert werden: wie kann man aus den Entzweigungen heraus wieder in den Stand der Unschuld zurückfallen? Das Problem des Zurückholens einer abgeschlossenen, zusammenhängenden Welt im Stadium der ‚transzendentalen Obdachlosigkeit‘ hat sich in den Kulturtheorien der Moderne gestellt, die um das Ende des 18. Jahrhunderts in der deutschen Literatur Eingang gefunden hatten, wo verschiedene Perspektiven der Überwindung der Spaltungen und Entfremdungen in differenzierte Geschichtsmodelle entwickelt wurden. Vor allem eine Metapher kann als Kristallisation dieses Prozesses gelten: die Schiffsreise, und im besonderen die Erdumschiffung, die in der Übereinstimmung von Ziel und Ausgang der Reise Überwindung und Versöhnung verbildlicht⁴.

Bei Kleist z. B., von dem das Bild des Zurückfallens in den Stand der Unschuld stammt, ermöglicht die Reise um die Welt den Wiedereintritt ins Paradies: „Doch das Paradies ist verriegelt und der Cherub ist hinter uns; wir müssen die Reise um die Welt machen, und sehen, ob es vielleicht von hinten irgendwo wieder offen ist.“⁵ Der Modus, dank dessen die Vertreibung aus dem Paradies aufgehoben werden kann, ist eine Wiederholung der Schuld, die einem unendlichen Fortschreiten gleichkommt: „[...] so findet sich auch, wenn die Erkenntnis gleichsam durch ein Unendliches gegangen ist, die Grazie wieder ein; so, daß sie, zu gleicher Zeit, in demjenigen menschlichen Körperbau am reinsten erscheint, der entweder gar keins, oder ein unendliches Bewußtsein hat, d. h. in dem Gliedmann, oder in dem Gott.

Mithin, sagte ich ein wenig zerstreut, müßten wir wieder von dem Baum der Erkenntnis essen, um in den Stand der Unschuld zurückzufallen?

Allerdings, antwortet er; das ist das letzte Kapitel von der Geschichte der Welt.“⁶

Die Überfahrt, die kreisförmige Bewegung und der Weg durch die Schuld sind Bilder und Thematiken, die ein Jahrhundert später auch die Poetik von Franz Kafka aufweist, jedoch hat sich bei diesem Schriftsteller das Problem der Rettung überschlagen: das unendliche Fortschreiten durch die Schuld ermöglicht in der Perspektive kein Zurückfallen ins Paradies mehr. Für Kafka, der bekanntlich von sich

⁴ Vgl. z. B. die Schifffahrtsmetaphern im Aufsatz ‚Die Christenheit oder Europa‘ von Novalis.

⁵ Heinrich von Kleist, ‚Über das Marionettentheater‘, in: *Sämtliche Werke und Briefe*, Bd. II, München 1961, S. 342.

⁶ *Ibid.*, S. 345.

gesagt hat, er sei der westjüdischste der westjüdischen Schriftsteller – und der sich somit nach eigenem Bekenntnis an den äußersten Punkt der Entzweiungen und Dualitäten gestellt hat – erlaubt die Extremisierung der Schuld keinen Umschlag in der Rettung mehr; sein Weg ist ein Fortschreiten ohne Ende oder bis zur Auszehrung. Dieser Weg verbildlicht sich in einer Spirale, die der Landvermesser K. zurücklegt, um doch dem Schloß des Grafen West-West – der Name fällt nur einmal am Anfang des Romans – sich nicht nähern und keinen Eingang finden zu können. Und auch die Bedeutung der Überfahrt von Karl Roßmann nach Amerika, aus europäischer Sicht der westlichste Punkt der westlichen Welt, ist schon im eigentlichen Titel des Romans enthalten: der Verschollene.

Der Weg durch den Westen ist ein Zirkel oder ein Irrweg; die Aporie besteht darin, daß er trotzdem zu durchschreiten ist, obwohl er nirgendwohin führt und die Rettung woanders läge. Kafka hat diesen Zusammenhang in den Aphorismen aus den acht Oktavheften dargelegt, wo er die gleiche Problematik mit jeweils anderen Kategorien durchdiskutiert; so z. B. in einer topographischen Perspektive: „Es gibt ein Ziel, aber keinen Weg; was wir Weg nennen, ist Zögern.“⁷ Oder auch mit erkenntnistheoretischen Kategorien: „Wahrheit ist unteilbar, kann sich also nicht erkennen; wer sie erkennen will, muß Lüge sein.“⁸ Oder zuletzt in einer Paradies-Metapher: „Wir sind nicht deshalb schuldig weil wir vom Baum der Erkenntnis gegessen haben, sondern auch deshalb weil wir vom Baum des Lebens noch nicht gegessen haben.“⁹

Für Kafka gibt es somit keinen Weg, sondern nur ein Sein in der Wahrheit. Wie in seiner Sicht ein Sein in der Wahrheit auszusehen habe, kommt in der Faszination zum Ausdruck, die der Schriftsteller bei seiner Begegnung mit Jizchak Löwy und dem jiddischen Theater empfunden hat, als ihm zum ersten Mal ein Judentum begegnet ist, das zur eigenen Bestimmung des anderen – also des Nichtjuden – nicht bedarf. Aber diese Möglichkeit ist ihm, dem Westjuden, nicht zugefallen, und sein Werk entsteht aus dem Bewußtsein einer doppelt versperrten Möglichkeit, weil der Weg ein falscher Weg und deshalb nicht gangbar ist und das Sein ihm verschlossen bleibt.

Die Verbindung der Kategorien der Erkenntnis und der Wahrheit als abendländisches Problem der Moderne erfährt bei Kafka eine spezifische jüdische Umformulierung, noch dazu in einer kulturzionistischen Terminologie, da die Problematik in einer geistig-geographischen Zweiteilung von Ost- und Westjudentum eingebettet ist. Kafkas Werk kann als Paradigma einer ‚westjüdischen Poetik‘ genommen werden, die jedoch durch ihre Aporien Brods Programm desavouiert.

In der Zeitschrift sind Brods Einwände über die Rolle der Literatur in kulturzionistischer Sicht aufgenommen worden, da in *Der Jude* im Laufe der Zeit sowohl Literatur wie Artikel über Literaturtheorie in der von Brod intendierten militanten Haltung publiziert worden sind. Nun stellt sich die Frage, inwieweit sich gerade die

⁷ Franz Kafka, *Nachgelassene Schriften und Fragmente*, Bd. II, Frankfurt a. Main 1992, S. 118.

⁸ *Ibid.*, S. 130.

⁹ *Ibid.*, S. 72.

Literaturpolitik von den anderen in *Der Jude* gleichermaßen militant behandelten Themenkreisen unterscheidet und auf eine besondere Aporie verweist, die die postulierte jüdische Identität betrifft. Man kann gerade anhand der in der Zeitschrift publizierten Literatur einen Bruch in der nach kulturzionistischen Maßstäben anzustrebenden integren jüdischen Identität verfolgen, der anderenorts verborgen ist.

Der Jude stellt das einzigartige kulturelle Experiment dar, im deutschsprachigen Raum – und noch dazu mitten im Ersten Weltkrieg – einer militanten, rein jüdischen Perspektive Stimme geben zu wollen, die eine autochthone jüdische Identität voraussetzt. Wenn für die verschiedenen Bereiche und Themen, die in der Zeitschrift behandelt werden, die intendierte jüdische Perspektive aus einer Positionsbestimmung und einem Glaubensbekenntnis heraus gewonnen werden kann, so kann man aber mit der gleichen Willensanstrengung schwerlich Literatur im kulturzionistischen Sinn produzieren. Die Schwierigkeit betrifft nicht nur im allgemeinen eine oktroyierte didaktische und zweckbestimmte Funktion, die zum Niveau von Literatur meistens nicht viel beiträgt, sondern ganz spezifisch das dahinterstehende, nicht durch einen Willkürakt zu lösende Identitätsproblem. An der in *Der Jude* publizierten Literatur kann man das ungelöste Problem einer jüdischen Identität nachvollziehen, die ihre wiedergewonnene Integrität schon als vollzogen voraussetzt.

Um das Problem der jüdischen Identität näher anzugehen, wie es sich im kulturzionistischen Spektrum historisch ab dem Ersten Weltkrieg dargestellt hat, wird zunächst *Der Jude* im Kontext der Zeit seiner Publikation analysiert. Dabei wird ersichtlich, daß die Schwierigkeiten einer rein jüdischen Perspektive nicht erst bei der Literaturproduktion beginnen, sondern daß die gewollte Entwurzelung aus dem deutschen Kulturbereich auch unerwartete Brüche und Kontaminationen zeitigte, wobei auch der offiziell vertretene Separatismus gegenüber Deutschland und der deutschen Politik in der ersten Phase der Weimarer Republik in Wirklichkeit nicht durchgehend eingehalten wird¹⁰.

Der historische Hintergrund der Publikationszeit der Zeitschrift ist durch tiefe politische und soziale Krisen charakterisiert, die unter anderem neue Identitäten und Zugehörigkeiten schufen. Es ist z. B. bekannt, daß mit dem Ersten Weltkrieg im Deutschen Reich den Juden die Frage der *nationalen* Zugehörigkeit gestellt und ein Loyalitätsbekenntnis abverlangt wurde. Hingegen ging die politische Unterstützung der Weimarer Republik einher mit einem neuen Zugehörigkeitsbekenntnis, das diesmal oft negativ als Bedrohung und Ausgrenzung empfunden wurde oder ganz allgemein mit einem prekären Gefühl zusammenhing; dies gilt vor allem in der Frühphase der Weimarer Republik, die von politischer, sozialer und ökonomischer Instabilität gekennzeichnet war und die für diese Analyse relevant ist, da die

¹⁰ *Der Jude* wurde von Martin Buber herausgegeben und von 1916 bis 1920 beim Löwit Verlag in Berlin und Wien und in den weiteren vier Jahren bis 1924 beim Jüdischen Verlag in Berlin ediert. Meine Analyse beschränkt sich auf die acht von Martin Buber herausgegebenen Jahrgänge der Zeitschrift, als diese sich als Organ eines innerjüdischen Dialogs verstand. In den weiteren vier Jahren wurde die Zeitschrift sehr unregelmäßig herausgegeben und galt dann mehr einer externen Diskussion.

Zeitschrift die Phase der relativen Stabilisierung nach der Inflation von 1923 in diesem Sinne nicht mehr erlebt hat.

Es stellt sich die Frage, inwiefern eine nationaljüdische Kulturzeitschrift, die mitten im Ersten Weltkrieg in Deutschland und auf deutsch publiziert wurde und die Frühphase der ersten deutschen Republik begleitete, den ‚Zeitgeist‘ doch reflektieren könne. Man kann die zu behandelnden Probleme wie folgt auflisten: Wie wird in der Zeitschrift die Frage der Dualität, die das Assimilationsjudentum charakterisiert, behandelt? Oder, anders gefragt, wann und anhand welcher Charakteristika wird das ‚Deutschtum‘ der deutschen Juden oder das ‚Deutschtum‘ überhaupt in Frage gestellt? Und wie wird in dieser Zeitschrift die deutsche Aktualität empfunden und ausgedrückt, wenn man davon ausgeht, daß das ideale Judentum der Zionisten aus einer selbstreferentiellen Identität bestehen sollte und daß die politischen Gegebenheiten offiziell nur im Hinblick auf die jüdische Frage von Bedeutung sein sollten, aber ansonsten zu ignorieren wären? Und wie wirkt sich diese Konstellation auf die Literatur aus, die im kulturzionistischen Programm einen wichtigen Faktor innerhalb der nationalen Wiedergeburt und Identität darstellte?

Buber definiert die Ziele der Zeitschrift im Leitartikel des ersten Heftes im April 1916, der den Titel *Die Losung* trägt. Dieser erste Artikel weist manche ideologische und linguistische Kontamination mit Kriegsideologieparolen auf, die Deutschland im dritten Jahr des Ersten Weltkriegs beherrschten; er ist somit das erste Beispiel eines zwiespältigen Verhältnisses zu Deutschland, das auch im zionistischen Lager während des Krieges bestand. Im Leitartikel bestimmt Buber seine Position, indem er rückblickend einen Vergleich mit dem Emanzipationsjahrhundert zieht: im Jahr 1832 nannte Gabriel Riesser seine Zeitschrift für Religion und Gewissensfreiheit *Der Jude* und forderte damit die bürgerliche Gleichberechtigung der Juden als Individuen; Buber übernimmt den Titel, meint dabei aber nicht mehr den einzelnen Juden, sondern „den Juden als Träger des Volkstums und seiner Aufgabe“¹¹: er hat somit denjenigen Juden im Sinn, dessen Judentum ihn als Angehörigen einer eigenen Nation bestimmt und definiert.

Somit wendet sich die Zeitschrift sowohl an das West- wie auch an das Ostjudentum, wobei die Ziele differenziert sind, weil die Ausgangssituation verschieden ist. Im Osten, wo die Juden unter russischer Unterdrückung leben und sich – aus kulturzionistischer Sicht – als Volk definieren, ist das Ziel politisch als Kampf um die Freiheit bestimmt. Diese Freiheit soll nicht die Wege der westlichen Emanzipation wiederholen, die die individuelle Erlangung der Staatsbürgerrechte erreichte und eine progressive Konfessionalisierung der jüdischen Religion zur Folge hatte. Buber meint diesbezüglich: „Wir fordern nicht Gewissensfreiheit für die Angehörigen eines Glaubens, sondern Lebens- und Arbeitsfreiheit für eine niedergehaltene Volksgemeinschaft, und daß sie, die heute in ihrem größten Teil als ohnmächtiges Objekt der Ereignisse behandelt wird, freies Subjekt ihres Schicksals und ihres Werkes werde [...]. Diese Freiheit zu erkämpfen, ist die eine Losung unseres Krieges [...].“¹²

¹¹ Martin Buber, ‚Die Losung‘, in: *Der Jude*, Bd. I, No. 1 (1916/1917), S. 3.

¹² *Ibid.*

Für die Westjuden hingegen, die durch die Assimilation definiert werden, ist das Ziel nicht primär politisch bestimmt, sondern intellektuell und kulturell. Buber kritisiert die Assimilation, weil sie steril gewesen sei und Isolation und Atomisierung mit sich gebracht habe: „War doch nicht das die wesentliche Schwäche insbesondere des westlichen Juden, daß er ‚assimiliert‘, sondern daß er ‚atomisiert‘ war, daß er ohne Zusammenhang war; daß sein Herz nicht mehr dem Herzschlag einer lebenden Gemeinschaft einstimmte, sondern dem Willkürakt seiner abgesonderten Wünsche folgte [...]“¹³

Die Losung für das Westjudentum ist nach Buber kulturell und besteht darin, die modernen Krankheiten wie Egoismus, Isolation und Ichbezogenheit zu bekämpfen, damit die ursprüngliche Gemeinschaftserfahrung wieder erlebbar werde. Das westjüdische Erneuerungsprogramm soll somit: „[...] die hemmenden Kräfte der Eigensucht und Zersetzung [...] bezwingen, die im Judentum selbst der Aufgabe entgegenstehen. Wenn wir erkannt haben, daß es gilt, mit unserem Verhältnis zu unserer Gemeinschaft Ernst zu machen, wenn wir dazu erwacht sind, uns für sie verantwortlich zu fühlen, dann müssen wir alles einsetzen, um sie zu reinigen.“¹⁴

Die Reinigung und Erneuerung des Westjudentums erfolgt nach Buber dank einer neuen Gemeinschaftserfahrung, die im Erlebnis des Ersten Weltkriegs vorweggenommen ist: „Das Judentum war nicht mehr wurzelhaft, und die Luftwurzeln seiner Assimilation waren ohne nährenden Kraft. Jetzt aber hat der Jude in dem katastrophalen Vorgang, den er in den Völkern miterlebte, bestürzend und erleuchtend das große Leben der Gemeinschaft entdeckt. Und es hat ihn erfaßt. Er blieb nicht Atom; er wurde mitgerissen; er schloß sich glühend der Gemeinschaft an, die ihm so ihr Leben offenbarte – der Gemeinschaft, die ihn in diesem Augenblick am stärksten brauchte. Wird ihn das der Gemeinschaft, die ihn in der Ewigkeit braucht, der tiefen Gemeinschaft seines Blutes und seiner Art weiter entfremden? [...] Gemeinschaftsgefühl ist in ihm entglommen, er fühlte in sich etwas entbrennen, wovon aller Nutzzweck zusammenfiel, er erlebte den Zusammenhang.“¹⁵

Somit kommt dem Kriegserlebnis eine zentrale Rolle im Programm einer neuen jüdischen Gemeinschaftserfahrung zu. Der Krieg ist in diesem Artikel nicht der tatsächliche Krieg, der an den Fronten gekämpft wurde; d. h. dieser reale Krieg wird nicht historisch und politisch aufgefaßt, sondern ihm werden geistige Qualitäten zugesprochen, die ihn als *abstraktes Wesen* und als *Bildungsmacht* definieren.

Diese Auffassung des Krieges als geistiges Prinzip, die Buber 1916 vertritt, entstammt einer kriegsideologischen Tradition, von der die deutschsprachige Publizistik beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs Zeugnis ablegt. Bekanntlich löste der Weltkrieg in Deutschland nicht nur eine Welle von Enthusiasmus und Loyalitätsbekenntnissen aus, sondern er wurde auch von der Mehrheit der deutschsprachigen Intellektuellen als *chiliastische Erneuerung* Deutschlands und des ‚Deutschtums‘ aufgefaßt.

¹³ *Ibid.*, S. 1.

¹⁴ *Ibid.*, S. 3.

¹⁵ *Ibid.*, S. 2.

Die Kriegspublizistik ist in den Jahren des Ersten Weltkriegs eine Gattung, die mit ähnlichen, austauschbaren Begriffen operiert: der Krieg wird in einem mystischen Sinne als Reinigung und in einem zivilisationskritischen als Erneuerung verstanden, der die degenerierte, lebensmüde westliche Gesellschaft regeneriert, weil er eine Welle von kollektiver Begeisterung auslöst, die zur Volkskohäsion führt. Mit einem Wort: der Krieg wird als Urmacht und Urerlebnis aufgefaßt, der die modernen Entfremdungen aufhebt und die ursprüngliche Einheit der Gemeinschaft wiederherstellt. Die Kriegspublizistik Thomas Manns z. B. – von den *Gedanken im Kriege* beim Kriegsausbruch bis hin zu den *Betrachtungen eines Unpolitischen* beim Ausgang des Krieges –, aber auch der kurze Aufsatz von Musil *Europäertum, Krieg, Deutschtum* vom September 1914, ähneln sich nicht nur im Gedankengang, sondern bis hin zur Wortwahl: wie im Artikel von Buber verwenden Mann und Musil Bilder und Begriffe wie Reinigung, Miterleben und Mitfühlen, elementare Macht und Schicksalsstunde.

Verglichen mit der deutschsprachigen Kriegspublizistik ist aber bei Buber die Verherrlichung der deutschen oder germanischen ‚Tugenden‘ – wie Treue, Mut, Unterordnung, Pflichterfüllung und Schlichtheit –, die dem Kriegserlebnis eine spezifische nationalbezogene Prägung verleihen, nicht zu finden. In seinem Artikel nennt Buber nie Deutschland oder die Deutschen, sondern er definiert die nationale Zugehörigkeit des im Krieg mitkämpfenden einzelnen Juden abstrakt als „die Gemeinschaft, die ihn in diesem Augenblick am stärksten braucht [...]“¹⁶.

In diesem ersten Artikel Bubers ist eine Vereinnahmung von Kriegsideologieparolen für das westjüdische Erneuerungsprogramm festzustellen. Der springende Punkt ist aber nicht so sehr die geistige Kontamination mit einer deutschen Tradition seitens einer Persönlichkeit, die theoretisch einen intellektuellen Separatismus vertrat, sondern die Rolle, die in diesem Programm Deutschland zugeschrieben wird: der Weltkrieg, den die deutschen Juden auf deutscher Seite zu kämpfen haben, gilt als Schule der Gemeinschaftserfahrung, die dann später in einem jüdischen Erneuerungsprogramm verwertet werden soll. Somit ist die Voraussetzung für die Selbstidentität die vorläufige Identifikation mit etwas Wesensfremdem: in diesem Falle mit den deutschen Interessen im Ersten Weltkrieg.

Diese etwas verwickelte Haltung im Krieg erlaubt es Buber einerseits, ein Loyalitätsbekenntnis zu Deutschland abzulegen, andererseits aber auf einer formalen Neutralität oder Reinhaltung des Judentums im Krieg zu bestehen, da die Identifikation mit der deutschen Politik und dem deutschen Volk nur auf Zeit erfolgen soll.

Im ersten Jahrgang der Zeitschrift wird die *erzieherische Bedeutung* des Krieges auf verschiedenen Ebenen debattiert, wobei auch die Literaturkritik an dieser kriegsideologischen Auseinandersetzung teilhat. In einem kurzen Artikel von Max Mayer z. B., der die Frage der zu bevorzugenden Sprache behandelt und sich für die Gleichberechtigung des Neuhebräischen und des Jiddischen entscheidet¹⁷, scheidet

¹⁶ *Ibid.*

¹⁷ Max Mayer, ‚Rivalen oder Verbündete?‘, in: *Der Jude*, Bd. I, No.2 (1916/1917), S. 67.

nen die Kriegsideologieparolen auf die Literatur appliziert zu sein: auch im Geistigen spielt sich eine Entscheidungsschlacht ab, da Mayer die Renaissance der hebräischen und jiddischen Sprache und Literatur in den letzten Jahren eine „instinktive Mobilmachung des Volkswillens für den unvermeidlichen Entscheidungskampf“¹⁸ nennt.

In einem differenzierten Aufsatz von Max Brod wird die erzieherische Funktion analysiert, die der Krieg „für unsere Schriftsteller und Dichter“¹⁹ haben sollte: der Krieg soll den Weg zu einer neuen Gemeinschaft zeigen und den westjüdischen Literaten aus seinem negativen Egozentrismus und seinen gemeinschaftsflüchtigen Tendenzen befreien. Brod kritisiert Werfel und Hofmannsthal, weil aus ihren Schriften kein Weltschmerz, sondern nur ein Ich-Schmerz spreche. Der einzige Schriftsteller, den Brod in seiner Kritik teilweise ausnimmt, ist Franz Kafka, weil dieser den isolierten Menschen zeige, diese Isolierung jedoch als Sünde auffasse. So ist nach Brod das Gefühl für die Gemeinschaft auch bei Kafka vorhanden, wenn auch mit negativen Vorzeichen als Mangel und Verlust.

Eine weitere Kategorie, die in diesem Kriegsideologie-Komplex eine Rolle spielt, sowohl für das Nationaljudentum im allgemeinen als auch für die davon abgeleiteten literaturwissenschaftlichen Kriterien, ist die Kategorie der Abstraktion. Mit diesem Begriff überschneidet sich die Kriegsideologie mit einer Zivilisationskritik, die ihrerseits mit biologisch-lebensphilosophischen Kategorien operiert. Wie die Assimilation kritisiert wurde, weil sie abstrakt war, derart sollte das zurückgewonnene Judentum *lebendig* sein: das Judentum sollte nicht mittels einer Einsicht, als intellektuelle Aneignung, erlangt werden, sondern man sollte sich in ihm „einleben“ und „einfühlen“²⁰.

Entsprechend dieser Auffassung wird das Volk im Bild des *Organismus* und der *organischen Einheit* festgehalten, in Opposition gegen die einebnende Abstraktheit einer intellektuellen Zugehörigkeit, wie sie z. B. aus dem unpersönlichen Prinzip des Rechtsstaats hergeleitet ist.

Die zwei entgegengesetzten Begriffe von Volk und Staat waren der Anlaß zu einer Polemik, die zwischen Hermann Cohen und Martin Buber auch in *Der Jude* 1916 ausgetragen wurde. Die Auffassung des Judentums als Religion und Ideenlehre ist für den Neokantianer Cohen funktional für seine Definition der Nation: diese wird erst vom Staat konstituiert, ist somit geschichtlich und gilt als Quintessenz der Ethik auf Erden; wohingegen für Buber das Judentum nur als organisches und erlebtes Judentum seine Berechtigung hat und die Nation als geistige Realität und als Gemeinschaft verstanden wird.

Überschaut man die acht Jahrgänge der Zeitschrift in groben Linien, so ist noch vor dem Ende des Weltkrieges eine progressive Überwindung der Kriegsideologie-

¹⁸ *Ibid.*, S. 65.

¹⁹ Max Brod, ‚Unsere Literaten und die Gemeinschaft‘, in: *Der Jude*, Bd. I, No.7 (1916/1917), S. 460.

²⁰ Zur Analogie zwischen einigen zentralen zionistischen Begriffen und der völkischen Ideologie vgl. George L. Mosse, *Germans and the Jews. The Right, the Left, and the Search for a ‚third Force‘ in Pre-Nazi Germany*, New York 1970, S. 77–115.

parolen zu beobachten; dies deutet auf eine Gesinnungsänderung, die sich auch darin ausdrückt, daß die jüdische Identität und die jüdischen Interessen einerseits und die deutsche Politik andererseits auseinandergehalten werden. Diese veränderte Auffassung expliziert sich auch begrifflich und terminologisch in einem Paradigmenwechsel: die Erlebnismetaphysik wird im Verlauf der Kriegsjahre überwunden, und die mystische Terminologie der ersten Jahre der Zeitschrift wird zugunsten einer mehr analytischen Begrifflichkeit aufgegeben.

Vor allem nach dem Mord an Rathenau im Jahr 1922 wird die deutsche Aktualität direkt und analytisch aufgenommen. Diese Reaktion auf aktuelle deutsche Gegebenheiten ist ein neuer Zug der Zeitschrift, denn bis zu diesem Zeitpunkt erfolgten in *Der Jude* Stellungnahmen zu aktuellen Themen erst dann, wenn diese die jüdischen Interessen berührten, wie z. B. die Reaktion auf die Balfour Deklaration 1917 oder die deutsche Grenzsperrung für die Ostjuden 1918.

Vorher waren in der Zeitschrift die allgemeinen deutschen politischen Begebenheiten lange ignoriert worden. So wurden die Umstände, die die Gründung der ersten deutschen Republik begleitet haben, nicht unmittelbar kommentiert; es findet sich z. B. nicht ein Artikel, der auf die Niederschlagung der Bayerischen Räterepublik und auf den Mord an Landauer Bezug nimmt. Dies ist besonders befremdend, da Landauer bekanntlich ein Freund von Buber war und auch einige Artikel in *Der Jude* veröffentlicht hatte. Die einzige Bezugnahme besteht darin, daß Aufsätze über Allgemeinthemen nach dem Mai 1919 dem Andenken Landauers gewidmet sind. Jedoch wird in den Leitartikeln zu spezifischen aktuellen Themen keine Analyse geleistet.

Wenn dieses Ignorieren deutscher Begebenheiten zur offiziellen Politik von Buber und den deutschen Zionisten gehörte und auch Teil der zionistischen Identität war, dann wird mit dem Mord an Rathenau – inoffiziell – die deutsche Aktualität doch eingeholt: ab diesem Moment werden in der Zeitschrift die Vorgänge in Deutschland registriert und analysiert, wie überhaupt generell eine Interessenverschiebung zugunsten Deutschlands feststellbar ist. War zuvor in den Kriegsjahren das Interesse auf die Ostjuden gerichtet, und zwar mit der didaktischen Funktion, westjüdischen Lesern das zumeist unbekannte Leben der Ostjuden aus religiöser, ökonomischer, soziologischer und historischer Sicht näherzubringen, so ist ab der Gründung der Weimarer Republik ein immer stärkeres Interesse für Deutschland zu verspüren, das sich vor allem auf eine Analyse des Antisemitismus konzentrierte. In diesen Jahren werden z. B. die Aufsätze von Arnold Zweig über den deutschen Antisemitismus in *Der Jude* publiziert, die 1927 im Buch *Caliban oder Politik und Leidenschaft* zusammengefaßt wurden.

Gerade die Analyse des Antisemitismus, wie dieser sich in der ersten Phase der Weimarer Republik manifestiert hat, bildet einen neuen Zug der Zeitschrift und zeugt von einem abgeklärten Verhältnis zu Deutschland, wenn man es mit den Kriegsjahren vergleicht. Dies wird auch durch die Tatsache verdeutlicht, daß die 1916 im deutschen Heer durchgeführte Judenzählung in den darauffolgenden Hefen der Zeitschrift ignoriert wurde und zu keiner Analyse des Antisemitismus im deutschen Heer während des Ersten Weltkriegs geführt hatte.

Der Aufsatz *Politische Gegenwartsprobleme des deutschen Judentums* von Paul Amann²¹, der nach den Pogromen von 1923 im Berliner Scheunenviertel die Antisemiten „die neueste Abart der Judenfeinde“²², d. h. die der „Hakenkreuzler“²³, nennt, zeugt deutlich von dieser veränderten Einstellung zu Deutschland und zu deutschen Begebenheiten.

Der Aufsatz scheint sehr fern von Bubers Kriegsideologie und Erlebnismystik der ersten Kriegsjahre zu sein, sowohl hinsichtlich der Analyse wie der Terminologie. Dabei ist besonders interessant, daß Amann diesen neuen Antisemitismus mit der Kategorie der Irrationalität zu fassen sucht. Dieser Begriff wird bei ihm jedoch anders verwendet, als dies in der offiziellen zionistischen Untersuchung des Antisemitismus geschieht, wo mit der gleichen Kategorie ein Komplex von Urtrieben verstanden wird, die metahistorisch und metapsychologisch und demzufolge unausrottbar sind. Bei Amann kann man hingegen hinter der Irrationalität seine Unfähigkeit heraushören, dieses Phänomen analytisch zu bewältigen: der Autor ist sich bewußt, daß diese Unfähigkeit daraus resultiert, daß die eigenen Kategorien noch aus der Vorkriegszeit stammen, wobei dieses Phänomen etwas qualitativ Neues ist gegenüber dem üblichen Antisemitismus im Wilhelminischen Reich. Somit zeugt die Kategorie des Irrationalismus von der eigenen eingestandenen *analytischen Ohnmacht*: „Aber es wäre töricht, an dieser Stelle solchen Gegnern Ratschläge geben zu wollen, wie gewisse Wochenschriften alten Stiles tun zu pflegten. Es handelt sich ganz offenbar um eine elementare Äußerung der Masseninstinkte, die durch das Herausheben [der] nur häßlichen und törichten Elemente [der Hakenkreuzler] nicht hinreichend gekennzeichnet ist. Auch wer längst von der Erkenntnis durchdrungen ist, daß in Deutschland jede soziale Erschütterung den Judenhaß verstärkt, dürfte über das jetzige Aufflammen schlimmerer Feindschaft etwas erstaunt sein.“²⁴

Dieser Artikel bekundet auch eine Absage an Deutschland als Kulturnation und thematisiert einen deutschen Sonderweg hinsichtlich der jüdischen Assimilation in Europa: „Es ist also, von außen gesehen, die jüdische Funktion in Deutschland nicht ohne Beispiel, so viel Sonderzüge sie aufweisen mag. Vom deutsch-jüdischen Standpunkte ist im viel erörterten Problem der Assimilation ein deutscher Sonderzug stark hervorzuheben: in Frankreich, England, Italien, Rußland steht einer wenig zahlreichen jüdischen Bevölkerung eine höchst durchgebildete, auch im Geistigen traditionsstarke Gesellschaft gegenüber; da die Juden dort zum Teil fremdsprachige Zuwanderer sind, ist weitgehende Angleichung an die neue Umwelt eine Selbstverständlichkeit. Die ‚Europäisierung‘ der deutschen Juden hingegen ist kaum viel jünger als das Neueintreten Deutschlands in die allgemeine Kulturgeschichte; die deutsche oder vielmehr preussische Gesellschaft enthält wohl in der Armee, in Junker- und Beamtentum Kerne verfestigter Tradition, im ganzen aber

²¹ Paul Amann, ‚Politische Gegenwartsprobleme des deutschen Antisemitismus‘, in: *Der Jude*, Bd. VIII, No.1 (1924), S. 1–8.

²² *Ibid.*, S. 1.

²³ *Ibid.*

²⁴ *Ibid.*

ist alles unfertig und nun gar in eine Krise auf Leben und Tod getreten. Was Wunder, wenn die Zuckungen dieser Wehen [der Weimarer Republik], die einer Agonie zum Verwecheln ähnlich sehen, den ‚Fremdling in ihrer Mitte‘, den ‚loyalen Staatsbürger‘ bedrohen? Ich weiß keinen für alle gangbaren Ausweg aus solcher Not; aber es schien mir nützlich, wenigstens die Elemente zu analysieren, die da im Aufbruch sind.“²⁵

Die Entwicklung der Zeitschrift vom Ersten Weltkrieg bis zur Frühphase der Weimarer Republik ist somit durch zwei sich gegenseitig bedingende Momente gekennzeichnet: auf der einen Seite wird die exaltierte und abstrakte Sprache der Erlebnismetaphysik zugunsten einer nüchternen Sprache und analytischen Denkens überwunden; auf der anderen Seite wird das Verhältnis zu Deutschland dahingehend geklärt, daß man die eigene Identität als rein jüdisch definiert. Dieses veränderte Verhältnis zu Deutschland drückt sich somit in der Überwindung der geistigen Kontamination mit der deutschen völkischen und kriegsideologischen Tradition aus. Das soweit geregelte Verhältnis zu Deutschland scheint den Blick auf einige interne Dynamiken der Frühphase der Weimarer Republik freizulegen, die vom Standpunkt eines fast außenstehenden Beobachters wahrgenommen werden.

Der Prozeß der Absonderung von Deutschland, vom deutschen Volk und von der deutschen Kulturtradition löst einen weiteren Reflex aus, nämlich eine Art ‚jüdische Vereinnahmung‘ von Persönlichkeiten wie Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, Kurt Eisner, Gustav Landauer und zuletzt Walter Rathenau, die in der ersten Phase der Weimarer Republik ermordet wurden: ihnen wird in der Zeitschrift eine rein jüdische Identität verliehen, weil sie als jüdische Märtyrer galten, die sich für ein „fremdes Volk“ und auf „fremdem Boden“ geopfert haben²⁶.

Andererseits wird die Weimarer Republik in einem übernationalen Sinne unterstützt²⁷. Diese Anteilnahme erfolgte aus dem Bekenntnis zu Parlamentarismus, Demokratie und Legalität, die explizit gegen den deutschen antidemokratischen Nationalismus einerseits²⁸ und gegen die germanischen ‚Tugenden‘ wie Militarismus, Herdenpsychologie und Führerprinzip andererseits ausgespielt werden²⁹. Paradoxerweise scheint somit die Unterstützung der Republik kein Bekenntnis zu Deutschland zu sein, sondern ist mit einer neuen Marginalität verbunden; so kommt in *Der Jude* einige Male die Besorgnis zum Ausdruck, daß die Republik allein von den Wählern der Koalitionsparteien und von den Juden unterstützt werde³⁰.

²⁵ *Ibid.*, S. 8.

²⁶ Z.B. Ernst Simon, ‚Der werdende Mensch und der werdende Jude‘, in: *Der Jude*, Bd. VI, No.7 (1921/22), S. 469; Rudolf Samuel, ‚Sozialismus‘, in: *Der Jude*, Bd. VI, No.10 (1921/22), S. 630 und Bertha Badt-Strauss, ‚Rosa Luxemburg‘, in: *Der Jude*, Bd. VIII, No.3 (1924), S. 186–189.

²⁷ Z.B. Ernst Simon, ‚Im Chaos‘, in: *Der Jude*, Bd. VII, No.10/11 (1923), S. 655.

²⁸ Arnold Zweig, ‚Der heutige deutsche Antisemitismus‘, in: *Der Jude*, Bd. V, No.11 (1920/21), S. 623.

²⁹ Oskar Baum, ‚Die jüdische Gefahr‘, in: *Der Jude*, Bd. VII, No.7/8 (1923), S. 422 u. ff.

³⁰ Z.B. David Koingen: „Keiner wollte, keiner liebte auf die Dauer diese Revolution der Demokratie, ausgenommen die Männer der Regierung und ihre Anhängerschaft und uns Juden.“

Man kann diese Distanzierung von Deutschland auch in der allgemeinen Kulturpolitik der Zeitschrift feststellen. Seit dem Kriegsende wurden vermehrt literaturwissenschaftliche Artikel veröffentlicht, die auch auf poetologischer Ebene eine eigene Identität voraussetzen, die sich von der deutschen Tradition, wenn nicht gar von der abendländischen, differenziert.

Im Aufsatz *Die orientalische Metapher*³¹ z. B. übernimmt Meir Wiener die traditionelle, auch vom späten Goethe angenommene Antinomie zwischen westlich logischer Denkweise und orientalischer unplastischer, überschwenglicher Phantasie und formuliert diese Dichotomie in eine jüdische Problematik um: die biblische und im allgemeinen die hebräische Dichtung werden in *Der Jude* der orientalischen Kulturwelt zugeordnet. Diese Verankerung des „semitischen Geistes“ und der „semitischen Begabung“ im unplastischen, gleichnishaften Orient erlaubt Meir Wiener, für die hebräische Kulturwelt einen anderen Kulturbereich als den der hellenisch-abendländischen Tradition zu postulieren.

In seinem berühmten Aufsatz *Halacha und Aggada* bietet Bialik eine moderne *l'art pour l'art*-Kritik, die ausschließlich mit jüdischen Begriffen operiert und somit eine rein jüdische Ästhetik absteckt³².

Würde man diese Aufsätze vereinzelt lesen, so könnte man zu dem Schluß kommen, daß sie nur Fragen der Dichtkunst behandeln. Im Kontext der Zeitschrift drücken sie jedoch eine Tendenz aus, sich von der deutschen kulturellen Tradition zu distanzieren, um eine rein jüdische Identität zu statuieren.

Wenn man im allgemeinen diese Entwicklung in der Zeitschrift feststellen kann, so bleibt die Literaturkritik von diesem Prozeß ausgeschlossen: es ist keine Entwicklung auszumachen, was die Rolle der Literatur betrifft, denn diese bleibt generell einem Denken verpflichtet, das noch der Erlebnismetaphysik angehört. Von der Literatur wird verlangt, daß sie ein im nationaljüdischen Sinne erlebtes, organisches Judentum vorführe. Sie soll nicht abstrakt jüdische Themen und Werte aufzählen, sondern eine immanente Behandlung jüdischer Stoffe und Motive liefern und derart ein geschlossenes Bild des Judentums geben. Somit hat in der expliziten Intention der Zeitschrift die jüdisch-zionistische Literatur eine primär didaktische und keine ästhetische Funktion: sie soll gelebtes Judentum vermitteln und die westjüdischen Leser animieren. Das eigentliche Niveau der Literatur wird in der Zeitschrift nicht zur Diskussion gestellt.

Dieses Festhalten an konstanten literaturwissenschaftlichen Kriterien kann dahingehend interpretiert werden, daß die zionistische Literatur von Anfang an auf einer Selbstidentität basierte und somit vom Identitätswandel zwischen dem Ersten Weltkrieg und der Frühphase der Weimarer Republik nicht berührt wurde.

Wir waren vielleicht die einzigen, die reif für die Freiheiten waren [...]“, in David Koingen, ‚Im Wirbel der Geschichte‘, in: *Der Jude*, Bd. VI, No.3 (1921/22), S. 151.

³¹ Meir Wiener, ‚Die orientalische Metapher‘, in: *Der Jude*, Bd. VI, No.3 (1921/22), S. 167–174.

³² Chaim Nachman Bialik, ‚Halacha und Aggada‘, in: *Der Jude*, Bd. IV, No.1/2 (1919/20), S. 61–77.

Die wichtige Frage, inwieweit man aber ein lebendiges, integriertes Judentum im Stadium der Assimilation im Westen wiedererlangen und literarisch verwerten könne, blieb offen. Alle Artikel, die sich in *Der Jude* mit literaturwissenschaftlichen Themen mit Bezug auf westjüdische Schriftsteller auseinandersetzen, begnügen sich mit der Feststellung, daß ein organisches Judentum und eine gelebte Gemeinschaft in ihren Schriften fehle; abgesehen von diesen prinzipiellen Grundsatzklärungen werden jedoch keine Hinweise geboten, wie ein gelebtes Judentum literarisch bei einem in diesem Sinne sozusagen nach-assimilatorischen jüdischen Schriftsteller auszusehen habe. Man beschränkt sich lediglich auf die Aufzählung von Kriterien, die eine jüdische Literatur ausmachen.

Das Bewußtsein, daß die jüdische Literatur im kulturzionistischen Sinne *per definitionem* nur eine vorassimilatorische sein kann, weil ein integriertes Judentum nur im ostjüdischen *Shtetl* anzutreffen ist, wird in den acht Jahrgängen der Zeitschrift nie explizit festgestellt. Empirisch haben jedoch in der Zeitschrift nur ostjüdische Schriftsteller, die neuhebräisch oder jiddisch schreiben, Gewicht. Als echte jüdische Schriftsteller im kulturzionistischen Sinne werden Bialik und Agnon angesehen, und ihre Literatur erhält in der Zeitschrift das kulturzionistische Prädikat „volljüdisch“, wobei dieses Kriterium sich auf *Sprache* und *Thema* stützt.

Das Sprachproblem wird in der Zeitschrift in mehreren Artikeln und Aufsätzen erörtert und dabei verschieden gehandhabt: von der radikalen Äußerung, daß zionistische Literatur auf deutsch nur Literatur sei und nicht zionistisch³³, bis hin zu der Forderung, daß „Schriftsteller über uns und für uns schreiben sollen“³⁴, wobei das Sprachproblem offen gelassen wird.

Im allgemeinen kann man jedoch eine Haupttendenz in der Zeitschrift feststellen, die dem Neuhebräischen eine exklusive Bedeutung beimißt: es wird eine Hebraisierung des deutschen Judentums herbeigewünscht³⁵, weil damit das Exil linguistisch überwunden und der ursprüngliche hebräische Geist wiederbelebt werden könne. Wie Bialik in einem Artikel bemerkt, hat das eigentliche Exil der Juden nicht mit der Diaspora angefangen, sondern der Bruch war sprachlich bedingt: das Judentum wurde mit der Annahme fremder Sprachen wurzellos, weil damit „das letzte Band zwischen sich und seinem Genius, dem heiligen Geiste, zerrissen [wurde]“³⁶.

Anhand dieser kulturzionistischen Auffassung der hebräischen Sprache wird Bialik in *Der Jude* eine Ehrenrolle zuerkannt: als erster hebräischer Dichter hat er „das abstrakte Wort“³⁷ überwunden und gilt deshalb als „der erste Mensch in unserer Literatur“³⁸.

³³ Hugo Bergmann, ‚Das hebräische Buch und die deutschen Zionisten‘, in: *Der Jude*, Bd. IV, No.6 (1919/20), S. 288.

³⁴ Siegfried von Praag, ‚Der Jude im Roman‘, in: *Der Jude*, Bd. VI, No.12 (1921/22), S. 763.

³⁵ So z. B. Hugo Bergmann, *loc.cit.*, S. 287.

³⁶ Chaim Nachman Bialik, ‚Jüdische Wissenschaft in fremder Sprache‘, in: *Der Jude*, Bd. VIII, No.10 (1924), S. 567.

³⁷ Z. Auerbach, ‚Bialik‘, in: *Der Jude*, Bd. I, No.4 (1916/17), S. 274.

³⁸ *Ibid.*

Neben der Sprache ist das andere Kriterium für die Definition einer ‚volljüdischen‘ Literatur die Handlung und die Thematik. Die Erzählungen von Agnon und Bialik, die in *Der Jude* publiziert wurden, thematisieren die Welt der Ostjuden: in ihnen wird ein Bild des Judentums entworfen, als dieses noch eine Einheitskultur bildete, weil das religiöse, das kulturelle und das soziale Leben ineinanderverwoben waren. In der Erzählung *Abstieg und Aufstieg* von Agnon wird z. B. der ökonomische Ruin und die Rettung eines ostjüdischen Kaufmanns ins Verhältnis zu seiner Gottesergebenheit gesetzt.

In der Zeitschrift wird somit eine Literatur präsentiert, die keine – oder noch keine – Identitätskrise erfahren hat, weil sie die Dualität der Assimilation gar nicht gekannt hat. Daher bietet die in *Der Jude* publizierte neuhebräische Literatur dem „zu hebraisierenden jungdeutschen Juden“ nur die Möglichkeit zur Empathie, zum Miterleben im Buberschen Sinne, aber nicht das Erörtern seiner Nöte.

Die Kritik der Assimilation, die gleichzeitig auch deren Aporie zeigt, ist in einer Kurzgeschichte von Franz Kafka enthalten, die den Titel *Ein Bericht für eine Akademie* trägt und die 1917 zusammen mit einer anderen Tiergeschichte, mit *Schakale und Araber*, in der Zeitschrift publiziert wurde. Man kann es auch als Zeichen der raffinierten Ironie Kafkas sehen, daß er gerade diese zwei Tiergeschichten als einzigen Beitrag in *Der Jude* veröffentlichen ließ, nachdem Buber ihn um Mitarbeit gebeten hatte.

Dieser Bericht, den der Affe Rotpeter einer Akademie über sein „vergangenes Affentum“ vorlegt, das er auf dem Weg zur „zivilisierten Welt“ überwunden hat, kann im Kontext der Zeitschrift auch als Parodie auf die westjüdische Assimilation gelesen werden: Die Einschiffung nach Westen wiederholt den Assimilationsprozeß der Juden von Ost nach West, mit seiner ganzen Aporie, gleichzeitig unumgänglich und trotzdem nicht geglückt weil identitätswidrig gewesen zu sein. Aus diesem Prozeß ist in Kafkas Geschichte ein denkender Affe hervorgegangen, der für das Varieté arbeitet; ein Zwitterwesen also, das sich auf halbem Wege zwischen Tier und Mensch befindet und das die an ihm vollzogene Akkulturation zum Vergnügen der Zuschauer auf der Bühne mimt: „Nahezu fünf Jahre trennen mich vom Affentum, eine Zeit, kurz vielleicht am Kalender gemessen, unendlich lang aber durchzugaloppieren, so wie ich es getan habe, streckenweise begleitet von vortrefflichen Menschen, Ratschlägen, Beifall und Orchestralmusik, aber im Grunde allein, denn alle Begleitung hielt sich, um im Bilde zu bleiben, weit vor der Barriere. Diese Leistung wäre unmöglich gewesen, wenn ich eigensinnig hätte an meinem Ursprung, an den Erinnerungen der Jugend festhalten wollen. Gerade Verzicht auf jeden Eigensinn war das oberste Gebot, das ich mir auferlegt hatte; ich, freier Affe, fügte mich diesem Joch.“³⁹

Der Zivilisationsprozeß hat im Bericht des Affen nicht nur den Stellenwert einer quälenden und erzwungenen Dressur, sondern wird auch in sein Gegenteil verkehrt: von der Perspektive des Endzustandes aus gesehen – d. h. der Unterhaltungskünstler als Produkt des Zivilisationsprozesses – wird das Evolutionäre und das

³⁹ Franz Kafka, ‚Ein Bericht für eine Akademie‘, in: *Der Jude*, Bd. II, No.8 (1917/1918), S. 559.

Fortschrittliche am Vermenschlichungsprozeß desavouiert. Die Wahrheit ist somit eine Umkehrung des gewohnten Sachverhaltes: die Vermenschlichung ist in Wirklichkeit eine Regression. Dies drückt sich auch in der Metapher aus, die Rotpeter für die an ihm vollzogene Akkulturation benützt: das Menschwerden als „sich in die Büsche schlagen“. Paradoxe Weise weist das Bild der Büsche auf keine tatsächliche Verhaltensweise hin, was immerhin bei einem Affen naheliegender wäre, sondern es wird als Metapher verwendet, um gerade den Zivilisationsprozeß zu bezeichnen, der den Affen eigentlich weg von den Büschen bringen sollte: „Diese Fortschritte! Dieses Eindringen der Wissenstrahlen von allen Seiten ins erwachende Hirn! Ich leugne nicht: es beglückte mich. Ich gestehe aber auch ein: ich überschätze es nicht, schon damals nicht, wieviel weniger heute. Durch eine Anstrengung, die sich bisher auf der Erde nicht wiederholt hat, habe ich die Durchschnittsbildung eines Europäers erreicht. Das wäre an sich vielleicht gar nichts, ist aber insofern doch etwas, als es mir aus dem Käfig half und mir diesen besonderen Ausweg, diesen Menschenausweg verschaffte. Es gibt eine ausgezeichnete deutsche Redensart: sich in die Büsche schlagen; das habe ich getan: ich habe mich in die Büsche geschlagen. Ich hatte keinen anderen Ausweg, immer vorausgesetzt, daß nicht die Freiheit zu wählen war.“⁴⁰

Gleichzeitig wird dieser zwiespältige Zivilisationsprozeß als einziger Ausweg Rotpeters angegeben, was in der Sekundärliteratur meistens übersehen wird⁴¹. Die Assimilation, der Weg von Ost nach West, ist somit unumgänglich, aber auch unwiderruflich, denn der Weg zurück ist im Stadium der Assimilation versperrt: „War mir zuerst die Rückkehr, wenn die Menschen gewollt hätten, freigestellt durch das ganze Tor, das der Himmel über der Erde bildet, wurde es gleichzeitig mit meiner vorwärts gepeitschten Entwicklung immer niedriger und enger; wohler und eingeschlossener fühlte ich mich in der Menschenwelt; der Sturm, der mir aus meiner Vergangenheit nachblies, sämftigte sich; heute ist es ein Luftzug, der mir die Ferse kühlt; und das Loch in der Ferne, durch das es kommt und durch das ich einstmal kam, ist so klein geworden, daß ich, wenn überhaupt die Kräfte und der Wille hinreichen würden, um bis dorthin zurückzulaufen, das Fell vom Leib mir schinden müßte, um durchzukommen.“⁴²

Wenn *Ein Bericht für eine Akademie* in der Sekundärliteratur, die den historischen Kontext des Textes berücksichtigt, im allgemeinen als Satire auf die jüdische Assimilation gilt, dann wird meistens jedoch übersehen, daß der Prozeß, den Kafka parodiert, als etwas Unumgängliches dargestellt wird und daß er damit die Simplifizierungen in Brods Programm erkennen läßt: die Akkulturation war der einzig gangbare Weg aus dem Ghetto, da die Freiheit nicht zu wählen war.

⁴⁰ *Ibid.*, S. 564–565.

⁴¹ Vgl. Ritchie Robinson, *Kafka. Judaism, Politics, and Literature*, Oxford 1985, S. 164–169.

⁴² Franz Kafka, *loc.cit.*, S. 559.

Conclusion

PETER PULZER

Between Hope and Fear: Jews and the Weimar Republic

The proclamation of the German Republic on 9th November 1918 from the balcony of the Reichstag building left the Jews of Germany as bewildered as their Gentile compatriots. On 30th January 1933, when President Hindenburg appointed Hitler *Reich* Chancellor, most Jews feared for the worst, unlike the majority of their compatriots who either approved of that step, or were prepared to wait and see what would happen. Both these events had profound consequences for the Jews of Germany, yet in neither of them was the fate of the Jews a principal factor. We may assume that even Hitler, Göring and Goebbels had other things on their minds on that fateful 30th January, however much they may have been obsessed with the "Jewish Question" before or after. The condition of Jews in modern Germany is a dependent variable. It is determined by events over which they have little control, however much they may be blamed for them or wish to take credit for them. Individual Jews may play prominent roles in politics, the economy, academic life or the arts, but the Jewish community as a collectivity, numbering about one per cent of the population, has limited power to affect its environment.

The downfall of the Hohenzollern monarchy and the coming of democracy should have been good news for Germany's Jews. The Empire's record, for all the emancipatory legislation, for all the guarantees of legal equality, was one of half-fulfilled promise. In many ways the Jews of Imperial Germany could look back on a success story. They were certainly more affluent in 1918 than in 1871 and, on average, a great deal more affluent than the rest of the population. They played a prominent role in finance, in many branches of manufacturing industry, in the free professions and, despite prejudice and discrimination, in academia. By 1918 German Jews had won seven Nobel prizes. In the municipal affairs and chambers of commerce of the larger cities, such as Berlin, Breslau, Frankfurt, Mannheim or Königsberg, they were respected office-holders. But there was another side to this largely favourable picture. To quote Fritz Stern, "Jews thrived visibly and suffered invisibly".¹

One reason for this invisible suffering was antisemitism. In its political form this turned out to be containable and was, if anything, in decline by the outbreak of the First World War. In its social form it was widespread, but intangible, with Jewish

¹ Fritz Stern, 'The Burden of Success: Reflections on German Jewry' in *Dreams and Delusions. The Drama of German History*, New York 1987, p. 100.

and non-Jewish spheres of private and associational life often, but by no means universally, separate. It was discrimination in the public service that illustrated most graphically the half-open door that was available to Jews and that led Walther Rathenau to claim that every German Jew was born a second-class citizen.² Entry to the Imperial civil service, the diplomatic service and the officer corps was to all intents and purposes barred to Jews, and none too easy even if they were baptised; the same applied to the more numerous positions at the disposal of the individual states, including school-teaching. In their relations with state and society, Jews thus found themselves in an uneasy equilibrium of integration and discrimination, opportunity and frustration, formal equality and *de facto* second-class status. To remedy this, a number of lobbying organisations had grown up, of which the *Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens* (C.V.) was the most influential. It achieved some modest successes in fighting off antisemitism and counteracting discrimination; it also gave a new solidarity to the German-Jewish community and reinforced Jewish identity. The effect of these achievements was, however, paradoxical, for they merely served to emphasise how great the gulf still was between aspiration and reality. Jews, it was evident by 1914, were, and were likely to remain, a different kind of German.

This did not mean that Jews as a group were alienated from the German state. They were, for the most part, patriots and monarchists and proud of their German culture. But they were also critical of the *status quo* to a greater extent than their social analogues among the non-Jewish population and more conscious of the shortcomings of structures of the Empire. They represented a self-consciously bourgeois element in a society that was still, to a considerable extent, dominated by aristocratic values.

The war deepened all these divisions, even though the Emperor's proclamation that he knew no parties, only Germans, was interpreted by most Jews as an olive branch. Initially, indeed, conditions for Jews improved. Leading Jewish businessmen, like Walther Rathenau and Albert Ballin, were drawn into government service, in the army Jews were promoted to officer rank, and Jewish organisations and propagandists were recruited to influence the opinions of their co-religionists in Eastern Europe and the USA. Above all, the government took firm steps to clamp down on the extreme racist Right and to discourage the activities of the more notorious antisemites. Jewish hopes for final, total inclusion in German society and the German state seemed on the point of being realised; Jewish faith in the values of German culture seemed at last to be justified.

The civic truce that formed the foundation of this confidence did not last. As the war dragged on, as disputes over war aims became more bitter, as casualties mounted and privations on the home front increased, the political polarisations of the prewar period reappeared in an intensified form. After the initial patriotic euphoria most prominent Jews came to favour a compromise peace. That was as true of intellectuals and the business community as it was of Jews on the Socialist

² Walther Rathenau, 'Staat und Judentum', *Gesammelte Werke*, Berlin 1918, Vol. I, p. 189.

Left. In the last two years of the war the forces of the far Right gained an ascendance within the affairs of the Empire. They brought about the resignation of the relatively conciliatory Chancellor Theobald von Bethmann Hollweg and increasingly envisaged the achievement of total military victory as the prelude to an authoritarian counter-revolution in domestic politics. 1917 saw the creation of the first mass-based German political party of the Right, the *Deutsche Vaterlandspartei*, which, while not explicitly antisemitic, was certainly hospitable to antisemites. But two events, more than any others, combined to shake the faith of Germany's Jews in the goodwill and integrity of their rulers. The first was the decision of the Prussian War Ministry in 1916 to conduct a census of Jews serving in the army, the so-called *Judenzählung*, to test the allegation that Jews were shirking frontline service. The second was the ban on Jewish immigration from Eastern Europe in the spring of 1918, the so-called *Grenzsperre*, on the grounds that the immigrants were a health risk. Both factors marked a reversion to explicit, state-sponsored discrimination; even those German Jews who regarded their Eastern brethren with some disdain realised that the *Grenzsperre* was the thin edge of the discriminatory wedge.

When, therefore, the Emperor abdicated on 9th November 1918 and the monarchy came to an end, fewer Jews had cause to mourn the passing of the old order than might have seemed plausible in 1914 or 1890. The Empire and its rulers had failed to fulfil their promise. The last two years of the war had demonstrated that Jews remained Germany's step-children. But none of these realisations made it easy to face the challenge of the revolutionary upheavals of 1918–19 or to adapt to a republic with a democratic constitution. Many Jews, like their Gentile fellow-citizens, remained monarchists, despite their misgivings about Wilhelm II; many were bitter at Germany's defeat in 1918 and resented the terms of the peace treaty, even though they knew they had been misled by an incompetent government. Most Jews had more to lose than to gain from social and economic upheaval. Many were embarrassed by the sudden rise to prominence of political leaders of Jewish descent, whether among the moderate *Mehrheitssozialdemokratie* (MSPD), the more radical *Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands* (USPD) or on the revolutionary Left – personalities like the co-founder of the German Communist Party, Rosa Luxemburg, Kurt Eisner, the head of the first revolutionary government of Bavaria, and the numerous Jews in the two Bavarian Soviet republics of spring 1919.³

On balance, hope predominated over fear during this critical period, at any rate as far as opinion-leaders were concerned. Hugo Sonnenfeld was prepared to let bygones be bygones on behalf of the C.V.: “Wir wollen alle die Schmähungen, die man uns angetan hat, zurückstellen.”⁴ Franz Oppenheimer combined optimism

³ Werner T. Angress, ‘Juden im politischen Leben der Revolutionszeit’, in *Deutsches Judentum in Krieg und Revolution, 1916–1923*. Ein Sammelband herausgegeben von Werner E. Mosse unter Mitwirkung von Arnold Paucker, Tübingen 1971 (Schriftenreihe wissenschaftliche Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 25), pp. 137–316.

⁴ Hugo Sonnenfeld, ‘Die Kundgebung des Centralvereins am 2. November 1918’, *Im Deutschen Reich*, XXIV/11, November 1918, pp. 433–434.

with patriotism: "Deutschland ist nicht verloren, Deutschland kann nicht verloren sein. Was wir verloren haben, sind tote Dinge!"⁵ The Zionist *Jüdische Rundschau* positively welcomed the new order: "Wir wissen und vertrauen ... daß wiederum Ketten gefallen sind, die die Menschheit und auch das jüdische Volk schwer gedrückt haben ... Wir begrüßen die Revolution!"⁶ The *Neue Jüdische Monatshefte*, too, foresaw "zwischen dem neuen Deutschland und dem Judentum ... ein Verhältnis der Freundschaft und Sympathie".⁷ Although some Jews were in the forefront of the Revolution and others were actively hostile to it, the majority hoped for a peaceful evolution that would guarantee civil liberties, property rights and religious freedom.

When the *Deutsche Demokratische Partei* (DDP) was formed out of the pre-war Liberal parties, with such eminent Jewish figures as the editor of the *Berliner Tageblatt*, Theodor Wolff, and the constitutional lawyer Hugo Preuß among its leading lights, most German Jews instinctively saw it as their new political home. When this party won over 18% of the vote in the election to the Constituent Assembly at Weimar, the omens for a stable, Liberal polity seemed favourable. When the Weimar Assembly adopted a constitution that contained a comprehensive catalogue of civil rights, including a specific guarantee of religious equality and of property rights, it looked as though the political environment for a free and secure life for Germany's Jews had at last arrived. From 1919 to 1932 the majority of German Jews were, in the modern phrase, constitutional patriots. For most of this time, as Martin Liepach has shown,⁸ they voted for the DDP, as the warranty of their rights under a Liberal republican regime.

Real life, however, was more complicated than this. In many respects opportunities for Jews did become more open than they had been under the Empire. While the Army remained as exclusive as ever, it now formed the exception. The number of Jews in the *Reich* civil service was not large either, but at least some of them reached high rank, for instance Hans Schäffer, who became State Secretary in the Finance Ministry, and the convert Curt Joël, who reached the same rank in the Ministry of Justice. An even more significant change was the democratisation of the individual states, particularly Prussia, which accounted for two-thirds of the population of Germany and which, for almost the whole of the Weimar period, was ruled by a coalition of the main Republican parties. This meant not only that individual Jews reached high rank in the administration, thanks to the patronage of the SPD or the DDP, but that the organs of the state were reliable defenders of civil liberties and reliable opponents of political extremism in general and antisemitism in particular. Nothing symbolised this stance better than the appointment of Bern-

⁵ Franz Oppenheimer, *ibid.*, pp. 432–433.

⁶ 'Revolution', *Jüdische Rundschau*, 15 November 1918, p. 357.

⁷ *Neue Jüdische Monatshefte* (1918/19), p. 49.

⁸ In addition to his essay in this volume, see Martin Liepach, *Das Wahlverhalten der jüdischen Bevölkerung. Zur politischen Orientierung der Juden in der Weimarer Republik*, Tübingen 1996 (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 53).

hard Weiß as Deputy Chief of the Berlin police.⁹ The judicial service, where discriminatory policies had particularly aroused Jewish resentment, also became more open. Jewish lawyers now succeeded in reaching the higher ranks of the judiciary and in becoming state prosecutors, positions from which they had been virtually excluded before 1918. In political office Jews were less well represented, once the revolutionary period was over. After 1919 only two Jews served as *Reich* cabinet ministers: Rudolf Hilferding in Finance and, with fatal consequences, Walther Rathenau as Foreign Minister. Not all Jews who were offered public posts accepted them: the banker Max Warburg felt that ministerial office was too risky for a Jew and by 1930 that view was shared by Gentiles who were by no means antisemitic. Carl Melchior of the Warburg Bank failed to get enough support to succeed Hjalmar Schacht as President of the *Reichsbank*, and Chancellor Brüning, who would personally have welcomed the industrialist Paul Silverberg in his cabinet, decided that the political climate was too unfavourable for such an appointment. Yet the fate of individual nominations does not prove all that much: what mattered was that Jews were no longer excluded on principle. Behind the scenes, and not that much behind them, Jews were more numerous – as advisers on reparations, on the General Council of the *Reichsbank* and on the Economic Advisory Council (*Reichswirtschaftsrat*). Sometimes their position was controversial, quite often they were subjected to antisemitic innuendo or slander, but in the main those who appointed them remained loyal to them.

This somewhat uneven distribution of Jews in public life reflected their position within society. There were, on the one hand, signs of greater acceptance and integration, on the other, signs of growing hostility and rejection. Many of the indicators of social life gave mixed signals. Inter-faith marriages increased. In part this trend arose out of the secularisation of society and the greater mobility of urban life. In some major cities, like Hamburg, Mannheim or Breslau, the inter-marriage rate reached nearly 40%, which suggests a high degree of social mixing. On the other hand, local associational life showed some signs of re-segregation compared with the pre-war period. Both Till van Rahden and Jacob Borut, in their studies of very different types of community, find that where Jews were welcomed in cultural or sporting societies before 1914, acceptance declined after 1918 and those Jews who continued to hold office in such bodies were usually older members who had joined under the Empire. Yet what applied to the intimacy of local life did not necessarily apply to more anonymous national organisations. Max Liebermann was President of the Prussian Academy of Arts; Eugen Fuchs, the vice-chairman of the C.V., was also vice-chairman of the *Deutscher Anwaltsverein* and Max Hachenburg declined an invitation to become its chairman on the same grounds that had led Max Warburg to hold back from accepting exposed public offices. Perhaps more surprisingly, Heinrich Grünfeld, proprietor of an elite Berlin clothing shop, was the long-term chairman of the Association of German Retailers

⁹ See the essay by Werner T. Angress in this volume.

until the autumn of 1932. All of these owed their election to predominantly non-Jewish memberships.

The divergent fates of Jews – whether individually or collectively – as described above show how difficult it is to fit the story of Weimar Jewry into one scheme. Formal rights were now complete, as they had not been under Empire. Discrimination by public bodies diminished, even if it was not entirely eliminated. In cultural life Jews played an even greater role than before, especially in metropolitan centres like Berlin and Frankfurt, even if not to the extent that some clichés about “the golden Weimar years” suggest. Yet all of these were uncertain gains. The new rights for Jews and their increased participation were contested, because they were part of a wider democratisation that was also contested. The best measure of this was the fluctuating impact of antisemitism.

If the defeat of 1918 and the collapse of Imperial rule gave new impetus to an anti-democratic Radical Right, the prominence of Jews in the national and local upheavals of the ensuing six months fed the antisemitism that was in any case inherent in this Radical Right. Sometimes it is possible to demonstrate a direct link between the intensity of revolutionary activity and the antiemitic reaction to it. As Anthony Kauders has shown, there is no reason to suppose that antisemitism played a greater role in the politics of Nuremberg than in those of Düsseldorf before 1914, yet the difference after 1918 was striking. The only possible explanation for this development is that it was a reaction to the particularly violent revolutions in Munich.¹⁰ Indeed the exceptional strength of the Radical Right in Bavaria up to Hitler’s Beer Hall putsch of November 1923, a phenomenon for which there was little precedent under the Empire, can be traced directly to these events.

The most conspicuous symptom of this escalating antisemitism was the emergence of openly terroristic organisations of the Extreme Right, such as the *Deutschvölkischer Schutz- und Trutzbund*, an offshoot of the Pan-German League, which was responsible for the murder of Walther Rathenau in 1922. Even those nationalist and *völkisch* organisations that had avoided a clear antisemitic stance before 1914, such as the Pan-German League, now adopted that position. The *Deutsche Studentenschaft*, a new body designed to represent all German students, as well as those of Austria and the German-language universities of Czechoslovakia, was prevented from excluding Jews from membership only by the threat of forfeiting government recognition. Shadowy pre-war organisations emerged into the daylight, such as the *Germanen- und Wälsungsorden*, many of whose members formed the inner cadre of the early NSDAP, and the *Verband gegen die Überhebung des Judentums*, whose journal *Auf Vorposten* published the first German version of the Protocols of the Elders of Zion. Yet, though this qualitatively different antisemitic activity reached its peak in the years 1919–23, its origin must be sought a little earlier, in the last years of the war. It was then that the Radical Right made its first impact on government policies, as in the army census and the bar on immigration; it was then

¹⁰ In addition to his essay in this volume, see Anthony Kauders, *German Politics and the Jews. Düsseldorf and Nuremberg 1910–1933*, Oxford 1996.

that it created its first mass base in the *Deutsche Vaterlandspartei*. If we are to date a change of gear in the Radical Right and antisemitic politics of Germany, then it should be in the period 1917–23.

This ideological polarisation and turn to violence was bound to have its impact on Jewish life and political attitudes. Even before 1914 there had been a certain disillusionment with the idea of total assimilation to the Gentile German environment, whether as a short- or a long-term aim. While the C.V. had originally been founded purely as a defence body, to fight against discrimination and antisemitism, it evolved into a medium for Jewish consciousness-raising. It stimulated interest in Jewish history and literature even among secularised Jews and preached – with rather less success – against conversion and inter-marriage. Jewish student corporations, youth groups, hiking clubs and sporting associations, though not numbering many members, were a sign of the times. After 1918 their numbers and variety proliferated, ranging from conservative to extreme Left in their politics, from Orthodox to ultra-secular in their religious affiliation. A varied Jewish press flourished, including, as Marion Neiss's paper shows, Yiddish-medium journals, addressed mainly to recent immigrants from Eastern Europe.

But German Jews did not cease to think of themselves as Germans, whether in culture or in political loyalty. Too much had been invested in the project of becoming German citizens of the Jewish faith for the commitments of a century to be reversed because of periodic frustrations and disappointments. What did happen was that the Jewish element in the German-Jewish identity was emphasised more. In a memorandum prepared for the 1928 convention of the C.V., Friedrich Brodnitz defined Jews as “eine auf Abstammungsgemeinschaft basierenden Gesinnungsgemeinschaft” and distanced himself from those who insisted on “einer Überbetonung ihres *bewußten* Deutschtums”.¹¹ Even Ludwig Holländer, the Director of the C.V., affirmed that “Jews remained Jews ... because they have the feeling, despite their rationalism, that there must be something in Judaism (*es müsse im Judentum etwas stecken*) of advantage to the world and to humanity”.¹² This revival of the Jewish element in the German-Jewish identity did not make for greater unity within the Jewish community. Zionism, though still in a minority, gained in support and Orthodoxy did not decline further. These opponents of the Liberal-assimilationist German-Jewish leadership came together in the *Jüdische Volkspartei* (JVP), which contested the 1925 elections for the *Preußischer Landesverband jüdischer Gemeinden* and for local community councils. Though Liberal lists outpolled the JVP by more than 2:1 overall, the JVP scored some notable successes, in particular by forming an anti-Liberal coalition in the Berlin community from 1925 to 1930.

With the stabilisation of the Weimar Republic, following the currency reform of 1923, the antisemitic threat diminished. In the *Reichstag* elections of December 1924 and May 1928 the three “Weimar” parties (SPD, DDP and Zentrum) won

¹¹ Friedrich Brodnitz *et al.*, *Der Central-Verein der Zukunft. Eine Denkschrift zur Hauptversammlung 1928 des Central-Vereins*, Berlin 1928, p. 12.

¹² *C.V.-Zeitung* 1928/1, p. 5.

46% and 47% of the vote respectively, the Nazi Party 3% and 2.6%. But the legacy of confrontation and violence, inherited from the early years of the Republic, did not disappear entirely. To that extent Jews were conscious of a greater level of menace than under the Empire. Before 1914 the premium on law and order had been paramount. Political violence, whether antisemitic or of any other kind, was rare and was swiftly dealt with by the authorities. Under the weaker state of Weimar such firmness could not be relied on, nor, in some parts of Germany, could the neutrality of the police. This meant that defence activity and the use of the law courts, in which the C.V. already had considerable experience from the pre-1914 period, had to be stepped up. The most extreme antisemitic agitators, such as Theodor Fritsch and Julius Streicher, were convicted and served prison sentences. Civil injunctions to prevent campaigns of boycott against Jewish businesses were also in general successful. In addition, Jewish defence organisations could count on informal links with politicians of the "Weimar" parties, with the Republican defence league *Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold* and with sympathetic civil servants and police authorities, especially in Prussia. These became all the more crucial in the crisis years of the Republic, as street violence returned and vandalism against cemeteries and synagogues re-escalated. As the Nazi electoral bandwagon rolled on, Jewish organisations took what counter-measures they could, mobilising their own voters, supplying friendly parties and individual politicians with propaganda material and discreet financial aid. During the 1930 *Reichstag* election the *Reichstagswahlausschuß* pooled the efforts of all major Zionist and non-Zionist organisations for this purpose.

The end of the Weimar Republic and the Nazi seizure of power confirmed the status of the Jews as a dependent variable. Their electoral and organisational behaviour had shown that, whatever misgivings some of them might have had about the end of the monarchy in 1918, they appreciated before long that their fate was indissolubly linked with that of the Republic. On the basis of forty years' experience they thought that they had an accurate sense of the extent to which they were integrated within German society, which doors were open, which closed and why. They were, in Peter Gay's formulation, "at home in Germany".¹³ They had forty years' practice of counteracting antisemitism and were reasonably confident that they knew its strengths and weaknesses. If they had really been steeped in utopian dreams of a "German-Jewish symbiosis", they would scarcely have devoted such energy and resources to defence organisations, whose membership, by 1932, embraced the majority of the German-Jewish population. But all defence activity and all social and political life was predicated on the rule of law and the norms of civilisation that prevailed, however imperfectly, between 1871 and 1933. Within that framework Jews had a space, generously defined in some spheres, less so in others,

¹³ Peter Gay, 'In Deutschland zu Hause ... Die Juden in der Weimarer Zeit', in: *Die Juden im Nationalsozialistischen Deutschland/The Jews in Nazi Germany 1933-1943*, herausgegeben von Arnold Paucker mit Sylvia Gilchrist und Barbara Suchy, Tübingen 1986 (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 45), pp. 31-42.

that enabled them to develop their talents and ambitions and to choose whether to lead their lives predominantly within their community or outside it. 1933 destroyed that framework, though neither Jews nor non-Jews knew what would replace it. Indeed, it is doubtful whether the National Socialist leadership had a clear idea at that stage. If both Jews and non-Jews underestimated the dimensions of the disaster that awaited them, it was because there was no precedent for that kind of genocidal destruction. It was not illusions about symbiosis that left Jews – Zionists included – unprepared for the Third Reich, but their relative success, up to 1932, at keeping barbarism at bay. It was not ignorance of antisemitism that gave Jews a false sense of security in 1932, but their relative success, up to then, in containing it. To that extent the Weimar experience, with all its light and shade, was a poor preparation for coping with the Third Reich.

Index/Register

- Abs, Hermann Josef, 85
Adler-Rudel, Shalom, 44n
Agnon, Shmuel Yosef, 265, 266
Ahlwardt, Hermann, 171
Aloni, Uri (Hans Eulau), 179n
Amann, Paul, 262
Anderson, Margaret, 199n
Angress, Werner T., 2, 30, 39, **49–63**, 197n, 275n
Archimedes, 92
Arendt, Hannah, 215
Aris, Hans, 191n
Aristotle, 211
Arlosorof, Chaim, 243
Arons, Leo, 41
Asch, Adolph, 217n, 182n
- Baban-Weiß, Hilde, 51, 63
Bacharach, Theo., 176n
Bacharach, Walter Zwi, 181n, 183
Badt, Hermann, 54, 190n
Baeck, Leo, 61, 226, 227–228, 234, 235–237
Balfour, Arthur James, 31, 261
Ballestrem, Graf Nikolaus, 72n
Ballin, Albert, 272
Bar Rybak, Issachar, 250
Barlev, Jehuda, 180n
Baumann, Bertha (Rosenbaum), 206
Bauman, Zygmunt, 197n
Becker, Carl Heinrich, 115
Becker-Jákli, Barbara, 122
Bendix, Richard, 100n, 110–111
Benke, Otilie (Aust), 205n
Benz, Wolfgang, **1–6**
Berent, Margarete, 136
Berger, Alfred, 41–42, 48n
Bergmann, Werner, 6, **173–196**
Bermann-Fischer, Gottfried, 183n
Bernstein, Eduard, 31, 41, 234
Bethe, Hans, 105n
Bethmann Hollweg, Theobald von, 273
Bialik, Chaim Nachman, 264, 265–266
Blanzger, Doris, 207n
Blasius, Dirk, 215
Bloor, David, 113
- Bock, Gisela, 138
Bodenstein, Leo, 185n
Bohr, Niels, 92, 114n
Born, Max, 92
Borut, Jacob, 5, 23n, **118–133**, 275
Brand, Flora, 150
Brandes, –, 235
Braun, Adolf, 163n
Braun, Otto, 61
Braunstein, –, 40
Brender, Israel Meir, 250–251
Brenner, Michael, 30, 170n
Breslauer, Bernhard, 96
Brod, Max, 253–254, 255, 260, 267
Brodnitz, Friedrich, 277
Brubaker, Rogers, 204
Brüning, Heinrich, 60, 275
Buber, Martin, 4–5, 47, 170n, 228, 229, 232, 233–234, 243, 253, 254, 256n, 257–259, 260, 261, 262, 266
Bussche-Kessel, Frhr. von dem, 37
- Cahnmann, Werner, 126n, 129
Cahns, Albert, 180
Calvin, John, 236
Caneva, Kenneth K., 113
Cecil, Lamar, 215n
Chaimoff, Hirsch, 206
Chaimoff, Joseph, 206
Chaimoff, Leo, 206
Chamisso, Adalbert von, 250
Chasanowitsch, Leon, 244
Cicero, 211
Cohen, Hermann, 47, 234, 260
Cohen, Levi, 123
Cohn, Annie, 191n
Cohn, Bernhard, 25, 28, 48
Cohn, Michael, 47n
Cohn, Oskar, 2, 25–48
Cohn, Reinhold, 33n
Cohn, Sophie, 33
Cohn, Willy, 177, 182n, 191n, 192, 209, 212, 214
Cresti, Silvia, 5, **253–267**

- Dannenbaum, Karl, 125
 Davidsohn, Georg, 41, 188n
 Dawes, Charles Gates, 70
 Dirac, Paul Adrian Maurice, 92
 Döblin, Alfred, 47
 Dörtenbach, Max, 70n
 Dolles, Wilhelm, 190n
 Douglas, Mary, 109–110, 113
 Drews, Bill Arnold, 50, 62
 Dubiel, Helmut, 173
- Ehrenburg, Ilja, 239
 Ehrenfest, Paul, 111
 Ehrenfest, Tanja, 111
 Einstein, Albert, 47, 103n, 192
 Eisler, Robert, 4–5
 Eisner, Kurt, 163n, 166, 169, 235, 263, 273
 Elias, Norbert, 212
 Emerich, Isa (Straus), 139, 140, 141, 142, 143
 Endelmann, Todd, 215
 Eppstein, Paula, 184n
 Erik, Max, 250
 Eschelbacher, Ernestine, 136
- Farris, Ellsworth, 10
 Fassmann, Irmgard Maya, 188n
 Feder, Ernst, 10
 Fischer, Klaus, 5, **89–116**
 Fischhoff, Michael, 207n
 Fleischer, [Dr.], 55
 Fleissner, –, 235
 Flex, Walter, 230
 Forman, Paul, 115
 Frankenthal, Käte, 146
 Franklin, [Mrs.] H., 63
 Frege, Gottlob, 170n
 Freidenreich, Harriet P., 135, 139
 Frenkel, Chaim, 206
 Freud, Sigmund, 47, 229–230
 Freund, Wilhelm, 204
 Frevert, Ute, 154
 Friedrich, Adalbert, 188n, 191n
 Fritsch, Theodor, 171, 278
 Fuchs, Eugen, 275
 Fürstenberg, Hans, 84
 Fürth, Henriette, 136
 Fuks, Leo, 241
 Fuks-Mansfeld, Renate 241
- Gamson, William A., 174n
 Gay, Peter, 176, 186, 278
 Gessler, Otto, 159n
 Geyer, –, 235
- Gilbert, Parker, 70
 Gillis, John R., 197
 Glückel von Hameln, 155
 Goebbels, [Paul] Joseph, 57–58, 59, 271
 Göring, Hermann, 271
 Goethe, Johann Wolfgang von, 105, 211, 236
 Goffmann, Erving, 174n
 Golb, Joel, 197n
 Goldmann, Na[c]hum, 48n
 Goldmann, Robert, 182n, 183n
 Goldschmidt, Helmut, 175n
 Goldstein, Julius, 41
 Goldstein, Moritz, 253
 Gonzer, Meir-Alter, 247
 Goral-Sternheim, Arie, 176n, 185
 Gorelik, Schmarjahu, 247
 Goslar, Hans, 55
 Granby, Steffi (Klinenberger), 216
 Gray, Marcel, 148n
 Greger, Carl, 247
 Gronemann, Sammy, 250
 Gropius, Walter, 170n
 Grossmann, Kurt R., 62
 Grossmann, Meir, 249
 Grossmann, Wladimir, 248
 Grünberg, Uri Zwi, 250
 Grünewald, –, 235
 Grünfeld, Heinrich, 275
 Grzesinski, Albert, 52, 59, 62
 Gutheim, Ferdinand, 180n
- Haase, Hugo, 41
 Haber, Fritz, 104, 112
 Hachenburg, Max, 275
 Haenisch, Konrad, 115
 Hagen, Louis, 65–66, 75, 77n
 Hamburger, Ernst, 30, 32, 39, 45
 Hammelburger, Ludwig, 176n
 Hartmann, Hugo, 206
 Haubrecht, Rainer, 193n
 Heid, Ludger, 2, **25–48**
 Heilberg, Adolf, 204
 Heilbronner, Oded, 125n
 Heimannsberg, Magnus, 61
 Heine, –, 235
 Heine, Wolfgang, 26, 27
 Heisenberg, Werner Karl, 91, 92, 116n
 Helfferich, Karl, 40
 Helldorf, Wolfgang Graf von, 59
 Henoeh, Lilli, 151
 Henry, Frances, 215
 Hentschel, Klaus, 97n
 Hermann, Georg, 187n, 232

- Heron von Alexandria, 92
 Herz, Mathilde, 122
 Herzfeld, Joseph, 41
 Hettling, Manfred, 202n
 Hilferding, Rudolf, 275
 Hiller, Kurt, 181
 Himmler, Heinrich, 160, 172
 Hindenburg, Paul von Benneckendorf und von, 40, 194, 271
 Hindes, Matatjahu, 249
 Hirsch, Frieda, 144, 145
 Hirsch, Karl Jakob, 175n
 Hirschberg, Alfred, 9
 Hirschland, Georg, 84
 Hirschland, Kurt Martin, 70, 73, 75n
 Hitler, Adolf, 9, 13, 17, 55, 59, 61, 63, 160, 168, 171, 180n, 183n, 196n, 271, 276
 Hofmannsthal, Hugo von, 260
 Holländer, Ludwig, 178n, 277
 Hony, Siegfried, 124–125
 Hugenberg, Alfred, 9
 Hugo, Victor, 250
 Hume, David, 105
 Hurwitsch, Isaak (Eisig ben Arie Zwi Halewi), 245–246
 Husserl, Edmund, 47
- Infeld, Leopold, 103, 104
 Isaacsohn, Regina, 151n
- Jabotinsky, Wladimir, 249n
 Jakubczik, Gabriele, 218
 Jankowski, Helene, 205
 Jeggel, Utz, 187n
 Jeidels, Otto, 84
 Joël, Curt, 274
 Joffe, Adolf, 35, 39, 40
 Jonas, Regina, 153
 Jordan, Ernst Pascual, 92
 Jünger, Ernst, 165
- Kaehler, Wilhelm, 37
 Kafka, Franz, 5, 233, 234, 235, 253, 254–255, 260, 266–267
 Kaplan, Marion, 121, 122, 131, 197n, 215
 Kapp, Wolfgang, 26n, 37, 50, 208, 209
 Kareski, Georg, 54–55
 Karminski, Hannah, 142n
 Katzenstein, Simon, 34
 Kauders, Anthony, 6, 159–172, 199n, 276
 Kerr, Alfred, 210
 Key, Ellen, 144
 Kleeberg, Julius, 195
- Kleemann, Wilhelm, 52
 Klein, Felix, 116
 Klein, Martin J., 111
 Kleist, Heinrich von, 254
 Klemperer, Victor, 219n
 Klinenberger, Sigmund, 216n
 Klinow, J., 240, 241
 Klotz, Helmut, 59
 Kochmann, Arthur, 32n
 Kohn, –, 235
 Kohn, E., 244
 Kohn, Hans, 228n
 Koselleck, Reinhart, 226n, 227n
 Koshar, Rudy, 119
 Krebs, Moritz, 202n
 Krüger, Maren, 6
 Krupp, Gustav von Bohlen und Albach, 74
 Kuhlemann, Frank-Michael, 197n
 Kuhn, Thomas S., 96, 113
- Lachmann-Mosse, Hans, 53
 Lakatos, Imre, 113
 Landau, Jacob, 249
 Landau, Theodor, 217
 Landauer, Gustav, 47, 169, 208, 234, 261, 263
 Landsberg, Otto, 26–27n
 Langmaid, Janet, 6
 Lasker-Schüler, Else, 47
 Lederer, Eugen, 55
 Lenard, Philipp, 90
 Leven, Moritz, 230–231
 Levenson, Alan, 215
 Levinsohn, –, 235
 Liang, Hsi-huey, 51
 Lichtenstein, Max, 32n
 Liebermann von Wahlendorf, Willy Ritter, 181n
 Liebermann, Max, 47, 182n, 275
 Liebknecht, Karl, 26, 27, 263
 Liebknecht, Theodor, 26, 27
 Liepach, Martin, 5, 9–23, 274
 Lifschitz, Samuel, 44n
 Lilienthal, –, 235
 Lipinsky, –, 235
 Lissauer, Ernst, 231
 Littmann, Ellen, 136
 Locker, Berl, 246
 Loeb, Rudolf, 84
 Löbe, Paul, 59
 Löwenfeld, Philipp, 179n
 Löwenthal, Leo, 173, 183, 192
 Löwy, Jizchak, 255
 Lowenstein, Steven, 216n
 Lubinski, Georg, 44n

- Ludendorff, Erich, 40
 Lüdemann, –, 183
 Lükig, Andreas, 202n
 Luhmann, Niklas, 200n
 Luther, Hans, 74
 Luther, Martin, 236
 Luxemburg, Rosa, 27, 41, 47, 208, 235, 263, 273
- Mahler, Gustav, 47
 Maimon, Salomon, 99
 Maisel-Hess, Grete, 147
 Manley, Rebecca, 197n
 Mann, Golo, 13
 Mann, Thomas, 259
 Marck (Wegner), Lola (Landau), 202, 216–217, 219
 Marck, Alfred [Alfons], 202, 203
 Marck, Rosa (Heimann), 202
 Marck, Siegfried, 202, 216, 217
 Marcuse, Max, 214
 Markus, –, 235
 Marr, Wilhelm, 160
 Marx, Karl, 244n
 Mayer, Max, 259–260
 Mecklenburg, Lucy, 138
 Meinecke, Friedrich, 159–160, 171
 Meiring, Kerstin, 215
 Meitner, Lise, 104
 Melchior, Carl, 70, 75n, 76n, 78n, 275
 Mendelssohn, Moses, 106, 107
 Mendes-Flohr, Paul, 5, 225–237
 Merton, Robert K., 93, 112
 Meyer, A.G., 184n
 Modigliani, Andre, 174n
 Moore, Deborah Dash, 219n
 Mosse, George L., 13–14, 176n, 230
 Mosse, Martha, 136
 Mosse, Werner E., 200
 Mühsam, Erich, 169
- Nabokov, Vladimir, 239
 Naphtali, Fritz, 48n
 Nathan, Henry, 74
 Neiss, Marion, 2, 239–251, 277
 Neppach, [Frau], 151
 Neumann, Franz, 173n
 Nietzsche, Friedrich, 160–161
 Niger, S., 247
 Nipperdey, Thomas, 123n
- Oppenheim, Simon Alfred von, 70, 77
 Oppenheimer, Franz, 273–274
 Orfali, Stephanie, 144n, 154
 Osborn, Max, 182n
 Ossietzky, Carl von, 62–63n, 91
 Ostberg, Hugo, 53–54
 Osterroth, Nikolaus, 39
 Ostertag, Ferdinand, 246
 Otte, Marline, 197n
- Papen, Franz von, 50, 60
 Pappenheim, Bertha, 146
 Parkin, Frank, 200n
 Parvus-Helphand, Alexander Israel, 27
 Pechstein, Max, 170n
 Peukert, Detlev J.K., 236
 Pflaum, Renate, 119n
 Planck, Max, 91, 92
 Plant, Rebecca Jo, 197n
 Polke, Max Moses, 208
 Popper, Karl, 102, 104
 Posner, Alexander, 207
 Prestel, Claudia, 5, 135–155
 Preston, David L., 91n, 93–94, 95n, 99, 103n, 108–109
 Preuß, Hugo, 32n, 34, 274
 Pulzer, Peter, 271–279
- Rabi, Isidor (Israel Isaac), 103–104
 Rabin, Else, 136
 Rahden, Till van, 3, 197–222, 275
 Rathenau, Walther, 40n, 101n, 107, 166, 228, 261, 263, 272, 275, 276
 Rauprich, Juliane, 186n
 Reibmayr, Albert, 214n
 Reich, Jakob, 196n
 Reichmann(-Jungmann), Eva G., 1–2, 13
 Reinhardt, Max, 47
 Reisen, Salmen, 244n, 249n
 Reuter, Ernst, 63
 Revoutzky, Abraham, 244
 Rey, Manfred van, 180n
 Richarz, Monika, 215
 Rickert, Heinrich, 170n
 Riesenfeldt, W.R., 183n
 Riesser, Gabriel, 168, 257
 Rosenzweig, Franz, 170n, 232, 233, 234
 Rosin, Avigdor (Ben Adir), 244, 245, 248, 251
 Rothschild, Meyer Amschel, 66
 Rousseau, Jean-Jacques, 105
 Rubaschow, Salman, 244n, 246
 Rürup, Reinhard, 49n

- Ruppin, Arthur, 48n
 Rutherford, Ernest, 92
- S[h]abbetai Zvi, 129
 Sallis-Freudenthal, Margarete, 144–145
 Salomon, Alice, 188n
 Samek, Margarete, 151
 Sand, George, 144
 Schacht, Hjalmar Horace Greeley, 275
 Schaeffer, Charlotte, 211
 Schäffer, Hans, 274
 Schatzky, Jacob, 246n, 251
 Schiff, Jacob H., 71n
 Schiller, Friedrich von, 211, 236
 Schoenlank, Bruno, 163n
 Scholem, Betty, 193
 Scholem, Gershom, 3, 4, 178, 193, 199
 Scholem, Werner, 38
 Schorsch, Ismar, 174n
 Schottländer, Bernhard, 208, 209, 210n
 Schottlaender, Rudolf, 187n
 Schrödinger, Erwin, 92
 Schüler-Springorum, Stefanie, 49n
 Schwab, Georg-Maria, 106
 Schwab, Hermann, 126n
 Schwarz, Josef, 188n
 Seelig, Minna, 206
 Senator, Werner, 48n
 Severing, Carl, 37n, 61
 Shakespeare, William, 105
 Shazar, Salman, 246n
 Sheehan, James, 198
 Silbermann, Alphons, 194
 Silverberg, Paul, 275
 Simmel, Georg, 47
 Simon, Ernst, 232
 Simon, Hermann, 28n
 Singerleben, –, 41
 Sklarek, Leo, 9–10
 Sklarek, Max, 9–10
 Sklarek, Willy, 9–10
 Snow, David A., 174n
 Sobelsohn, –, 40
 Sombart, Werner, 214
 Sommerfeld, Arnold Alfred, 91
 Sonnenfeld, Hugo, 181n, 273
 Stadthagen, Arthur, 41
 Stark, Johannes, 90–91
 Stein, Nathan, 185n, 187
 Stein-Pick, Charlotte, 184n
 Stern, Bruno, 187n
 Stern, Fritz, 271
 Stern, Heinemann, 181n
- Sternheim, Carl, 47
 Stif, Nachum (Bal Damion), 245, 248, 250
 Stoecker, Adolf, 171
 Straus, Elias, 140, 142, 143
 Straus, Ernst Gabor, 139n, 140, 141, 142, 143
 Straus, Gabriele, 139n
 Straus, Rahel, 139–143, 144n, 145–147, 152, 154
 Straus, Samuel Friedrich, 139n
 Strauss, Hannah (Straus), 139–140, 143
 Streicher, Julius, 50, 160, 171, 172, 179n, 278
 Stresemann, Gustav, 168
 Stresemann, Käte, 168
 Süsheim, Max, 163n, 169
 Szanto, Alexander, 28–29, 30, 39, 42
 Szeffel, Lisa, 197n
- Tacitus, 211
 Tänzer, Arnold, 214
 Theilhaber, Felix, 214
 Tietz, Georg, 53
- Ucko, Sinai Siegfried, 131n
 Ulrich, Keith, 5, 65–86
 Unger, Emil, 27
 Ungerleider, Franz, 218
 Unruh, Friedrich Franz von, 14
- Varnhagen von Ense, Rahel (Levin), 104–105, 106
 Volkov, Shulamit, 93n, 137, 220
 Vowe, Gerhard, 174n
- Wahl, Josef, 44n
 Walk, Joseph, 4, 184
 Warburg Fam., 71
 Warburg, Felix, 71n
 Warburg, Fritz, 71
 Warburg, Max, 66, 75, 76n, 77, 79, 84, 275
 Warburg, Nina (Loeb), 71n
 Warburg, Paul, 71, 75n, 76n, 78n
 Warschawsky, Oiser, 250
 Wassermann, Jakob, 232
 Wassermann, Oscar, 76n
 Weber, August, 56
 Weber, Max, 200
 Wegner, Armin T., 217, 219
 Wegner, Sybille., 219
 Wehl, Selma (Lewin), 153
 Weisbrod, Bernd, 207
 Weiß, Bernhard, 2, 49–63, 274–275
 Weiß, Emma (Strelitz), 49
 Weiß, Max, 49, 51
 Weiss, Ruth, 195n

- Weisskopf, Viktor, 104, 105, 111
 Weiter, A., 247
 Weizmann, Chaim, 99
 Wels, Otto, 59
 Weltsch, Robert, 47, 243
 Werfel, Franz, 47, 253, 260
 Wertheimer, Jack, 205
 Wetzell, Juliane, 6, **173–196**
 Wiener, Meir, 264
 Wigderowitsch, Elli, 154–155
 Wilhelm II, 227, 228, 231, 273
 Wirth, Joseph, 40n
 Wischnitzer-Bernstein, Rachel, 250
 Wittgenstein, Ludwig Joseph Johann, 100n
 Wohl, Robert, 226
 Wohlgemuth, [Rabbi], 126
 Wohlgemuth, Joseph, 229
 Wolf, [Rabbi], 129
 Wolfenstein, Alfred, 253
 Wolff, Charlotte, 149
 Wolff, Theodor, 164, 274
 Wronsky, Siddy, 136
 Wurm, Emanuel, 41

 Young, Owen, 80

 Ziegellaub, David, 176n
 Zielenziger, Kurt, 194n
 Zörgiebel, Karl, 52, 57
 Zweig, Arnold, 27, 47, 48, 234, 261
 Zweig, Max, 186
 Zweig, Stefan, 227

Mitarbeiterverzeichnis/List of Contributors

- ANGRESS, Werner T., Ph.D., b. 1920 in Berlin. Author of ‚Revolution und Demokratie: Jüdische Politiker in Berlin 1918/19‘, in Reinhard Rürup (ed.), *Jüdische Geschichte in Berlin. Essays und Studien* (Berlin 1995); ‚Kurzreferat: Ein Zeitzeuge berichtet aus amerikanischer Sicht‘, in *8. Mai 1945 – Befreiung oder Kapitulation?* (Berlin 1997).
- BENZ, Wolfgang, b. 1941 in Ellwangen. Professor at the Technische Universität Berlin, Director of Zentrum für Antisemitismusforschung, Berlin; Geschwister-Scholl-Preis 1992. Co-editor of *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*; editor of *Antisemitismus in Deutschland. Zur Aktualität eines Vorurteils* (Munich 1995). Author of *Der Holocaust* (Munich 1995); *Feindbild und Vorurteil. Beiträge über Ausgrenzung und Verfolgung* (Munich 1996).
- BERGMANN, Werner, Dr. phil. habil., b. 1950 in Celle. Wissenschaftlicher Oberassistent am Zentrum für Antisemitismusforschung, Technische Universität Berlin. Author of *Antisemitismus in öffentlichen Konflikten. Kollektives Lernen in der politischen Kultur der Bundesrepublik 1949–1989* (Frankfurt a. Main 1997); *Anti-Semitism in Germany. The Post-Nazi Epoch since 1945* (with Rainer Erb) (New Brunswick, N.J. 1997).
- BORUT, Jacob, Ph.D., b. 1956 in Jerusalem. Editor, *Book of Communities (Pinkas Ha-kehillot) – Germany* (Yad Vashem). Author of ‚Das ungewohnte Bild jüdischer Wahlversammlungen: Zum Stilwandel innerjüdischer Wahlkämpfe in den 1920er Jahren‘, in *Archiv für Sozialgeschichte*, 37 (1997); ‚A new Spirit among our Brethren in Ashkenas‘: *German Jews between Antisemitism and Modernity at the End of the 19th Century* (Jerusalem, in Hebrew, forthcoming).
- CRESTI, Silvia, Ph.D. (Pisa), b. 1959 in Basel. Post-Doctoral Fellowship, Vidal Sassoon Center for the Study of Antisemitism, Hebrew University of Jerusalem. Author of ‚Nation, Volk und Rasse. Zu einer jüdischen Auseinandersetzung in der Weimarer Republik‘, in *Jüdischer Almanach 1999* (forthcoming); ‚Lingue e razze. Schlegel e l’invenzione dell’uomo ariano‘, in Gabriella Catalano/Emilia Fiandra (eds.), *Dal Romanticismo al Naturalismo* (Giunti, forthcoming).
- FISCHER, Klaus, Dr. phil. habil., b. 1949 in Hanau. Professor of Philosophy of Science, University of Trier. Author of *Changing Landscapes of Nuclear Physics* (Berlin/New York 1993); ‚Identification of Emigration-Induced Scientific Change‘, in A. Söllner/M.G. Ash, (eds.), *Forced Migration and Scientific Change* (Cambridge 1996).
- HEID, Ludger, Dr. phil. habil., b. 1945 in Warendorf (Westphalia). Lecturer at the University of Duisburg. Author of *Maloche – nicht Mildtätigkeit. Ostjüdische Arbeiter in Deutschland 1914–1923* (Hildesheim/New York 1995); co-editor of ‚Meinetwegen ist die Welt erschaffen“. *Die intellektuelle Vernichtung des deutschsprachigen Judentums. 58 Portraits* (1997).
- KAUDERS, Anthony, D. phil., Oxford, b. 1967. Freelance academic lecturer. Author of *German Politics and the Jews. Düsseldorf and Nuremberg, 1910–1933* (Oxford 1996).
- LIEPACH, Martin, Dr. phil., b. 1961 in Frankfurt a. Main Author of *Das Wahlverhalten der jüdischen Bevölkerung. Zur politischen Orientierung der Juden in der Weimarer Republik* (Tübingen 1996).

- MENDES-FLOHR, Paul, Ph.D., b. 1941 in New York. Professor at the Hebrew University of Jerusalem. Author of *Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit. 4. Band. 1918–1945* (with Avraham Barkai) (Munich 1997); *A Land of Two Rivers. The German-Jewish Vision of a New Babylon* (New Haven, forthcoming).
- NEISS, Marion, M.A., b. 1953 in Mosbach/Baden. Currently at the Technische Universität Berlin. Co- editor of *Die Erfahrung des Exils. Exemplarische Reflexionen* (Berlin 1997).
- PAUCKER, Arnold, Dr. phil. (Heidelberg), Dr. h.c. (Potsdam), b. 1921 in Berlin. Director, London Leo Baeck Institute; International Vice-President of the Leo Baeck Institutes. Author of *Standhalten und Widerstehen. Der Widerstand deutscher und österreichischer Juden gegen die nationalsozialistische Diktatur* (Essen 1995); ‚Zum Selbstverständnis jüdischer Jugend in der Weimarer Republik und unter der nationalsozialistischen Diktatur‘, in Hans Otto Horch/Charlotte Wardi (eds.), *Jüdische Selbstwahrnehmung* (Tübingen 1997).
- PRESTEL, Claudia, Ph.D., b. 1956 in Haifa. Senior Lecturer at Monash University. Author of ‚Arabs and Women: Constructing the Zionist Image of the „Other“ in pre-State Israeli Films‘, in *Nashim* (1998); ‚Frauenpolitik oder Parteipolitik? Jüdische Frauen in innerjüdischer Politik in der Weimarer Republik‘, in *Archiv für Sozialgeschichte*, 37 (1997).
- PULZER, Peter, Ph.D. (Cambridge), B.Sc. Econ. (London), b. 1929 in Vienna. 1957–1996 Gladstone Professor of Government and Public Administration, University of Oxford. Fellow of All Souls, University of Oxford. Author of *Jews and the German State. The Political History of a Minority, 1848–1933* (1992); *German Politics, 1945–1995* (1995); *Germany, 1870–1945. Politics, State Formation and War* (1997).
- RAHDEN, Till van, M.A. (Johns Hopkins University), b. 1967 in Bremen. Research Fellow, Institut für Europäische Geschichte, Mainz; Doctoral candidate, University of Bielefeld. Author of ‚Weder Milieu noch Konfession. Die situative Ethnizität der deutschen Juden in vergleichender Perspektive‘, in Olaf Blaschke/Frank-Michael Kuhlemann (eds.), *Religion im Kaiserreich* (Gütersloh 1996); ‚Ideologie und Gewalt: Neuerscheinungen über den Antisemitismus in der deutschen Geschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts‘, in *Neue Politische Literatur*, 41 (1996).
- ULRICH, Keith, Dr. rer. occ., b. 1964 in Essen. Author of *Die wirtschaftliche Bedeutung der Privatbankiers in der Zwischenkriegszeit* (Diss.) (Bochum 1995); ‚Das Privatbankhaus Simon Hirschland im Nationalsozialismus‘, in Manfred Köhler/Keith Ulrich (eds.), *Banken, Konjunktur und Politik. Beiträge zur Geschichte deutscher Banken im 19. und 20. Jahrhundert* (Essen 1995).
- WETZEL, Juliane, Ph.D., b. 1957 in Munich. Lecturer at Zentrum für Antisemitismusforschung Berlin. Author of ‚Antisemitismus im Internet‘, in *Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstands*(ed.), *Das Netz des Hasses* (Vienna 1997); ‚Antisemitism among Right-Wing Extremist Groups, Organizations, and Parties in Postunification Germany‘, in Hermann Kurthen et al, (eds.), *Antisemitism and Xenophobia in Germany after Unification* (New York/Oxford 1997).

*Die bisher erschienenen Sammelbände
zur Geschichte der deutschen Juden veröffentlicht vom Leo Baeck Institut*

Das Judentum in der Deutschen Umwelt 1800–1850

Studien zur Frühgeschichte der Emanzipation. Herausgegeben von Hans Liebeschütz
und Arnold Paucker

Mit Beiträgen von Hans Liebeschütz, Julius Carlebach, Gerhard Schulz, Jacob Toury, Johanna
Philippson, Pinchas E. Rosenblüth, H.G. Reissner.
1977. XIII, 445 Seiten (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 35).
Leinen.

Revolution and Evolution 1848 in German-Jewish History

Edited by Werner E. Mosse, Arnold Paucker, Reinhard Rürup

Mit Beiträgen von Reinhard Rürup, Reinhart Koselleck, Lawrence Schofer, Peter Pulzer, Monika
Richarz, Stefi Jersch-Wenzel, Avraham Barkai, Esra Bennathan, Julius Carlebach, Marion Kaplan, Ismar
Schorsch, Herbert A. Strauss, Steven M. Lowenstein, Uriel Tal, Michael A. Meyer, Hermann Greive,
S. S. Praver, Albert H. Friedländer, Frank Eyck.
1981. XII, 431 Seiten (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 39).
Leinen.

Jüdisches Leben auf dem Lande

Studien zur deutsch-jüdischen Geschichte

Herausgegeben von Monika Richarz und Reinhard Rürup

Mit Beiträgen von Monika Richarz, J. Friedrich Battenberg, Stefan Rohrbacher, Michael Toch,
Mordechai Breuer, Stefi Jersch-Wenzel, Arno Herzig, Avraham Barkai, Reinhard Rürup, Robert von
Friedeburg, Jacob Toury, Annette Weber, Frowald Gil Hüttenmeister, Steven M. Lowenstein, Jacob
Borut, Paula E. Hyman, Gisela Roming, Uri R. Kaufmann, Rainer Sabelleck, Michael Schmidt,
Christhard Hoffmann, Utz Jaeggle.
1997. XI, 444 Seiten (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 56).
Leinen.

Juden im Wilhelminischen Deutschland 1890–1914

Herausgegeben von Werner E. Mosse unter Mitwirkung von Arnold Paucker

Mit Beiträgen von Werner E. Mosse, Arnold Paucker, Reinhard Rürup, Ernst Schulin, Peter Pulzer,
Peter Gay, Lamar Cecil, Hermann Greive, Werner Jochmann, Pinchas E. Rosenblüth, Uriel Tal, Yehuda
Eloni, Robert Weltsch.
1976. XIV, 786 Seiten (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 33).
Leinen.

Deutsches Judentum im Krieg und Revolution 1916–1923

Herausgegeben von Werner E. Mosse unter Mitwirkung von Arnold Paucker

Mit Beiträgen von Werner E. Mosse, Saul Friedländer, Werner Becker, Werner T. Angress, Hans Tramer,
Wilhelm Treue, Werner Jochmann, Eva G. Reichmann, Robert Weltsch.
1971. XI, 704 Seiten (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 25).
Leinen.

Entscheidungsjahr 1932

Zur Judenfrage in der Endphase der Weimarer Republik

Herausgegeben von Werner E. Mosse unter Mitwirkung von Arnold Paucker

Mit Beiträgen von Werner E. Mosse, E. G. Lowenthal, Esra Bennathan, Hans Paul Bahrdt, Z. Barbu, George L. Mosse, Hans-Joachim Kraus, Karl Thieme, P. B. Wiener, Hans-Helmuth Knütter, Kurt Loewenstein, Arnold Paucker, Eva G. Reichmann, Robert Weltsch.

2., revidierte und erweiterte Auflage 1966. XX, 615 Seiten (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 13). Broschur und Leinen.

Juden und deutsche Arbeiterbewegung bis 1933

Soziale Utopien und religiös-kulturelle Tradition

Herausgegeben von Ludger Heid und Arnold Paucker

Mit Beiträgen von Ludger Heid, Arnold Paucker, Arno Herzig, Walter Grab, Micha Brumlik, Shlomo Na'aman, Kurt Koszyk, Robert S. Wistrich, Mario Kessler, Laurenz Demps, Hanna Delf, Gottfried Niedhart, Susanne Müller, Christl Wickert, Klaus-Dieter Vinschen, Donna Harsch, Jacob Toury.

1992. IX, 245 Seiten (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 49). Leinen.

Die Juden im Nationalsozialistischen Deutschland /

The Jews in Nazi Germany 1933-1943

Herausgegeben von Arnold Paucker mit Sylvia Gilchrist und Barbara Suchy. Mit einem Geleitwort von Fred Grubel und einer Einleitung von Peter Pulzer

Mit Beiträgen von Fred Grubel, Arnold Paucker, Peter Pulzer, Peter Gay, Werner E. Mosse, Ismar Schorsch, Julius Carlebach, Reinhard Rürup, Steven M. Lowenstein, Herbert A. Strauss, Avraham Barkai, A.J. Sherman, David Kramer, Trude Maurer, Werner T. Angress, Hajo Bernett, Joseph Walk, Michael Daxner, Herbert Freedman, Volker Dahm, Claudia Koonz, Rita Thalmann, Abraham Margaliot, Jehuda Reinharz, Otto D. Kulka, Ian Kershaw.

1986. XXIV, 426 Seiten (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 45). Leinen.

Second Chance. Two Centuries of German-Speaking Jews in the United Kingdom

Edited by Werner E. Mosse with Julius Carlebach, Gerhard Hirschfeld, Aubrey Newman,
Arnold Paucker, Peter Pulzer

Mit Beiträgen von Claus Moser, Peter Pulzer, Colin Holmes, Aubrey Newman, Todd M. Endelman, Doron Niederland, Bob Moore, Herbert A. Strauss, Mitchell G. Ash, Alfons Söllner, Rodney Livingstone, Rudolf Muhs, Uwe Westphal, Peter Alter, Kurt Lipstein, Paul Hoch, Paul Weindling, Peter Lasko, Erik Levi, Erik Levi, Günter Berghaus, Pauline Paucker, Stanley Chapman, Wolfgang Mock, Harold Pollins, Herbert Loebel, Julius Carlebach, Albert H. Friedländer, Raphael Loewe, John P. Fox, Louise London, Vivian D. Lipman, Jillian Davidson, Tony Kushner, Ronald Stent, Gerhard Hirschfeld, Werner E. Mosse.

1991. XII, 654 Seiten (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 48). Leinen.

Mohr Siebeck